
ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT
NR. 6 · JUNI 1977 · 6 DM C 6793 EX
PLAYBOY
FLIEGEN: DAS CHAOS AN UNSEREM HIMMEL
TENNIS: SATZ UND SIEG FÜR EINEN RÜPEL
SEX-TEST: WARUM SIND SIE SO SCHARF?
AUTO: DER NEUE STAR VON BMW
Das frechste Mädchen des Jahres

Rémy Martin.
Unter Gutem das Bessere erkennen.

Rémy Martin-
Fine Champagne Cognac V.S.O.P.



Das Prädikat exclusiv für den Cognac, der seine Herkunft aus dem eng begrenzten Gebiet der Champagne de Cognac nachweisen kann. Daher darf jede Flasche Rémy Martin diese Karte tragen.

SCHNEIDER-IMPORT, BINGEN

RM 1 · LINTAS:HAMBURG

UNTER UNS

STICHWORT: KÖRPER. Woran denken Sie? An zwei Körper natürlich. Mindestens. Genau wie unsere Autoren. Am kompromißlosesten zeigte sich **Gerhard Zwerenz.** Er dachte gleich an alle Körper. Seine Forderung: die hüllenlose Gesellschaft. Er selbst verwirklicht sie, wo immer er kann. Was nicht ganz ohne Risiko ist, denn *Die Sonne bringt es an den Tag.*

Körper ganz anderer Art schweben **Rudolf Braunburg** vor. Von Berufs wegen. Die Rede ist von Flugkörpern. *Was am Himmel kreucht und fleucht* läßt dem Lufthansapiloten bei jedem Einsatz eine Gänsehaut über den Rücken kreuchen. Die auch den Leserrücken nicht verschonen wird.

Freilich lassen sich in deutschen Landen auch sympathischere Körper orten. Dafür trat im November '76 Playmate Doris Anders den leibhaftigen Beweis an. Prompt wurde sie durch Jury-Beschluß *Die deutsche Playmate des Jahres.* Das hat sie jetzt davon und einen schwarzen Porsche 924. Fotograf **Peter Weissbrich** führt den Jahreskörper nochmals vor das Männerauge. Wesentlich weiter als der Münchner Lichtbildner ging Madame Claude aus Paris. Sie führte die Körper ihrer Mädchen den Männern nicht nur vor die Augen. Den Behörden ging sie damit zu weit. Das Nobel-Etablissement wurde vor drei Jahren geschlossen, und die VIPs konnten sehen, wo sie blieben. Regisseur Just Jaeckin transponierte das Geschehen vom Leintuch auf die Leinwand. Und **Helmut Newton** nahm sich der (Film-)*Callgirls* auf bewährte Weise an: mit Stativ und Kamera.

Nicht jeder teilt Madame Claudes eher pragmatische Auffassung vom menschlichen Körper. Schon gar nicht Mascha Rabben. Die ehemalige Dreharbeiterin Werner Fassbinders hat im Zustand der Erleuchtung ihren Wohnsitz nach Indien verlegt. Seitdem sieht sie beim Stichwort „Körper" vor allem den Astralleib vor ihrem dritten Auge – *So streng sind dort die Bräuche.* Doch keine Sorge – **Guido Mangolds** Kamera hat ihren Real-Leib festgehalten. Seine Bilder beantworten die alte Frage, ob der Mensch von innen nach außen oder von außen nach innen lebt, ganz im Sinne des Tantra-Yoga: Sowohl-als-auch. Mit anderen Worten: Das Leben ist ein ewiges Rein-und-Raus.

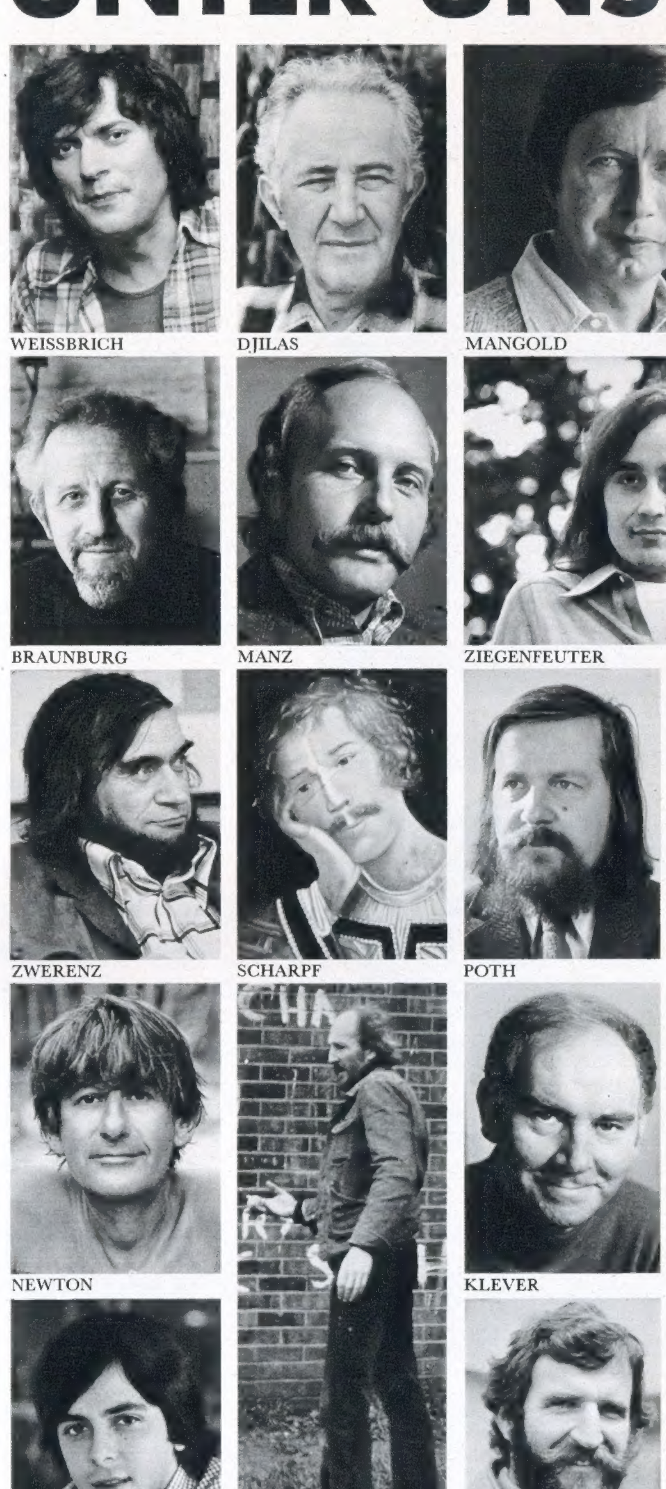
Experte für das „Rein" ist, wenn's um körperliche Genüsse geht, **Ulrich Klever.** Nach der Devise *Gourmet ist, wer weiß, was man heute wo wie ißt* überwand er für den PLAYBOY gastronomische Entfernungen, verleibte sich Lukullisches ein und stellte fest: Die Küche hat ihr Fett weg, die großen Köche nehmen's leicht – die Nouvelle Cuisine lebt. Eß-Fan **Manfred Scharpf** war der richtige Mann zur Visualisierung dessen, was Leib und Seele zusammenhält.

Was Leib und Leib zusammenhält, bekam Kriminalkommissar Schygulla in *Flotter Vierer ohne Steuermann* auf das verwirrendste zu spüren. Autor **Chlodwig Poth** beteuert, daß jede Ähnlichkeit mit Frankfurter Verhältnissen rein zufällig sei. Unschuldiges Opfer der Pothschen Phantasie waren jene Freunde des Illustrators **Dieter Ziegenfeuter,** die auf dem kalten Boden des Münchner Malerateliers stundenlang Modell liegen mußten.

Vom Körper zum Geist: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Hier irrte – Schiller; denn wenn der recht hätte, müßte der Tennisstar Ilie Nastase aussehen wie der Glöckner von Notre Dame. In *Es ist dein Aufschlag, du Arsch!* schaut Tennisfreund **Mike Lupica** dem Crack auf sein ungewaschenes Maul. Der Londoner **Mike Francis,** für den PLAYBOY bei der Londoner Galerie Treadwell entdeckt, lieferte die Illustration.

Bleiben wir beim Geist. Wes Geistes Kind mag ein Mann sein, der in einer Umgebung seinen Mann steht, wo er fast als Kind gilt? Staatssekretär Andreas von Schoeler tut sich als Twen in der großväterlichen Bonner Politszene manchmal schwer. Wie schwer, wollte Journalist **Bruno Manz** wissen und reiste von der bayerischen in die Bundeshauptstadt. Sein Resümee: *Trau keinem über 28.*

Zeitgeist oder Ungeist? Nach Italien, Frankreich und Portugal mischen die Kommunisten jetzt auch in Spanien mit. *Wohin steuert der Eurokommunismus?* Titos Ex-Vize **Milovan Djilas,** einer der geistigen Väter dieses beunruhigenden Phänomens, müßte es eigentlich wissen. Deshalb fragten wir ihn. Seine Antwort steht auf Seite 180.



WEISSBRICH · DJILAS · MANGOLD · BRAUNBURG · MANZ · ZIEGENFEUTER · ZWERENZ · SCHARPF · POTH · NEWTON · KLEVER · LUPICA · FRANCIS · ERTL

Sportsgeist zeigte (wie immer) Formel-I-Rennfahrer **Harald Ertl,** als er sich unter die Gilde der BMW-Testfahrer mischte und im Erlkönig über Europas Straßen geisterte. Sein begeistertes Urteil über den 733i: *Der macht Müde munter.* Genau wie PLAYBOY.

jahrgang 6, nr. 6 – juni 1977

PLAYBOY

SEITE FÜR SEITE: ALLES WAS MÄNNERN SPASS MACHT



Es ist dein Aufschlag, du Arsch! S. 104



Callgirls S. 107



Der macht Müde munter S. 78



Playmate des Jahres S. 120



Die Sonne bringt es an den Tag S. 103

PLAYBOY-ANZEIGENREPRÄSENTANTEN: DEUTSCHLAND: WILLY HERTEL, MITTELWEG 144, 2000 HAMBURG 13, TELEFON 0 40/44 50 48, FS 02-12 104, JOCHEN WILLSCH, PARKSTRASSE 12, 1000 BERLIN 42, TELEFON 0 30/7 51 50 07, GERHARD SCHULZE, KÖNIGSTRASSE 31, 3000 HANNOVER, TELEFON 05 11/32 08 86, FS 09-21 528, WOLFGANG FITZLAFF, LEOPOLDSTRASSE 14–20, 4000 DÜSSELDORF 1, TELEFON 02 11/35 77 69, FS 08-582 231, FRANZ MÖLLER, GRAEFFSTRASSE 5, 5000 KÖLN 30, TELEFON 02 21/5 74 72 12/2 14, FS 08-882 133, KARL-HEINZ PRESCHER, LYONER STRASSE 56, 6000 FRANKFURT 71, TELEFON 06 11/67 60 21, FS 04-13 489, WALTER SCHWARZ, HOLBEINWEG 54, 7000 STUTTGART 1, TELEFON 07 11/85 02 03, FS 07-252 124, UDO B. SCHWARTZ, AUGUSTENSTRASSE 10, 8000 MÜNCHEN 2, TELEFON 0 89/59 46 78/79, FS 05-29 662. ENGLAND: JOSHUA B. POWERS LTD., 48 KEYES HOUSE, DOLPHIN SQUARE, LONDON SW 1 V 3 NA, TELEFON 01-8 34 80 23. FRANKREICH: MEDIASERVICE, 19, RUE DE 4 SEPTEMBRE, 750 02 PARIS, TELEFON 0 73 09 03. JAPAN: RAYMOND F. FALK, ASAHI SHIMBUN BUILDING, ROOM 615, NO. 3, 2-CHOME YUROKUCHO, CHIYODA-KU, TOKYO, TELEFON 211-77 96. **TITELBILD:** PETER WEISSBRICH.


"Leichtraucher haben
eben Geschmack."
REEMTSMA
R6

PLAYBOY
DEUTSCHLAND
HUGH M. HEFNER
Editor and Publisher

REDAKTION CHICAGO:
ARTHUR KRETCHMER, *Redaktionsdirektor*
ARTHUR PAUL, *Art Director*
GARY COLE, *Foto-Chef*

REDAKTION MÜNCHEN:
Chefredakteur:
ANDREAS MILLIES
Stellvertreter:
RAINER WÖRTMANN *(Art Director)*
WOLF THIEME *(Text)*

HELMUT AXMANN, KARIANE BARTKOWIAK, BETTINA VON BEUST, ANGELIKA BRONDER, GEORGE GUTHER, HELGA HEILMEIER, UTE HOFINGER, HANS-RÜDIGER LEBERECHT, EVA PETERS, MICHAEL POEGL, SIEGFRIED REICHERT, WERNER SCHMIDMAIER, CHRISTL SCHMIDT, PETRA SCHNITT, CLAUDIA SCHÖNHALS, IRMGARD VOIGT, ADOLF VOLBRACHT

FOTOS UND ILLUSTRATIONEN: HEINZ BERGER, BERND BRUMMBÄR, FRANZ-JÜRGEN HABBEN, INK STUDIOS, JEAN LESSENICH, MAURICE MICHAEL, MANFRED POPP, LUIS TRIPOLI, DIETER ZIEGENFEUTER
TEXT, ÜBERSETZUNG UND DOKUMENTATION: GEORG AUERBACH, DR. JOCHEN BECHER, JOACHIM BREMER, ULLRICH JACKUS, ULRICH KAISER, SUSANNE NEUMANN, MICHAEL REDEPENNING, JÜRGEN VOM SCHEIDT, JENS SCHMIDT-PRANGE, HILMAR SCHMITT, JUSCHA ZOELLER

PLAYBOY USA, REDAKTION MÜNCHEN:
FRANZ SPELMAN, *Postfach 20 17 28, 8000 München 2*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION BONN:
PAUL W. LIMBACH, *Sandkaule 9–11, 5300 Bonn, Telefon 0 22 21 / 65 69 29, Telex 08-86 785*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION NEW YORK:
MANFRED L. KREINER, *P. O. Box 3, Riverdale Station, New York, N. Y. 10471, Telefon (2 12) 5 49-76 86*

PLAYBOY DEUTSCHLAND, REDAKTION SCHWEIZ:
WOLF UECKER, *Ch. d. Primerose 8, CH-1007 Lausanne*

VERANTWORTLICH FÜR REDAKTIONELLEN TEIL:
ANDREAS MILLIES, *München*

HEINRICH BAUER VERLAG, MÜNCHEN
WALTER REMUS, HEINZ-GÜNTHER BACHEM, HEINZ NELLISSEN, *Redaktionelle Herstellung*
WOLFGANG ROBERT, *Anzeigenleiter und verantwortlich für Anzeigen*
URSULA MEYER, *Anzeigenstruktur*

VERTRIEB:
HEINRICH BAUER VERLAG, *Hamburg*

DRUCK:
W. GIRARDET, *Essen (Tiefdruck/Offset)*
F. W. ROHDEN, *Essen (Offset)*

PLAYBOY DEUTSCHLAND *erscheint monatlich im Heinrich Bauer Verlag München, Augustenstraße 10, 8000 München 2, Telefon (0 89) 5 99 71, Telex 05-528 178 und 05-24 350 (Anzeigen). Verkaufspreis DM 6,–, im Abonnement bei Lieferung frei Haus DM 6,– zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Bestellungen beim Verlag, Postfach 11 22 02, 2000 Hamburg 11, bei allen Postämtern und im Fachhandel. Telefon Abonnements-Vertrieb (0 40) 33 96 16 70-71. (Alle Preise verstehen sich einschließlich 5,5% Mehrwertsteuer.) Der Export des* PLAYBOY *und sein Vertrieb im Ausland sind nur mit Genehmigung des Verlages statthaft. Wiederverwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos keine Haftung. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nummer 4 gültig. Bank: Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt, Frankfurt/Main, Konto: 3269 000. Postscheckkonto: München 976 00-804. Erscheinungsort: München*



Neu Sie brauchen nur den Auslöser zu drücken. Und das Bild kommt heraus. Es entwickelt sich vor Ihren Augen in wenigen Minuten zu einem brillanten Farbfoto.

Polaroid SX-70 Sofortbilder mit der automatischen Entwicklung sind licht- und farbechter als die meisten herkömmlichen Farbfotos.

Übrigens, von allen Polaroid Sofortbildern können Sie bei Ihrem Fotohändler so viele Abzüge „Bild vom Bild" machen lassen, wie Sie wollen.

Die Polaroid 2000 Sofortbild-Kamera mit Dreijahresgarantie nimmt Ihnen praktisch die ganze Arbeit ab. Sie stellen nur noch die Entfernung ein. Die Belichtung ist vollautomatisch. Auch bei Blitzaufnahmen – mit der praktischen Blitzschiene oder mit dem neuen, sparsamen Polatronic Elektronenblitz.
Ein kleiner Motor in der Kamera schiebt das Bild heraus. Direkt in Ihre Hand.

POLAROID

2000

Die preisgünstigste Polaroid Kamera für SX-70 Sofortbilder.







So fängt's an. So geht's weiter. Fertig.



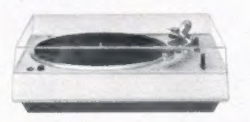
Hier sehen Sie eine Tonbandmaschine
mit GX-Kristall-Tonkopf.



Und die Cassetten-Maschine
zur Tonbandmaschine.



Und den Receiver zur Cassetten-Maschine
zur Tonbandmaschine.



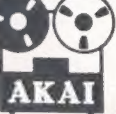
Und den Plattenspieler zum Receiver
zur Cassetten-Maschine zur Tonbandmaschine.



Und die Boxen zum Plattenspieler zum Receiver
zur Cassetten-Maschine zur Tonbandmaschine.

Von Akai.

Vergleichen Sie uns.



BRIEFE AN PLAYBOY

UNSERE ANSCHRIFT: PLAYBOY MAGAZIN · LESERBRIEFREDAKTION · AUGUSTENSTRASSE 10 · 8000 MÜNCHEN 2

AMOR-TISIERUNG

PLAYBOY-Leser W. W. aus Villingen fragte den PLAYBOY-Berater (März '77) nach Lustgewinn im Mercedes. Dazu ein Tip: Am rechten Vorderrad sollte ein 30- bis 40-Gramm-Auswuchtgewicht sein. Vor Antritt der Fahrt lassen Sie dieses Gewicht an einer Tankstelle abnehmen. Es werden sich besonders bei einer Geschwindigkeit von 90 bis 110 Stundenkilometer Schwingungen einstellen, die auch der rechte Vordersitz auf den Körper der Beifahrerin überträgt. Was sie nach 100 Kilometer Fahrt will, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Nach Ende der Reise lassen Sie das fehlende Gewicht wieder aufschlagen (markieren Sie die Stelle schon, bevor Sie das Gewicht abnehmen lassen). Ich weise aber darauf hin, daß durch die Unwucht erhöhter Verschleiß bei Reifen, Stoßdämpfern und Radlagern entsteht.

Sie können sich aber auch eine Hi-Fi-Anlage mit einem zusätzlichen Lautsprecher unter dem rechten Sitz installieren lassen. Ich bin der Meinung, daß sich die hohen Anschaffungskosten in Kürze „amortisiert" haben.

Peter Biberger
Kfz-Werkstätte
Arget bei Sauerlach

MUSS MUSS SEIN

Ihr Loblied auf das deutsche Brot (*Mit Laib und Seele,* März-Heft) war hervorragend formuliert, doch ist Ihnen ein kleiner, für alle Holzofenbäcker jedoch großer Fehler unterlaufen. Es hätte heißen müssen: „Trägt es den Namen Holzofenbrot, so *muß* es in einem holzbeheizten Ofen gebacken sein." Sie schrieben „*kann*". Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß ich dies richtigstellen muß, da wir – ich spreche hier stellvertretend für alle Holzofenbäcker – die tatsächliche Mehrarbeit mit direkt beheizten Öfen haben und clevere Kollegen kassieren.

Renate Peter-Emert
Gladbeck

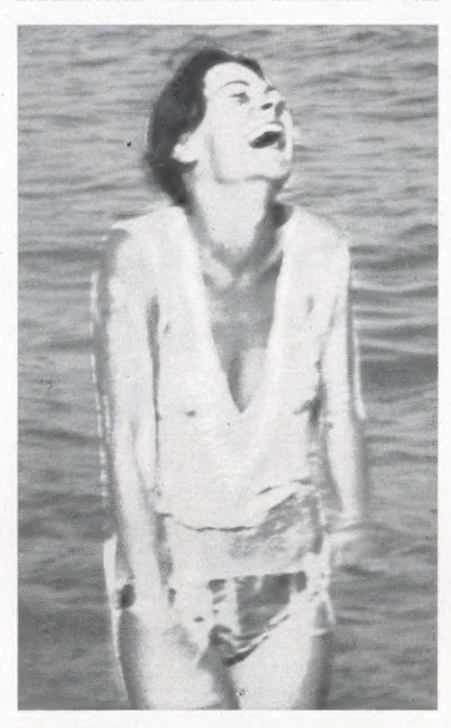
EIN TABU WIRD ABGESCHAFFT

Leider habe ich erst sehr spät die Zeit gefunden, im Januar-Heft PLAYBOYS *Geschichte der Zensur* von Ernest Borneman zu lesen. Zum Tabu-Problem der Transsexualität: Natürlich ist der Gesetzgeber bei der Lösung bestimmter Probleme oft auf einen breiten Öffentlichkeitskonsens angewiesen, hier jedoch war für uns nur die unwürdige Lage der Betroffenen und ihre physische und – mehr noch – ihre psychische Not für eine Initiative maßgebend. Sogenannte Minderheiten werden immer „Randgruppen" bleiben, wenn man sie nicht als Individuen sieht, die einen Anspruch auf Integration haben. Ich habe das zuständige Bundesministerium mehrfach gedrängt, den von Dr. Claus Arndt und mir 1976 eingebrachten Antrag auf Änderung des Personenstandsgesetzes, der vom Bundestag auch verabschiedet wurde, in Gesetzesform umzusetzen. Ich habe die ministerielle Zusage, daß mit diesem Änderungsgesetz im Laufe dieses Jahres zu rechnen ist.

Dr. med. Rolf Meinecke, MdB
Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Bildung und Wissenschaft
Hamburg

URSULA WARTET

Sie fragen in Ihrem *Forum* im Mai: „Wo kann man in diesem Sommer die attraktivsten Mädchen aufreißen?" Auf



dem Campingplatz von Prairie de la Mer in Port Grimaud an der Côte d'Azur. – Da bin ich (siehe Foto).

Ursula Pahnke
Venlo-Blerick

HÖHEPUNKT ERREICHT

Abgesehen von anderen ausgezeichneten Beiträgen im Februar-Heft haben Sie meiner Ansicht nach auch einen Höhepunkt lustig-erotischer Kreativität erreicht; man fängt an mit Schmunzeln *(Konfetti),* wird dann zum Grinsen animiert *(Pariser Design),* muß erstaunt kichern *(Karneval)* und schließlich schallend lachen *(Olga).* Gut gemischt!

Wolfgang Pintos
Dortmund

PHALLISCHE KLASSE

Betrifft *Auto auf zwei Rädern* in der Februar-Ausgabe: Die von Ihnen vorgestellte Van Veen scheint nichts anderes zu sein als ein Prestigeobjekt für ältere Männer, die schon einen Mercedes in der Garage haben. Sie betonen so eindringlich den vibrationsfreien Lauf dieses Motorrads; aber wo bleibt denn da der Spaß? Ich besitze eine Harley-Davidson Sportster, deren verlängerten Gabelrohren schon so eindeutig phallische Bedeutung zuzumessen ist, daß jedes Mädchen vor Begeisterung schon das Höschen näßt, wenn sie das Motorrad nur sieht.

Claudius von Oheimb
Pohlheim

Mit Freude stelle ich fest, daß im PLAYBOY 2/77 mal wieder ein Bericht über ein exklusives Kraftfahrzeug zu finden war. Jedoch ist es Folker Kraus-Weysser schon fast als Todsünde anzurechnen, als Vergleich in dieser Klasse so Hausmannskost wie die Kawasaki 1000 oder die BMW 100 RS anzubieten und die beiden größten Italienerinnen, die Ducati 900 SS und die MV Agusta Arthuro Magni, einfach unter den Tisch fallen zu lassen.

Georg Rakutt
Niefern-Öschelbronn

GEISTIGE EJAKULATE

Bei intensivem Studium diverser Nummern Ihres PLAYBOY-Beraters drängte sich uns die Frage auf, ob es dem deutschen Bildungsniveau nicht ungeheuer zuträglich wäre, diese in vielerlei Hinsicht ausgesprochen geistigen Ejakulate in Buchform zu veröffentlichen.

Jörg-Peter Höppner
Andreas Hedrich
Ulrich Niklas
Martin Bahr
Reinbek

Diesen Monat gibt es bei Ihrem Zeitschriftenhändler noch die PLAYBOY-Sonderausgabe 1, die aus fünf Jahrgängen des deutschen PLAYBOY – umrahmt von einer Galerie süßer Mädchen – Ratschläge für alle Lagen des Liebens versammelt.




Heute trinken wir unser Bit
auf die Erfindung des Barhockers.
Bar kommt aus dem Englischen und bedeutet ursprünglich Schranke —
und weil die Schranke — sprich der Tresen —
sehr hoch war, wurde der Barhocker erfunden.
Bitte ein Bit!
Bitburger Pils
Ein Besonderes unter den Besten.

PLAYBOY AM ABEND



Ein alter Mann von wurzeliger Physiognomie entnimmt einer mürben Joppentasche ein flachrundes Steinzeugfläschchen und haut sich daraus in die Grube hinter der Daumenwurzel eine Pyramide aus einem dunkelbraunen Pulver, das er rasselnd in seine Nasenlöcher hochzieht. Sein Gesicht verklärt sich andächtig, die Augen beginnen zu schwimmen, der Blick wird vage. Worauf er bedächtig ein kolossales, dunkelgemustertes Tuch aus der Tasche holt und sich kataraktisch hineinschneuzt. So kennen die Generationen den Schnupfer. Das **Schnupfen** also bringt man zusammen mit Hinterwäldlern. Wie reimt sich das zusammen mit der Überlieferung, wonach die besonders artigen Höfe des Rokoko dem Schnupfen huldigten? Und daß sich ein Kronprinz sogar gegen seinen vulgären Vater auflehnte, der ihn zum Tabaks-Collegium zwingen wollte, wo es beim Pfeifenrauch oft sehr grob herging? Aber Prinz Friedrich (später *der Große* genannt) blieb zeitlebens beim höfischen Schnupfen.

Schmalzler: immer der Nase nach

Auch heutzutage gibt es wieder prominente Schnupfer: Helmut Schmidt und *Stern*-Boß Henri Nannen, beispielshalber, Helmut Schön und Sepp Maier. Früher galt es als besonders vornehm und war dem gemeinen Volk durchaus verwehrt. Es muß also etwas dran sein an dieser Art von Tabak-Konsum. Wer weiß denn schon, daß Schnupftabak nicht gleich Schnupftabak ist? Daß die fünf letzten deutschen Schnupftabak-Hersteller immer noch eine eher verwirrende Vielfalt des feinschmeckerischen Nasenfutters produzieren?

Der deftige, gefettete Schmalzler mit seinem derb-würzigen Aroma, seinen sattmachenden Vollprisen ist nur die Basis allen Schnupfens, seine Unterlage. Auf ihm baut sich eine unglaubliche Vielfalt des Angebots auf. So ist Schnupftabak von staubfeiner bis rauh-bröseliger Konsistenz, hellgelb bis schwarzbraun, trocken bis feuchtfett – und er „schillert" in allen erdenklichen Gerüchen. Von reinem Tabak, dem Brasil, reicht die Skala der Genüsse über alle nur erdenklichen Zusätze von Früchten, Kräutern, Gewürzen bis zu Blüten und deren Mischungen: Orangen und Datteln, Minze und Kaffee, Rum und Malaga, Rose und Zimt – Orient und Okzident spenden dem Schnupftabak Duft und Wohlgeschmack.

Aus dem riesigen Angebot kann sich jeder eine viel-registrige Schnupforgel aufbauen: Wir neuen Schnupfer schwören nicht auf eine Sorte wie die Wurzelseppen vom Wald oder wie Napoleon, der sich eine Westentasche mit Blech ausschlagen ließ, um mit zwei Fingern ins volle fahren zu können; wir lieben die Abwechslung, und man bietet sie uns auch: Macuba von Bernard in Regensburg, Natschitotsches von Lotzbeck-Ingolstadt, Doppelaroma von Pöschl-Landshut, Waldler von Bogenstätter-Grafenau, den leicht verruchten Tucky von Snuff-Tobacco, Konstanz, um spezielle Lieblinge und gleich damit die Hersteller aufzuzählen, die freilich noch eine Menge anderer Sorten anbieten, Lotzbeck sogar über 100. Aus ihren Sortimenten läßt sich ein reiches Monatsdepot zusammenstellen, das zehn Mark kostet!

Schnupfen wäre also billig? Gemach. Bald stößt der ambitionierte Schnupfer nämlich auf die eleganten Snuffs von Smith-London – und die kosten bereits das Vielfache. Freilich nur bei uns. Wer zu den Quellen pilgert, kann sich wohlfeiler eindecken: bei Smith & Sons, 74 Charing Cross Road, London (mindestens den würzig-süßen Café Royal), bei Fribourg & Dryer, 34 Heymarket, London (mindestens den schwül-aromatischen Shalimar), und bei Savoy's, Carfax, Oxford (mindestens den mit einer Spur Weihrauch versetzten Christ Church Snuff). Fribourg & Dryer liefert übrigens prompt und per Post ins Ausland.

Dem Raucher hat der Schnupfer etwas voraus: Er kann überall, wo jener nicht darf. Im Theater, im Museum, in der Straßenbahn, in der Kirche, im Bundestag, im Wald. So leben wir Schnupfer dahin, ständig unter einer Glocke von Wohlgeruch: glückliche Menschen, die sich allerdings öfter als andere Leute schneuzen. – *Eugen Oker*



Zum 21. Mai konnte der 1840 von dem Kaufmann Barthelemy Placheur gestiftete Tugendpreis des Riviera-Kurortes Antibes nicht verliehen werden: Es fand sich wieder mal kein weibliches Wesen unter 25 Jahren, das einen makellosen Lebenswandel nachweisen wollte.

Woran liegt es, daß die Filmemacher mit Heinrich Böll so unterschiedlich zurechtkommen? Alexander Kluge lieferte mit seiner *Katharina Blum* die bisher gelungenste und erfolgreichste Böll-Verfilmung ab. (Pingelige Literaturkenner wenden allerdings ein, dies sei ausnahmsweise auch nicht die Verfilmung eines Böll-Romans gewesen, sondern einer Böll-Novelle.) Vojtec Jasny scheiterte mit den *Ansichten eines Clowns* zumindest nach Meinung der Cinéasten. Das gleiche passiert nun auch Aleksandar Petrovic' Film **Gruppenbild mit Dame,** der trotzig-traurigen Geschichte von Leni Gryten, die sich während deutscher Bombentage in einen russischen Kriegsgefangenen verliebt. Der Regisseur hat für diese Geschichte mit Brad Dourif und Michel Galabru ausgezeichnete Schauspieler engagiert, und Romy Schneider erhielt für die Darstellung der Leni sogar das Bundesfilmband in Gold. Aber die innere Entwicklung Lenis bleibt dem Zuschauer nur ahnbar. *– Felix Unruh*

•

Mit der Gewalt im Kino werden wir sicher noch eine Weile leben müssen. Doch wenn sie, wie in Edward



Abrechnung im Supermarkt

Dmytryks neuem Film **Ein Mann rechnet ab** – obwohl nicht ohne Reißer-Qualitäten –, motiviert und relativiert ist, fordert sie das Publikum zu aktivem Mitdenken heraus. Die Gefahr der direkten Aufforderung zur Selbstjustiz, wie in Michael Winners *Ein Mann sieht rot* oder Martin Scorseses *Taxi Driver,* ist hier doch erheblich eingeschränkt. Dabei geht es auch in Dmytryks Film ganz klar um einen Fall von Selbstjustiz: Frau und Kinder eines Amerikaners, der in der Computer-Abteilung der NATO in Neapel arbeitet, werden von Terroristen ermordet. Der Mann hat daraufhin nur eins im Sinn: Die Verbrecher ohne Hilfe der – gleichwohl in den Fall eingeschalteten – Polizei eigenhändig zur Strecke zu bringen. Kollegen und Freunde machen ihn aufmerksam, daß er sich mit seiner privaten Verbrecherjagd und Tötungsabsicht mit eben jenen Verbrechern gleichmacht. Doch er bleibt dumpf und uneinsichtig. Und als er am Ende in einem spektakulären Showdown in einem Supermarkt alle Terroristen erledigt hat, ist er ein gebrochener Mann, dessen Leben doppelt zerstört ist. Die Qualitäten von Dmytryks Filmen sind vorallem auch die Qualitäten seiner Hauptdarsteller – wie Humphrey Bogart *(Die Caine war ihr Schicksal)*, Marlon Brando *(Die jungen Löwen)*, Sean Connery und Brigitte Bardot *(Shalako)*, und in *Ein Mann rechnet ab* George Kennedy, der kein heroischer Rächer ist, sondern Reaktionen sichtbar macht. *– Frauke Hauck*

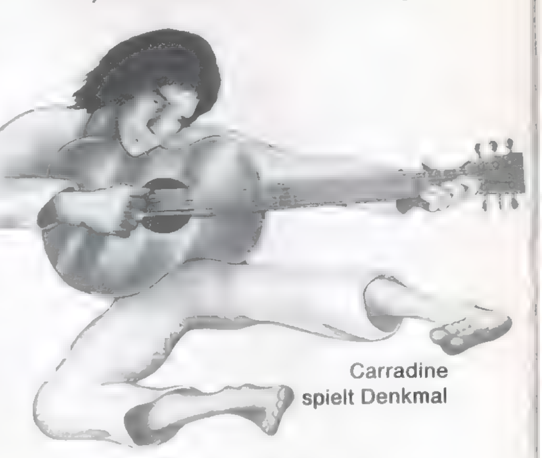
•

Szenen aus der Autowaschanlage: **Car Wash** heißt das Opus des Amerikaners Michael Schultz, der versucht, gleich ein gutes Dutzend netter Leutchen zu charakterisieren: die Serviererin, die aussieht wie eine schwarze Raquel Welch, die frustrierte Nutte, die pummelige Kassiererin, den feisten Chef und sein pseudo-linkes Söhnchen, einen Black-Muslim-Fanatiker und eine Bande mehr oder minder feiner Tagträumer, deren Gefühle hier durch den Wagen gehen. Die einen waschen ihn, die anderen lassen ihn waschen. Auch so kann man Klassenunterschiede definieren, zumal das Auto Symbol für Freiheit und Unabhängigkeit ist. Die Momentaufnahme ohne Handlung (es sei denn, man sieht die Erläuterung der pfleglichsten Autowasch-Methode als solche an) wird mit Fröhlichkeit eingeschäumt, mit einem Spritzer Sex angewärmt und mit musikalischem Soul poliert.

•

Woody Guthrie zog in den frühen dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts durch den amerikanischen Westen, warb für die Gewerkschaftsbewegung und sang dem Volk aus dem Herzen. Sozialkritische Lieder wie auch sanfte, wehmütige Balladen sammelten sich in seinem selbstverfaßten Repertoire. Woody ist tot, aber seine Lieder singt man heute noch, wie etwa „This Land Is Your Land" oder „Bound for Glory". Er starb 1967 an einem unheilbaren Nervenleiden und sein Sohn, der Balladensänger Arlo Guthrie (Held des Films *Alices' Restaurant)* erbte außer einer Gitarre nur eine Zwangsvorstellung – gelegentlich fühlt er sich als der wiedergeborene Kaiser Franz Josef.

Hollywood betreibt nun Denkmalspflege.



Carradine spielt Denkmal

Die Legende Woody Guthrie wird in Hal Ashbys Film **Dies Land ist mein Land** aufpoliert und jenen kundgetan, die von diesem Vater des neueren amerikanischen Folk-Songs noch nie etwas gehört haben. Dargestellt werden die „Wanderjahre" des Bob-Dylan- und Joan-Baez-Vorbildes, was einer Zustandsschilderung jener Zeit gleichkommt. Ashby geht gemächlich vor, serviert Milieu-Bilder und illustriert mit leichtem Soft-Effekt Trostlosigkeit und Verbitterung der amerikanischen Depressionszeit. Unter all dem Dreck und Elend findet der Film ab und an noch etwas Romantik – manchmal zuviel.

Den wortkargen Sänger-Helden mit dem großen sozialen Engagement mimt Kung-Fu- und Ingmar-Bergman-Star David Carradine, der nicht nur dann gut ist, wenn er zur Gitarre greift und Guthrie-Songs interpretiert. *– Sebastian Lotz*

•

Die Geschichte zu ihrem Film **Jagdzeit in Texas** haben Regisseur Jack Starrett und seine Autoren ganz zweifellos einem erfolgreichen filmischen Vorbild abgesehen: Steven Spielbergs *Sugarland Express.* Auch bei Starrett kehrt ein junger Mann (Timothy Bottoms) in eine Kleinstadt zurück, um sein Mädchen (Susan George) samt Kind zu holen und zu fliehen; auch er wird von der Polizei gejagt – freilich hier, weil er den Sheriff bei einem Mord beobachtet hat. Und anders als bei Spielberg gibt es bei Starrett ein merkwürdig unstimmiges, unbefriedigendes Happy-End. Aber vielleicht ist die Geschichte gar nicht so wichtig, vielleicht muß man sie ansehen wie einen Handlungsrahmen, der nur aufgebaut wurde, damit der Schauspieler Timothy Bottoms zeigen kann, wie gut er sein Fach beherrscht. Bottoms, Hauptdarsteller aus Bogdanovich' *Last Picture Show,* dominiert hier alle Szenen und die gesamte Handlung. *– Florian Hopf*

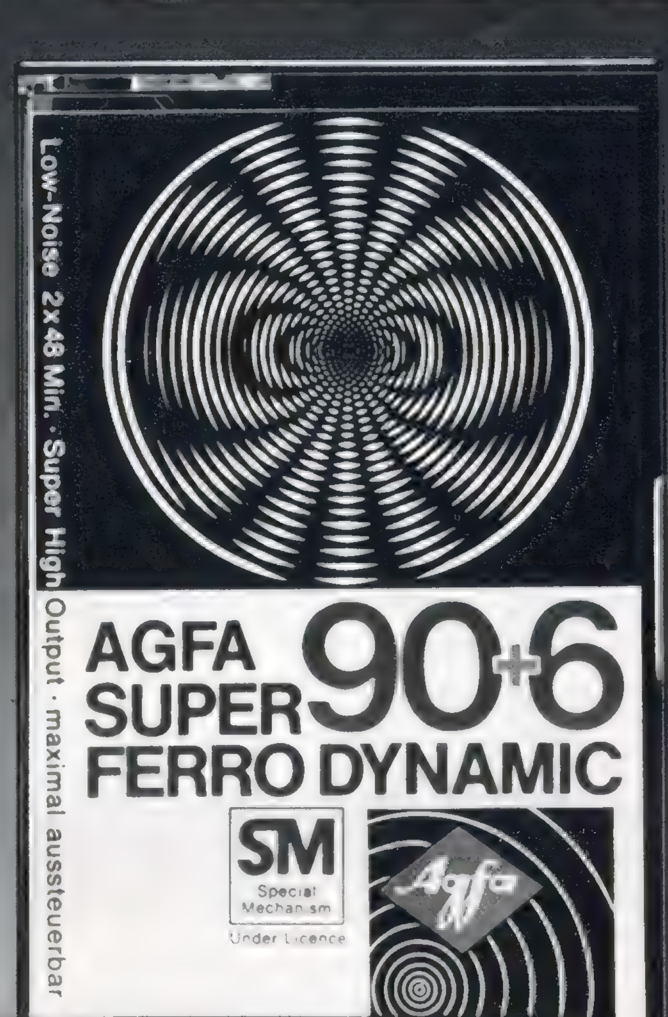
Hören Sie Platten-Qualität

Zwischen einer Schallplatte und der AGFA SUPER FERRO DYNAMIC gibt es praktisch keinen hörbaren Unterschied. Das hörbare Ton-Spektrum wird durch den ungewöhnlich hohen Dynamik-Umfang der AGFA SUPER FERRO DYNAMIC erfaßt. Die extrem gute Aussteuerung der Grund- und Obertöne wird durch das hochverdichtete Eisenoxid ermöglicht. AGFA SUPER FERRO DYNAMIC, eine Cassette für höchste Qualitätsansprüche zu einem erstaunlich günstigen Preis.

Agfa SFD



AGFA-GEVAERT





Leerer Sack steht nicht!" sagt man in der Eifel. Auch feinere Umschreibungen gibt's dafür, aber keinen Ersatz für die Weisheit, daß Liebe durch den Magen geht. Sogar in fernen Ländern und vergangenen Zeiten waren sich Kenner dar-


Verführerische Völlerei

über im klaren. Unter anderem belegen das Miniaturen von Prassern zwischen Tisch und Bett aus Andalusien, Belgien, China, Persien und sonstwoher, die der Münchener Heimeran-Verlag in dem Buch **Tafelfreuden für Liebesleut** (42 Mark) zusammengestellt hat. Aladar von Wesendonk, Hotelier im Ruhestand, hat dazu passende Rezepte aufgeschrieben und zum verführerischen Jahresplan geordnet; vier aktuelle Lustmenüs empfiehlt er in jedem Monat – von Räuchermuscheln und Marzipan (im Januar) bis Renschinken und Gulfa-Tee (im Dezember). Im Juni hat der Mann also die Wahl zwischen einem Menü mit gegrillten Krabben, Kaviar Dip, Spargel, Indianerreis und Schokoladetrüffel – erstens – oder Oliven, Karibischer Poularde, Stachelbeerpudding – zweitens – oder Artischocken, Salade Niçoise, Erdbeerbaisers und Nougat – oder viertens: Dolmathes, Gazpacho, Wildtauben, Erdbeersorbet und gefüllte Datteln.

Kostprobe aus Wesendonks Juni-Rezepten für zwei Liebeshungrige: Man nehme drei ausgenommene Wildtäubchen, einen halben Teelöffel Pfeffer, einen Teelöffel Salz, einen Teelöffel Haschee von Kalbsleber, einen Eßlöffel geriebene Zwiebel. Zur Farce: zwei Eßlöffel geraspelte Champignonköpfe, ein ganzes Ei, zwei in Milch eingeweichte Weißbrotscheiben, eine Messerspitze abgeriebene Zitronenschale, zwei Eßlöffel Butterschmalz, drei Scheiben Rauchspeck, neun bis zwölf Weinblätter, eine geraspelte Karotte, das Weiße einer fein geschnittenen Lauchstange, einen halben Eßlöffel geriebene Petersilienwurzel, drei bis vier Schalotten, ein Gläschen Weinbrand, einen Teelöffel Rotwein. Zur Sauce: zwei Teelöffel Mehl, einen Achtelliter Rahm, zwei zerquetschte Wacholderbeeren, einen halben Eßlöffel Tomatenmark. Zur Salatmarinade: einen Eßlöffel Nußöl, einen halben Eßlöffel Estragonessig, je zwei Teelöffel Petersilie, Dillspitzen, Borretsch, alles fein gehackt, eine Prise Zukker, einen Teelöffel Salz, einen halben Teelöffel Pfeffer.

„Die Tauben innen und außen salzen und pfeffern, mit der Farce füllen, zunähen und eine jede mit einer dünnen großen Rauchspeckplatte umwickeln, in Weinblätter einrollen und verschnüren. In einer kleinen Bratkasserolle das Butterschmalz erwärmen, die Täubchen mit den Gemüsen rundum braten. Mit dem Weinbrand löschen, mit dem Wein begießen und noch zehn Minuten schmoren lassen. Die Täubchen herausnehmen und aus dem Bratfond sowie Mehl, Rahm, Wacholderbeeren und Tomatenmark eine Sauce kochen, die durchpassiert wird. Die Täubchen mit Kartoffelschnee servieren. Dazu einen grünen Salat, der mit der Kräutermarinade übergossen wird. Als Getränk ein großer, alter, dennoch nicht zu schwerer Rotwein, ein Côtes-du-Rhône, ein Tauraso aus der Campania oder ein Daõ aus Portugal." *– Veit Hase*

•

„Im Winter tut sich nicht viel im Burgenland. Die Weingärten frieren, die weiten Felder sind dunkel und leer, und die alten Männer stehen mit ihren schwarzen Hüten und den blauen Schürzen vor der Tür und warten auf den Frühling ...", schreibt Marietheres Waldbott im **Burgenländischen Kochbuch** (Edition Roetzer, 22 Mark). Für sie selbst ist der pannonische Winter so ereignislos nicht verlaufen; sie trug dieses originelle Speisen-Summarium aus Böhmen und Mähren, Ungarn und der Slowakei, Dalmatien und der Lombardei zusammen. Da gibt es noch hausgemachte Gnocchi als Zuspeise, da wird noch Jause gehalten (zum Beispiel mit Grammelbogatschen), da wird noch Sulz und Preßwurst bei der Hausschlachtung selbst gemacht, und da kommt – nach der Jagd – der Oberjäger Smuk, um die Strecke zu melden. Zitat einer Dame: „Um in Österreich einen Mann zu interessieren, muß man ein Hirsch sein."

Von Gesottenem und Geselchtem über die berühmten Mööhlspeisn bis zur Bereitung von Quittenkäse und Hetschepetsch-(Hagebutten)-Marmelade, erfährt das Küchenrepertoire Bereicherung nach Gutsfrauenart. *– Hannelore Hauser*

•

Wer sich in Wien einmal in die Vorstadt wagt, in den zehnten Hieb, wie die Favoritner sagen, der stolpert am Reumannplatz unweigerlich über Menschenmassen. Eineinhalb Millionen Zeitgenossen drängen – wenn auch nicht auf einmal, so doch jährlich – in die kaum zwei Meter breite Tür eines Eissalons, von dem Chef Kurt Tichy mit Stolz behauptet, er sei der beste im Lande.

Vor mehr als zwei Jahrzehnten belieferte der Gefrorenes-Erzeuger aus Passion, der in seiner Freizeit lieber fischt, die Kleingärtner von Simmering. Mit dem Fahrrad. Heute sammeln sich die ersten Kunden schon am späten Vormittag vor den noch geschlossenen Rolläden. Wer gern **Tichy's Eisspezialitäten** naschen möchte, dem ist zu raten, mit Ellenbogen und alten Klamotten um einen Platz an den kleinen Tischen zu kämpfen. Serviert wird auf Silber und in Kristallglas.

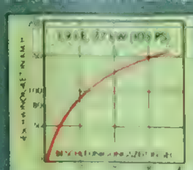
Schon beim Bestellen ergeben sich Schwierigkeiten: Für welche der 30 angepriesenen Sorten soll man sich entscheiden? Vielleicht für die Eismarillenknödel, von denen in jeder Saison eine halbe Million Stück auf den Zungen der Feinschmecker Wiens zergehen. Das österreichische Patent mit der Nummer 271 164 schützt die runden Köstlichkeiten vor Epigonen. Liebespaaren und solchen, die es werden wollen, sei der Coup für zwei empfohlen, eine gigantische Eisansammlung, die von mehreren Seiten belöffelt werden kann. In der Mitte kommen die Esser dann zusammen. *– Heinz Drstak*


Patentierte Eismarillenknödel

Neu. Der ›Supermanta‹.

MANTA E.
105 PS und Berlinetta-Komfort.

Der neue Manta E ist ein doppeltes Vergnügen: Er ist der luxuriöseste und der stärkste Manta, den Sie fahren können. Wenn Sie in 10,5 sec. von 0 auf 100 beschleunigen und viel Kraftreserven für Ihre aktive Sicherheit haben, verdanken Sie das dem robusten 1,9 l Einspritzmotor.



Aber der Manta E hat Ihnen mehr als nur Leistung zu bieten. Er verwöhnt Sie durch den großzügigen Luxus seiner Berlinetta-Ausstattung: Die herrlich bequemen Sitze und die Kopfstützen sind mit weichem Veloursstoff bezogen. Der ganze Boden ist mit dicken Veloursteppichen ausgelegt. Spezielle Türverkleidung. Dazu kommen 4-Speichen-Sportlenkrad, Quarzuhr, Wischer-Wasch-Anlage, Halogenscheinwerfer, Sportfelgen und Frontspoiler, um nur einiges zu nennen, was der Manta E an Luxus, Sportlichkeit und Sicherheit zu bieten hat.

Rassiges Styling, großartige Fahreigenschaften, überraschend niedriger Verbrauch (nur 8,7 l auf 100 km, nach DIN) und ein Raumangebot, das Sie sonst nur von Limousinen kennen, machen die Freude an diesem sportlichen Coupé der Sonderklasse perfekt. Erleben Sie den Manta E auf einer Testfahrt. Bei Ihrem Opel-Händler.

OPEL GM

Sportinstrumente nur in Verbindung mit SR-Ausstattung.

Der Ruhm überlebte Lewis Carroll, den Autor der surrealistischen Bücher *Alice im Wunderland* und *Alice hinter den Spiegeln.* Die Lieblinge des Mathematikers Charles Lutwidge Dodgson, der sich Carroll nannte, waren ausnahmslos weiblichen Geschlechts und von zartem Alter. Sein entschiedenes Geständnis: „Ich liebe kleine Kinder, mit Ausnahme kleiner Buben." Seine Liaison mit Alice – für sie hat er seine beiden berühmtesten Bücher geschrieben – gehört zu den meist beredeten der viktorianischen Ära. Wenn er ausging, enthielten seine Taschen Sicherheitsnadeln, Salben und Tinkturen – sanfte Erste Hilfe kam oft als Anknüpfungspunkt gelegen. Mittel seiner Verführungskunst waren zudem Spiele, Rätsel, Kuriosa, Briefe und nicht zuletzt die Exotik seines Fotoateliers (Carroll fotografierte seit 1856). Dort drapierte er seine Gespielinnen, mit entblößten Schultern und aufgelöstem Haar in der begehrt schönen Verbindung von Unschuld und Verworfenheit. In einem aufwendigen Prachtband sind Lewis Carrolls **Photos und Briefe** (Verlag Weber, Genf, 270 Mark) erstmals veröffentlicht. – *Dorothea Baumer*

•

Sie werden verachtet und unterdrückt, aber im Barock wurde ihr Erscheinen begrüßt, belacht und literarisch verarbeitet. Das 19. Jahrhundert erfaßte sie positivistisch als „freiheitlich organisierte Wesen". Beiden Geschlechtern innewohnend, sind sie doch männlich: Man sagt „der" und nicht „die" Furz. Im Verlag Hanspeter Gassner, Vaduz, ist die Studie eines ungenannten Autors von 1869 wieder greifbar: **Naturgeschichte der Fürze** (9,80 Mark). Hier erfährt man viel über Verwendung, Verhütung und Nutzen des im allgemeinen totgeschwiegenen Sujets: über seine schmeichelnde, energische, oft sehr beredte Sprache; seine Unangemessenheit vor Damen oder „bei steifen Visiten"; seine „Resonanzkraft" in Lederhosen und seine mögliche „Leuchtkraft". Vom „Gesellschaftsfurz" geht's über den „Damenfurz" („kleiner geruchloser Fist") bis zum „starken Drängler" und zum „Rettigkanonenfurz", der oft ganze Soldatenstuben „alarmiert". – *Lothar Senftl*

•

Man tritt den Tod in den Arsch und singt dabei. Was ist das? – Ein Orgasmus. So lyrisch definiert Charles Bukowski, der versoffene US-Stardichter aus dem rheinischen Andernach, unser aller Lieblingsvergnügen. Bukowski hat die Angelegenheit gründlich studiert, mal als Anfänger mit Mädchen und Nutten, mal als Profi mit Ehefrauen (der eigenen und anderen), und gelegentlich sogar vergewaltigte er, nahm Geld dafür oder tat's nur in der

Phantasie, aber auch mit mehreren und gelegentlich unter den Augen der Öffentlichkeit. PLAYBOY-Autor Henry Miller hat Bukowski entdeckt. Leider schreibt Bukowski stets ohne Durchschlag. Und er hat zu einer Zeit, als er für die Post von Los Angeles arbeitete, seine Beiträge wahllos in diese und jene Untergrundzeitung gestreut. Darum ist's ein Verdienst, was das Versandhaus „2001" in Frankfurt mit Hilfe seines speziellen Bukowski-Übersetzers Carl Weissner gesammelt hat: 800 Seiten dick und nur 19,80 Mark teuer ist **Das Charles Bukowski Buch.** Es gibt darin schon bekannte Sachen – so zum Beispiel *Der Mann mit der Ledertasche* und die *Aufzeichnungen eines schmutzigen alten Mannes* –, aber Buko-Spezi Weissner hat alles neu übersetzt und auch Bukowski-Geschichten aufgespürt, die noch kaum bekannt wurden – so zum Beispiel das *Faktotum*. Ein Bukowski-Fan namens Robert Crumb, der die prallen Sexmiezchen in die Comic strips eingeführt hat, zeichnete acht Bilder zu Bukowskis Texten. – *Hartmut Fredl*



Bukowski: der registrierte Unhold

■

Als Lenin 1917 in einem verplombten Eisenbahnwaggon von Zürich über Deutschland nach Rußland fuhr, versammelte sich auf dem Frankfurter Bahnhof eine Abordnung Sozialdemokraten. Sie hatten ein Fäßchen Bier mitgebracht, doch Lenin lehnte ab. Von „Wilhelms Lakaien" wollte er nichts annehmen. – In Lenins Begleitung befand sich damals Karl Radek, dessen Biographie Adalbert Wiemers und Jochen Steffen jetzt schrieben: **Auf zum letzten Verhör** – *Erkenntnisse des verantwortlichen Hofnarren der Revolution, Karl Radek* (Bertelsmann, 32 Mark). Der Lemberger Jude Radek begeisterte sich zuerst für den polnischen Nationalismus, trat dann der deutschen SPD bei, wurde wegen rückständiger Mitgliedsbeiträge ausgeschlossen, war von Rosa Luxemburg verachtet und von Lenin geschätzt. In Krakau, Zürich, Berlin und Stockholm sorgte Radek für revolutionäre Unruhe. Nach der russischen Revolution avancierte er zum Volkskommissar für ausländische Angelegenheiten und ZK-Mitglied und wurde – nach einer wilden Karriere an der Seite von Lenin, Trotzki und Stalin – 1937 in Moskau zu zehn Jahren Haft verurteilt. Über Radeks Ende ist nichts bekannt. „An ihm und durch ihn" soll „das politische Geschehen plastisch und wirklich werden". Was freilich an und durch Radek vor allem klar wird, ist eine Nummer kleiner: daß nämlich das politische Geschehen genauso von Zufällen bestimmt ist, wie eine individuelle Biographie. – *Henryk M. Broder*

•

Zwerenz hat sich wieder im Landesinnern umgesehen. **Die Westdeutschen** (Bertelsmann, 34 Mark) sind eine subjektive Bestandsaufnahme. Kunterbunt geht's da quer durch den deutschen Fußball bis zu Gabriele Henkel. Vom deutschen Krankenhaus zum Rhein-Main-Flughafen, einem Walser-Gedicht und zu dem immergrünen, dem bundesweiten Lieblingsthema: den Bayern, denen Gerhard Zwerenz im stilistischen Höhe- und Schlußpunkt seines Buches ein liebevoll (?) karikierendes Porträt widmet.

Diese *Westdeutschen* präsentieren sich als die Fortsetzung der Zwerenzschen Autobiographie mit anderen Mitteln – nämlich als Gruppenbild mit Zwerenz. Das Neueste von Zwerenz (noch nicht im Buch) lesen Sie auf Seite 103 in diesem PLAYBOY. – *Hans F. Nöhbauer*

•

Was muß in und um den amerikanischen SF-Autor Edmund Cooper vorgegangen sein, als er seinen Roman **Das Regime der Frauen** (Heyne SF 3160, 2,80 Mark) schrieb? Darin strotzt es nur so von den Zwangsvisionen eines emanzipationsleidenden Mannes: Männer müssen, o weh, unter der um sich greifenden weiblichen Vorherrschaft mehr und mehr der Prostitution nachgehen. Am gleichen Strang zieht Richard Wilson in seinem männlichen Kassandra-Roman **Die Damen vom Planeten 5** (Fischer Orbit 28, drei Mark): „Die Präsidentin sagte voraus, daß bald auch die Befreiten Staaten von Rußland sich dem amerikanischen Vorbild anschließen würden und einen weiblichen Präsidenten wählen würden, genau wie die Vereinigten Staaten von Europa im vorigen Jahr." Aufgepaßt, 1988 ist es soweit! Hier reagieren die beiden SF-Autoren vermutlich ab, was sie als Mitglieder einer konservativen Partei für Bedürfnisse haben. Komplizierter zu durchschauen sind die Liberalen. Ich kann es mir nicht anders vorstellen, aber James Gunn zum Beispiel, ein heute 64jähriger Zukunftserzähler, muß sich seit Jahren mit dem Gedanken an einen Seitensprung herumgeschlagen haben. Deshalb schrieb er über sechs **Gutgebaute Mädchen** (Goldmann-Sammelband 0231, vier Mark). Sie werden in einer Fabrik hergestellt und auf die Männer von Neosho losgelassen. Man greift zu. Als sich jedoch herausstellt, daß die fabrikneuen Frauen unfruchtbar sind, kehrt der Held der Geschichte zuweilen zu seiner Ehefrau, der fünffachen Mutter Jane, zurück: „Ich ertrage Jane recht gut, finde unser Verhältnis in gewisser Weise erfrischend ... Wenn ich genug habe, kann ich aufstehen und fortgehen, wann immer ich Lust dazu habe." Wie Science-fiction-Autoren womöglich ihre Scheidungsniederlagen bewältigen, kann man aus **Braut 91** (im Sammelband Heyne SF 3309, 3,80 Mark) von Robert Silverberg herauslesen: „Ihr neuester Ehemann war Lanamoriane, ein schwerfälliger menschenähnlicher Ochse, mit verrunzelter blauer Haut, vier Teleskoparmen und einer dreifüßigen Stelze anstelle der Beine." Das hat nun eine Frau davon, wenn sie einen SF-Autor verläßt. In Robert Silverbergs Story löst schließlich die staatlich sanktionierte Sechs-Monats-Ehe



Fiktive Rache am schwachen Geschlecht

alle Scheidungsprobleme. Nicht von ungefähr kommt, daß Kriege auch in den Zukunftsromanen noch schwerer zu verhindern sind als Scheidungen (Krieg, das männlichste aller Geschäfte). Nur William Tenn, in **Venus – Planet für Männer** (Heyne SF 3341, 2,80 Mark), hat eine Lösung gefunden. Zwar wird sie vorerst nur auf der Venus fruchtbar, aber das ist

doch immerhin etwas: „Ablehnend zog er die Augenbrauen hoch", heißt es in der Story, „als ich ihm erzählte, daß Ma als Unterwasserabgeordnete des Weltrates entscheidend am Gesetz des Wahlrechtsentzugs für Männer mitgewirkt hatte." Oder sollte sich hinter der Unterwasserabgeordneten wiederum nur das Feindbild eines Science-fiction-Autors verbergen, der es am liebsten sähe, wenn seine aufbegehrende statt begehrende Ehefrau endlich untertauchte? *– Ulrich Greiwe*

•

Der Titel **Der Atomkrieg in Weihersbronn** (rororo-thriller 2411, 3,80 Mark) ließ die Buchhändler Aktuelles ahnen: Wyhl und Brokdorf sowie die Problematik der Atomreaktoren scheinen ein gutes Buchthema zu sein. Die Geschichte, von Felix Huby flott und recht spannend erzählt, spielt im Schwäbischen, wo ein Reporter in der Müllkippe Radioaktives aus dem örtlichen Reaktor findet. Die Gemüter erhitzen sich, es wird demonstriert und intrigiert und dann handfest gemordet. Da wird geschwäbelt und Trollinger geschlotzt, da gibt es einen Kommissar, der Willi Reichert zur Rolle gereizt hätte, da gibt es Anarchisten und Verführte. Und zum Schluß doch nicht mehr als das übliche Hasch-mich-Spiel vor einem recht gut recherchierten aktuellen Hintergrund. Mit einem zwar geschlagenen, aber unschlagbaren Helden: dem Reporter eines in Hamburg jeden Montag erscheinden Magazins. Die Pointe: Der Autor Felix Huby heißt eigentlich Eberhard Hungerbühler und leitet das Stuttgarter Büro des in Hamburg erscheinenden Wochenmagazins *Der Spiegel*. *– Ulrich Klever*

•

Das Ganovenpärchen hat sich für sein krummes Geschäft nicht zufällig den Ludwig ausgesucht. Er war nämlich ein Student ganz gegen die Moden der Zeit, ein träumerischer Einzelgänger, der sich in Spitzwegs Welt viel wohler gefühlt hätte als unter den progressiven Regensburger Kommilitonen des Jahres 1971. Doch statt den ahnungslosen Jüngling in seine Rolle einzuweisen, verliebt sich Friedrike in ihn. Was Wunder, daß die ganze bankräuberische Geschichte, für die man Ludwig vorgesehen hatte, sehr schnell und gründlich fallierte. Ganz genau wird der unzeitgemäße Ludwig zwar nicht mitgekriegt haben, was da um ihn herum vorging – dazu war es zu kompliziert angelegt –, aber das Leben hat ihm eine Lehre erteilt, und so, wie es gewesen war, wird's nicht mehr werden. Hermann Lenz, der von Handke so nachdrücklich empfohlene Schriftsteller, hat mit dem **Tintenfisch in der Garage** (Insel, 18 Mark) ein altfränkisch-behäbiges Buch geschrieben. Seine Erzählung ist auf jene sympathische Weise anachronistisch und aktuell, wie dies auch Hesses *Demian* und *Steppenwolf* heute wieder sind. *– Th. Malzer*

•

In ein, zwei Jahren vielleicht eines Ihrer neuen Playmates:

Dagmar (16, langbeinig, blonde Ponyhaare, trägt Militärzeugs mit Jeans und Turnschuhen, ansonsten emanzipiert) mag am liebsten Hermann Hesses Kurzgeschichte **Iris**.

Kathy (19, klein, schwarze Haare bis zum Po, Madonnengesicht mit großen Augen, trägt Jeans mit bestickten Beinen und hochhackigen Pantoletten) mag am liebsten Hermann Hesses **Steppenwolf**.

Melanie (15, schmalhüftig, brünett, Stoppelfrisur, trägt Jeans und Turnschuhe, selbstbewußt, schauspielerisch veranlagt): Ihr Lieblingsbuch ist Hesses **Demian**.

Sophia (17, goldtopasfarbene Haut, schwarze Jimmy-Cliff-Frisur, trägt Kleider aus den Fünfzigern und Turnschuhe): Ihr Lieblingsbuch ist Hermann Hesses **Das Glasperlenspiel**.

Stefanie (15, zierlich, schwarze, schulterlange Naturlocken, trägt Spitzenblusen, Jeans und Turnschuhe, charmant und kapriziös): Ihr Lieblingsbuch ist Hermann Hesses **Siddharta**.

Teda (17, Puppengesicht, blond, von Vidal Sassoon geschnittene Haare, trägt Herrenhemden, kleines Diamantkettchen, Jeans und Turnschuhe, etwas zaghaft, freundlich): Ihr Lieblingsbuch ist Hermann Hesses **Steppenwolf**.

PS: Jetzt erschien im Suhrkamp-Verlag Hermann Hesses Gesamtwerk als Bücherkassette (acht Bände, 2500 Seiten, 48 Mark). Sie haben ein, zwei Jahre Zeit, sie alle zu lesen. *– Dagmar Dathe*

•

Psychotische Mädchen demütigen den Mann und fühlen sich von Gleichgeschlechtlichen angezogen. Neurotikerinnen denken an nichts anderes als an Befriedigung. Solche Erkenntnisse meldet Hans Jürgen Eysenck, deutscher Psychologieprofessor in London, in seinem Report **Sexualität und Persönlichkeit** (Europaverlag, 24 Mark). Zwischen Tabellen und Diagrammen steht manches Wissenswerte. Extrovertierte Männer sind also aggressiv. Sie kratzen und beißen. Extrovertierte Frauen sind enthemmt und immer nackt beim Vögeln (stets mit Licht, ohne Decke). Sie würden außerdem gern an einer Orgie teilnehmen, bevorzugen häufigen GV und geben viele Laute von sich. Allgemein sind Männer bei kleinen Perversitäten munterer. Studenten sind sexuell aktiver als Studentinnen. Diese sind dagegen zufriedener – die Hälfte der befragten Damen war bei den Stichproben noch Jungfrau und wollte es auch bleiben. *– Anton Kenntemich*

•

Vernon T. Tynan ist zwar oberster Polizeichef der Vereinigten Staaten, doch konspirativer, als die Polizei erlaubt: Er will nämlich in die Verfassung der USA einen Notstandsparagraphen einführen, anschließend den Präsidenten ermorden lassen und dann – mit Hilfe des neuen Gesetzes – ganz legal die Macht übernehmen. Irving Wallace hat sich diese Geschichte für seinen Roman **Geheimakte R** (Lübbe, 30 Mark) gut ausgedacht und einen Fall konstruiert, der aus Amerika einen faschistischen Staat machen könnte. In seinem spannenden Buch hat er diesen Coup dadurch verhindert, daß er einen wachsamen Justizminister und einen cleveren Jungen gegen den kriminellen FBI-Chef auftreten ließ. Aber gibt's die Retter im politischen Alltag? *– Hans Further*



DIE BÜCHER DES MONATS FÜR MÄNNER

1. Stanley Ellin: **DER ZWECK HEILIGT DIE MITTEL**, eine Geisel-Gangster-Story vom „Meister des sanften Schreckens", Scherz Verlag; 300 Seiten, 28,50 Mark.
2. Charles Bukowski: **DAS CHARLES BUKOWSKI BUCH**, Sex & Suff-Geschichten satt, 2001-Versand; 800 Seiten, 19,80 DM.
3. Fritz Zorn: **MARS**, Abrechnung mit einer Schweizer Familienkrankheit, Kindler Verlag; 225 Seiten, 29,80 Mark.
4. Hans Jürgen Eysenck: **SEXUALITÄT UND PERSÖNLICHKEIT**, Lusttabellen für Amateurpsychologen, Europaverlag; 256 Seiten, 24 Mark.
5. Marcelin Sturm: **FRECHE LIEDER UND REIME AUS DEM 18. JAHRHUNDERT**, derbe Vagantenlyrik, Rosenheimer Verlagshaus; 96 Seiten, 16,80 Mark.
6. Federico Fellini: **CASANOVA**, Tiefsinniges zum Film, Diogenes; 194 Seiten, 14,80 Mark.
7. Ulrich Schmidt: **INSELN**, Historien und 166 Fotos für Individualisten, C. J. Bucher; 192 Seiten, 49,80 Mark.
8. Alain Robbe-Grillet: **ANSICHTEN EINER GEISTERSTADT**, Surreales vom Nouveau-Romanisten, Hanser; 164 Seiten, 24 Mark.
9. Paul Flora: **PENTHOUSE**, makabre Ansichten vom Leben auf dem Dach, Diogenes; 64 Seiten, 28 Mark.
10. Klaus Dierig: **SCHAUSPIELER OHNE MASKE**, Mimen abgeschminkt und ungeschminkt, Nymphenburger Verlagshandlung; 190 Fotos, 45 Mark.

FERNSEHEN

Sepp Herbergers Ansicht von der Sache war noch: „Der Ball ist rund. Er rollt einmal hierhin und einmal dorthin!" Ist das wirklich so? Dann bräuchte der Moderator der **Sportschau** einfach nur anzukündigen: „Der Tabellenerste, die Mannschaft von Mönchengladbach, spielte gegen den Tabellendreizehnten, den VFL Bochum. Unser Reporter Wolfram Esser kommentiert das Spiel . . ."

Aber sie lieben es tüfteliger und haben vor Jahren das komplizierte „Zwar-aber-ob"-Schema erfunden und daran halten sie fest, seit Jahren, Monaten und Wochen. Vor jedem Spiel geben die Moderatoren H. und K. ein Rätsel auf. Das hört sich so an: *„Zwar* liegt die Mannschaft A auf dem ersten Tabellenplatz. *Obwohl* sie in den vergangenen Wochen kein Spiel verloren hat, scheinen sich *dennoch* manchmal Mängel in der Abwehr zu zeigen. Man gab heute *zwar* der Mannschaft B keine Chance, *doch* weiß man, daß B immer für ein Tor gut ist. *Aber* in der Tat sieht die Bilanz der beiden Mannschaften ja so aus, daß B gegen A in den letzten zehn Jahren *immerhin* zweimal gewonnen hat. Man durfte auf ein spannendes Spiel gefaßt sein. *Ob* es die Mannschaft B auch heute wieder geschafft hat, verrät uns . . ."

Das „ob" am Schluß der Rede ist besonders wichtig, gibt es doch die Richtung an, in die der Fußballfreund gefälligst zu denken hat. Das ist der Köder, den man ihm hinwirft: Ob sich denn etwas getan hat. Hat sich dann nichts, ist es auch nicht weiter schlimm. Es hätte ja immerhin sein können.

Besonders entzückt immer wieder die genaue Ausdruckskraft unserer Sportreporter. Etwa, wenn eine längere Rede mit dem Satz eingeleitet wird: „Was soll man noch viel Worte verlieren . . ."

Oder wenn die knapp die Tabelle anführende Mannschaft nur ein Unentschieden erreicht und der Reporter seinen Kommentar beschließt: „Ob dieser Punkt am Saisonende nicht fehlen wird – nun, warten wir ab."

Ob oder ob nicht – oder was. Die ganze Spannung um den Sieg in der Bundesliga, dramatisch gerafft in nur einem einzigen Satz. Nun soll es ja Leute geben, die fordern: Lieber ein Spiel mehr zeigen und dafür faßt sich der Moderator kürzer. Das ist natürlich unsinnig. Geradezu könnte man fordern, die Löwen im Zirkus sollten ohne Dompteur auftreten.

Die Moderatoren der Sportschau sind sich einig: Was von den Akteuren auf dem Rasen kommt, ist nicht spannend. Es kommt alles darauf an, was die Herren mit der Kamera daraus machen. Die geben zwar ihr Bestes . . . *– Herbert Antl*

An hämisch-beflissenen Kassandrarufen hatte es nicht gefehlt: „Ist die **documenta 6** schon am Ende?" fragte – ein Jahr vor Eröffnung! – die *Frankfurter Rundschau* und sprach abfällig vom „Planungsschutt" der Macher. Willi Bongard (als Elsa Maxwell des Kunstbetriebs) sah drei Monate vor der Vernissage erst recht „Anlaß zu schlimmsten Befürchtungen" und bimmelte in seinem Branchendienst *art aktuell* besorgt über Programm- und Personal-Querelen die „Alarmglocke".

Kassel: der besondere Straßenstrich

Als erster zog sich Pontus Hultén, einst Direktor des renommierten „Moderna Muset" in Stockholm, aus dem documenta-Rat zurück; dann mochte Karl Ruhrberg vom Deutschen Akademischen Austauschdienst „die volle Verantwortung nicht mehr mittragen".

Doch allen bösen Orakeln zum Trotz: Am 24. Juni wird die documenta 6, „the big and trendy art show" – so die *New York Times* –, eröffnet. Die gesichtslose Hessenstadt Kassel rief eigens Pflastermaler aus ganz Europa zusammen, um ein bißchen Kunst auch auf die Straße zu bringen. Das „Museum der 100 Tage" (Untertitel) bietet diesmal in Abteilungen, Unterabteilungen und Zusatz-Sektionen mehr als je zuvor. Über 200 Künstler, vor allem aus Amerika, Deutschland, Frankreich, Italien, Holland und erstmals auch der DDR, dürfen am Fünf-Millionen-Mark-Projekt teilhaben.

Schwerpunkte werden indes – hier bleibt denn alles beim alten – die Bereiche Malerei und Plastik setzen. Freilich unter neuen Etiketten. Da documenta-Planer wie Klaus Honnef und Evelyn Weiss mit dem „Bildoptimismus der sechziger Jahre" nichts mehr im Sinn haben, konzentrieren sie sich in der Gemäldeabteilung vor allem auf eine Kunst, die über ihre eigenen Ausdrucksformen reflektiert oder sie gar zum Bildthema macht. Stille Malereien wie die des Raimund Girke aus Hannover oder des New Yorkers Jerry Zeniuck gehören dazu: Beharrlich durchlöchern sie die Grenzen des Abbildbaren und zeigen fast monochrome Arbeiten.

Aber auch virtuose Altmeister wie Roy Lichtenstein, Jasper Johns, Willem de Kooning und Malcolm Morley sind mit neuen Arbeiten vertreten. Um den Bilderstürmer Georg Baselitz, der wie stets seine Helden, ob Menschen, Hunde oder Bäume, auf den Kopf stellt, wird es auch in Kassel erneut viele Diskussionen geben. Ebenso wie um die hierzulande noch immer exotisch anmutenden Bildepen der DDR-Maler Sitte, Tübke, Mattheuer und Heisig. Deren Arbeiten werden übrigens nicht aus dem sozialistischen Osten angeliefert. Vielmehr stellt sie vor allem der Aachener Sammler-Tycoon und Großkapitalist Ludwig (Trumpf-Schokolade) zur Verfügung. Wieland Schmied (ehemals Chef der Kestner-Gesellschaft) arrangierte die Abteilung Handzeichnungen. Der Ausstellungsfuchs präsentiert die Produktion der letzten zehn Jahre und will dem Publikum Zucker geben.

Spröder und meist monumental wird's im Bereich der Plastik. Wie der formstrenge Richard Serra – der mit einer 16 Meter hohen Eisenskulptur auch das Wahrzeichen der diesjährigen documenta entwarf – bewegt man sich im dreidimensionalen Raum vor allem zwischen Konstruktivismus und Minimal. Dieser Devise folgt auch der Amerikaner James Reineking, dessen Arbeit auf der Werft Blohm & Voss geschmiedet wurde.

Auf der Kasseler Aue, wo einst Verpackungskünstler Christo seinen documenta-Phallus aufblies, ist diesmal Platz für „horizontale Plastiken" – begehbare Holz- und Eisenkonstruktionen im Stil primitiver Architektur, die aus den Beschauern Benutzer machen sollen. Wissenschaftlicher, aber auch phantastischer ist die Abteilung „Archäologie der Erinnerung". Die Franzosen Anne und Patrick Poirier wollen dort ihre aus fragilen Materialien nachgebauten Fundsachen früher Kulturen ausstellen; der Bayer Nikolaus Lang hat in italienischen Steinbrüchen gestöbert und schickt neben allerlei Behauenem auch gleich die selbstgefertigten Werkzeuge mit nach Kassel.

Bei so viel Seriösem taten die documenta-Planer gut daran, auch etwas amüsanten Hintersinn ins Kunstgeschäft einzubringen: Er wird vor allem von einer Abteilung geliefert, die der Kölner Museumschef und documenta-Mitarbeiter Gerhard Bott „Futuristisches Design" nannte: Hier sammelte er alle Entwürfe, Zeichnungen und Prototypen von Dingen, „die das Klassenziel Gebrauchsgegenstand nicht erreicht haben". Schönstes Beispiel: das Gummi-Auto des Belgiers Panamarenko – sonst bekannt für die Konstruktion skurriler Luftfahrzeuge, denen er mit Vorliebe das skeptische Prädikat „bedingt flugfähig" verleiht.

Für alle, die bei so artistischer Vielfalt den Slogan von der Medien-documenta noch nicht aus den Augen verloren haben, inszenieren Honnef und Weiss eine Bilderschau besonderer Art – eine umfassende Fotoabteilung, die von Arbeiten der Pioniere Daguerre und Talbot bis zum heute ausgefuchsten Reportage- und Illustriertenfoto alles bringen soll, was zwischen Nostalgie und Gegenwart unterzubringen ist. Für HA Schult (Eigenname: der Macher) ist das alles noch nicht sensationell genug. Er plant Spektakuläres. Er will über einer New Yorker Mülldeponie ein Flugzeug abstürzen lassen. Über Video darf dann jedermann in Kassel den Kunst-Unfall belächeln. – *Wenzel Rokstedt*



BLOND VERGEHT

In absehbarer Zeit können wir sicher sein, daß chemische Hilfsmittel im Spiel sind, wenn wir eine blonde Schönheit bewundern. Ärzte und Wissenschaftler in aller Welt kamen zu dem Schluß, daß naturblonde Haare im Aussterben begriffen sind. Zwar sind in der Schweiz 69 Prozent der Schulkinder blond, aber mit zunehmendem Alter wird auch deren Haar immer dunkler. In Skandinavien, der einstigen Hochburg kühler Blondinen, ist nur noch jeder fünfte Erwachsene von Natur aus blond. Die Forscher führen diese Tatsache auf die immer stärkere Vermischung der Völker untereinander zurück, wobei sich jeweils die starke Pigmentierung, der Grund für dunkle Haut- und Haarfärbung, durchsetzt.



Apollinaris Brunnen AG · 5483 Bad Neuenahr-Ahrweiler 1
Apollinaris
BAD NEUENAHR (RHEINLAND)
Apollinaris. Alle Herrlichkeit aus Erden.

Erotisches Zirpen

Erst blies er für McCoy Tyner, dann für Miles Davis das Saxophon, nun macht er seine eigene Musik. Mit seiner zweiten Platte **The Waves Of Dreams** (Horizon) geht Sonny Fortune in die vollen: Hymnischen Altosaxphrasen stellt er erotisches Flötenzirpen gegenüber, klar umrissene Bebop-Linien konfrontiert er mit dem Space-Jazz der siebziger Jahre. Ernstzunehmender, unkommerzieller Jazz, an dem neben Sonny Fortune der Trompeter Charles Sullivan, Pianist Michael Cochrane, Bassist Buster Williams und Schlagzeuger Chip Lyle beteiligt sind: eine Gruppe, die zu den besten Newcomer-Bands der aktuellen Szene gezählt werden muß. – *Manfred Schmidt*

•

Eigentlich war Keith Jarrett kürzlich nur nach Paris geflogen, um den Soundtrack für das Opus einer Jungfilmerin aufzunehmen. Doch der Steinway klang so gut, daß er sich mit Produzent Manfred Eicher spontan für eine Soloaufnahme entschied („Ich habe das Glück, immer in Gesellschaft des Präsidenten meiner Company zu reisen", meint er lächelnd zur flexiblen Arbeitsweise seiner Vertragsfirma). Fern störender Publikumshuster und Konzertsaal-Akustik gelang dem gefeiertsten Jazzpianisten mit dem Doppelalbum **Staircase** (ECM) eine überragende Einspielung. Neben der Schönheit, die seine Klänge schon immer auszeichnete, erreichte Jarrett eine Tonsprache, die in ihrer Dichte, Ausgewogenheit und Noblesse die Logiker sensibel und Sensible glücklich macht. Wirkt bei Mädchen Wunder! – *Michael Henkels*

•

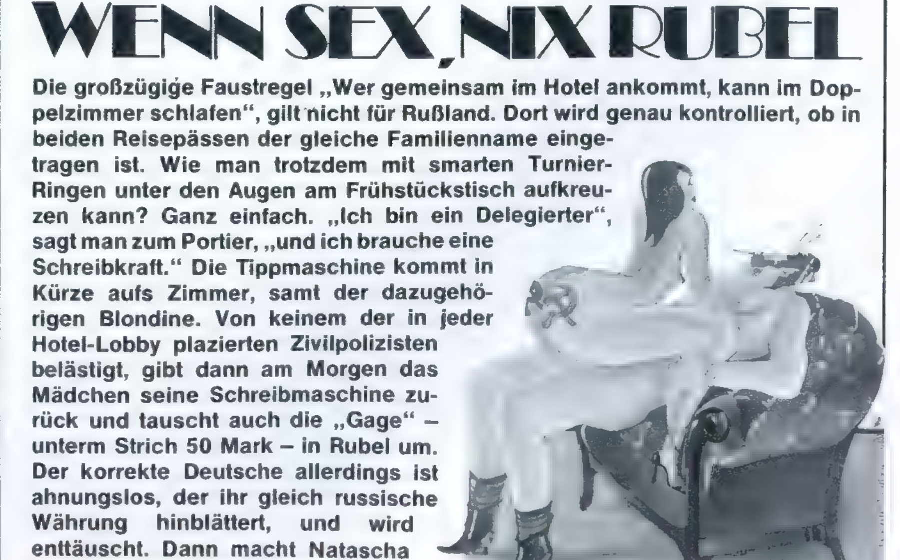
Premiere auf dem deutschen Plattenteller: **Die Mainacht** (DG) des Strawinsky-Lehrers Nikolaj Rimski-Korsakow. Russische Folklore mit Impressionismus, Handlung mal derb, mal phantastisch, transparent gemacht von vitalen Solisten, getragen von Chor und Orchester von Radio Moskau. – *Wolfdieter Kuner*

•

„Loud ist beautiful" ist der Wahlspruch einiger Dutzend Schwermetall-Rocker und Punk-Rock-Gruppen, die das Geschäft der Ohrenärzte nach Kräften fördern. In den USA wirbt die Plattenfirma Epic für ihren Gitarristen Ted Nugent sogar mit dem Slogan: „Wenn's zu laut für Sie ist, sind Sie zu alt!" Da flüchtet der Rockfan mit Grausen und wendet sich subtileren Interpreten zu. Die gibt's vorwiegend unter jenen Sängerinnen, die Liebe nicht unbedingt auf Triebe reimen und Gefühle auch in Songform differenziert artikulieren, wie wenige ihrer männlichen Kollegen. Da ist beispielsweise die Blues-Sängerin Bonnie Raitt, deren sechstes Album **Sweet Forgiveness** (Warner Bros.) in der Zusammenstellung der Songs, in der sensiblen Art des Vortrags und auch in der Wahl der brillanten Begleitmusiker ein Meisterwerk ist. Die 26jährige Schülerin des Blues-Genies Mississippi Fred McDowell transzendiert alle Klischees. Gerade bei ihren Interpretationen von Paul Siebels

WENN SEX, NIX RUBEL

Die großzügige Faustregel „Wer gemeinsam im Hotel ankommt, kann im Doppelzimmer schlafen", gilt nicht für Rußland. Dort wird genau kontrolliert, ob in beiden Reisepässen der gleiche Familienname eingetragen ist. Wie man trotzdem mit smarten Turnier-Ringen unter den Augen am Frühstückstisch aufkreuzen kann? Ganz einfach. „Ich bin ein Delegierter", sagt man zum Portier, „und ich brauche eine Schreibkraft." Die Tippmaschine kommt in Kürze aufs Zimmer, samt der dazugehörigen Blondine. Von keinem der in jeder Hotel-Lobby plazierten Zivilpolizisten belästigt, gibt dann am Morgen das Mädchen seine Schreibmaschine zurück und tauscht auch die „Gage" – unterm Strich 50 Mark – in Rubel um. Der korrekte Deutsche allerdings ist ahnungslos, der ihr gleich russische Währung hinblättert, und wird enttäuscht. Dann macht Natascha sich nämlich zum Diktat bereit.



Country-Ballade *Louise* oder Jackson Brownes *My Opening Farewell* wird verständlich, warum es derzeit keine zweite weiße Blues-Interpretin von ihrer Klasse gibt. In der Vokaltechnik erinnert das Debüt-Album von **Jennifer Warnes** (Arista) bisweilen an den Stil von Phoebe Snow, aber die introvertierten und ohne jegliche Manierismen vorgetragenen Lieder dieser Sängerin lassen auf ein Talent ersten Ranges schließen. Um schließlich auch Valerie Carter eine große Karriere vorauszusagen, muß man kein Prophet sein. Ihr Debüt **Just A Stone's Throw Away** (CBS) ist im Soul-Feeling Carole Kings „Tapestry" vergleichbar. *– Franz Schöler*

■

Leonard Bernstein, Prototyp des amerikanischen Musikers, verstärkt in diesem Jahr seine Europa-Aktivitäten noch mehr. Schon längst muß die US-Schallplattenfirma Columbia (und ihre europäische Tochter CBS) den Künstler mit dem EMI-Konzern und der Deutschen Grammophon Gesellschaft teilen. Überdies zeigt sich Bernstein an vielen deutsch-österreichischen Festspielstätten, von den vergleichsweise unprominenten Mainzer Gutenberg-Tagen bis zum Salzburg-Festival. Vom 16. bis 21. August zelebriert der Dirigent im Rahmen des „Carinthischen Sommers" in Ossiach das „erste europäische Bernstein-Festival". Neue Opernproduktionen folgen: **Fausts Verdammnis** von Berlioz für CBS, **Fidelio** für die Deutsche Grammophon. Vom sinfonischen Repertoire gibt es Gängiges und auch weniger Geläufiges mit Bernstein sowieso die Fülle. Für letzteres ein Beispiel: **Die Planeten** (CBS), brillantes Orchesterfresko des spätromantischen Engländers Gustav Holst, in Bernsteins Lesart ein effektvoller astrologischer Bilderbogen. Den Kulinariker Bernstein kann man auch bei der jetzt frisch veröffentlichten **Schwanensee-Suite** (CBS) von Tschaikowski kennenlernen. Neuerdings intensiviert Bernstein seine Bemühungen um einen vernachlässigten Meister des klassischen Wiener Dreigestirns: Joseph Haydn. Nach der farbsatten, burschikosen Einspielung der Haydnschen **Harmoniemesse** (CBS) bündelte Bernstein mit den New Yorker Philharmonikern die **Pariser Sinfonien** (CBS) zu einem kraftvollen Akkord, und mit den soeben erschienenen **Sinfonien Nr. 99 und Nr. 101** (CBS) geht es in Sachen Haydn zügig weiter. Haydn à la Bernstein ist kein geistreicher Aristokraten-Unterhalter, sondern ein hemdsärmeliger Vollblutmusiker mit betont männlicher Note und grellem instrumentalem Witz, ungeziert und ungezirkelt, sozusagen mit Prärie-Perspektive.



Bernstein: verstärkt in Europa

Bernstein widmet einen Teil seiner Zeit dem Komponieren; auch davon gibt es schon zahlreiche Schallplatten-Belege. Herausragend die Gesamtaufnahme der **Messe** (CBS), ein faszinierendes, schillerndes Stück auf der Grenze zwischen U- und E-Musik. Auf die Kaddish-Sinfonie und die Serenade für Violine und Orchester, die die Deutsche Grammophon Gesellschaft plant, muß man noch ein wenig warten. Bereits seit längerem veröffentlicht ist das Ballett **Dybbuk**, das hier ein trotz Zahlenmystik lebendiges und orchestral raffiniertes Werk musikalischer „Schwarzkunst" wurde. Ein Bernstein, in Silber zu fassen! *– Friedrich Eber*





EINE SCHÖNE RASUR IST EIN STARKES GEFÜHL. SCHICK INJECTOR-SYSTEM.

Eigentlich könnten wir Ihnen jede Menge über die Technik unseres Schick Injector-Systems erzählen. Warum zum Beispiel der schräggestellte Rasierkopf so glatt mit den Problemzonen fertig wird. Wie raffiniert der Klingenwechsel funktioniert. Oder weshalb die neue Schick II Injector Duo-Klinge so hartnäckig sanft und sicher ist, und wieso sie auch nach der x-ten Rasur noch gründlich rasiert.

Aber wozu viele Worte? Rasieren Sie sich doch einmal mit dem neuen Schick Injector-System. Wenn Sie sich dann so richtig wohlfühlen, sagt Ihnen das viel mehr.

DER SCHICK INJECTOR MIT DER NEUEN DUO-KLINGE.



DER PLAYBOY BERATER

Können Sie mir bitte mitteilen, ob die Zeitdauer, die ein Penis braucht, um nach dem Orgasmus wieder weich zu werden, ein Maßstab für den Grad der Befriedigung ist, die ein Mann erreicht hat? – L. P., Gütersloh.

In dieser Hinsicht ist der Penis kein „Maß-Stab". Die Abschwellung, eine normale, postejakulative Erscheinung, variiert von Fall zu Fall und hat nichts mit dem Ausmaß der Befriedigung zu tun. Eher schon mit dem Alter. Je älter der Mann, um so schneller läßt er sich erweichen.

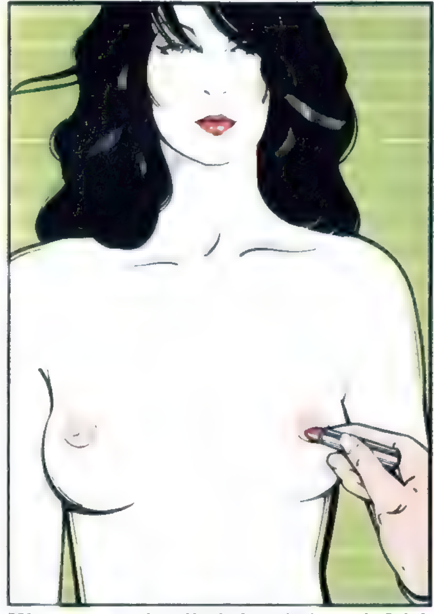
Ich habe einen Freund, dessen Geisteszustand mich allmählich beunruhigt. Er hatte immer schon die Neigung, anzugeben und zu übertreiben. Aber seit ihn neulich ein Mädchen für Curd Jürgens hielt, hat er sich auf seltsame Weise verändert. So lief er kürzlich durch die Straße und rief immer: „Wo ist mein Rolls-Royce? Jemand hat meinen Rolls gestohlen!" – obwohl er nicht mal einen VW oder gar einen Führerschein hat. Neuerdings stellt er mich überall als „Pepi, mein alter Kumpel" vor, obwohl ich in Wirklichkeit Bruno heiße. Wenn das so weitergeht, wird er bald glauben, er sei wirklich Curd Jürgens. Was kann ich tun, um ihm diese Blödeleien endlich wieder abzugewöhnen? – B. F., Wien.

Das erste, was Sie tun müßten, ist: Ihre irrige Vorstellung zu überwinden, daß Sie Bruno heißen. Wenn Sie es nicht schaffen, sich als der zu sehen, der Sie wirklich sind, Pepi, besteht wenig Hoffnung, daß Sie geheilt werden.

Durch diese vermaledeite Olivenölküche ist mir in Palermo der halbe Urlaub verdorben worden. Warum kochen die Italiener nicht wenigstens in den besseren Touristenhotels mit Butter? – U. H., Münster.

Andere Länder, anderes Fett. Doch mit Sicherheit war nicht das Olivenöl schuld. Es gibt nämlich keinen Beweis dafür, daß Butter besser verträglich wäre als Olivenöl. Übrigens kochen die Italiener bis einschließlich Bologna und noch etwa 200 Kilometer weiter südlich in einem Küstenstreifen entlang der Adria mit Butter (Region der „Butterküche"). Wenn Sie es gerne noch etwas germanischer hätten: In der Emilia und in Bologna werden viele Gerichte auch mit Schweineschmalz zubereitet.

Endlich habe ich meine Traumfrau gefunden. Sie ist fünf Jahre älter als ich und leider schon verheiratet. Als wir uns das erstemal ausgiebig miteinander beschäftigt haben, hat sie mich mit Zähnen und



Klauen so animalisch bearbeitet, daß ich wie ein Schlachtroß geblutet habe. Ich konnte mich dafür leider nur mit einem Knutschfleck auf ihrer linken Brust revanchieren, denn ich bin solche Orgien nicht gewöhnt. Dieser Knutschfleck hat uns nun auseinandergebracht: Meine Traumfrau grüßt mich nicht mehr. Was habe ich falsch gemacht? – E. A., Lübeck.

Wenn die Zauberfrau schon verheiratet ist, muß sie vermutlich ihrem Ehemann über jeden Knutschfleck Rechenschaft geben. Erinnern Sie sich an das Sprichwort „Der Gentleman genießt und schweigt"? Der eine Knutschfleck auf der linken Brust – der war ihr schon zu geschwätzig.

Während meiner letzten Reise kreuz und quer durch Spanien erfuhr ich von Einheimischen, daß Safran in der Volksmedizin zum Abtreiben verwendet wird. Aberglaube? – D. K., Wolfsburg.

Die Volksmedizin enthält dank jahrhundertealter Erfahrung manches Richtige. Safran ist eine terpenhaltige Pflanze. In großen Mengen genossen, ruft sie Brechdurchfall und Uterusblutungen hervor. Deshalb wird sie auf dem Land als Abortivum benutzt.

Als Babysitter muß ich dauernd kleine Kinder knöpfen. Und jetzt frage ich mich: Warum sind bei Mädchen die Knöpfe immer links, bei Jungen immer rechts? – B. M., Aachen.

Die Historiker meinen dazu, daß Männer sich schon immer selbst anzogen. Und weil sie dazu die rechte Hand benützten, rechts angebrachte Knöpfe einfach praktischer fanden. Frauen dagegen wurden ausgezogen (von ihren Zofen, sagen die Historiker) – jedenfalls diejenigen Frauen, die modisch Vorbild waren. Und da stand der Auszuziehenden gewöhnlich ein Rechtshänder gegenüber, dem es in dieser Situation leichter fiel, von links nach rechts zu knöpfen. Gestatten Sie uns eine andere Theorie: Der Herr trägt links. Daher ist es ihm naturgegeben, mit „rechts schwenkt" ans Licht zu holen, was die Hose bedeckt. Und damit er sich nicht andauernd umgewöhnen mußte, ließ der Mann auch an allen andern Kleidungsstücken die Knöpfe rechts anbringen. Frauen aber hatten keine Begründung für solch ein männliches Privileg. Eigentlich müßten sie quer knöpfen.

Bei einer Schlägerei auf dem Schulhof ist mir vor Jahren das Nasenbein zertrümmert worden. Das gibt mir ein ziemlich brutales Aussehen. Den Damen gefällt das, aber bei der „Gesichtskontrolle" am Eingang der von mir favorisierten „In"-Diskotheken falle ich regelmäßig durch. Dürfen Türsteher eigentlich nach der Nase sieben? – A. Sch., Düsseldorf-Oberkassel.

Der Zugang zu öffentlichen Lokalen steht jedermann offen. Im Prinzip. Doch ehe Sie noch einen Anwalt bemühen, um Ihre Wochenration an Mädels einzuholen, kaufen Sie sich lieber eine randlose Brille mit Gold-Doublé-Fassung und Fensterglas. Darauf fällt jeder Türhüter herein. Die meinen immer, Intellektuelle wären keine Radaubrüder.

Meine Frau hat einen leichten Schlaf. In ihren wachen Momenten hat sie festgestellt, daß ich im Schlaf häufig eine Erektion habe. Morgens wirft sie mir vor, daß ich im Traum allerlei erlebe, was sie mir offenbar nicht bieten könne. Ist das auf die Freudsche Theorie des Wunschtraums zurückzuführen? Ich kann mich leider an nichts erinnern. – C. P., Karlsruhe.

Die Wissenschaft hat sich seit Freud wesentlich weiterentwickelt, und neue Untersuchungen haben in der Tat ergeben, daß der durchschnittliche Mann nicht nur zwischen drei bis fünf Träume pro Nacht hat, sondern daß sie auch fast alle zu einer Erektion führen. Die Häufigkeit der Erektionen bleibt verhältnismäßig konstant und ist nicht von dem Inhalt des Traums oder der Sexualität des Träumers abhängig. Ähnlich wie der Traum erfüllen diese Erektionen wahrscheinlich eine wichtige Funktion im psychischen Bereich, obwohl die Art dieser Funktion bis jetzt noch nicht erforscht wurde. Auf jeden Fall stehen sie in keinem Zusammenhang mit Ihrem wachen Leben und Ihrer wachen Frau.

Seit ich mit meiner Freundin am FKK-Strand schnorcheln war, nennt sie ihn „Fischers Fritze": So groß hatte sie ihn

noch nie gesehen. Hat das mit der Schwerkraft zu tun, die im Wasser ja doch um ein weniges aufgehoben ist? – K. F., Ludwigsburg.

Nein, sondern mit der Optik. Die Lichtstrahlen werden an der Wasseroberfläche gebrochen. Ähnlich wie durch eine optische Linse vergrößert sich so der Anblick um etwa ein Drittel. Verraten Sie Ihrer Freundin also besser nicht, daß es nur eine optische Täuschung ist, die sie so begeistert, sondern denken Sie klassisch („Wenn Ihr's nicht fühlt ..."), und nutzen Sie ihre Begeisterung gleich im Wasser. Von der Missionarsstellung ist dabei natürlich abzuraten.

Vor einigen Wochen wurde ich von einem routinierten Zigarrenraucher darauf aufmerksam gemacht, daß viele Zigarrenmarken (auch in der höheren Preisklasse) eine Papiereinlage unter dem Naturdeckblatt aufweisen. Ich habe daraufhin meine gesamten Zigarrenbestände untersucht und sogar mit der Rasierklinge bearbeitet und konnte zu meinem Erstaunen eine braune Papiereinlage – außer bei meinen Havanna- und Brasilzigarren – feststellen. Welche Vor- oder Nachteile hat die Papiereinlage? – G. E. H., München.

Vorteile vor allem für den Hersteller, denn dieses Blatt ermöglicht es, Zigarren mit der Maschine zu produzieren. Zum Trost für soviel Rationalisierung: Das „Papier" ist kein Papier, sondern ein „Kunst-Umblatt", das aus Tabakstaub und Wasser hergestellt wird. Ähnlich wie Papier wird es gewalzt und getrocknet. Es beeinträchtigt die Qualität der Zigarre nicht. Jede Zigarre besteht aus Einlage, Umblatt und Deckblatt. Ist das Umblatt ein richtiges Tabakblatt, dann muß die Zigarre handgerollt sein, was bei teuren Havanna- und Brasilqualitäten – Sie rauchen also solche Dinger für mindestens acht Mark pro Stück! – der Fall ist.

Mein Typ sind eigentlich bisher immer superschlanke Mädchen mit möglichst kleinen spitzen Busen gewesen („Lolita", allerdings über 18). Ich schaue mir aber prinzipiell gern alle Fotos von ausgesprochen hübschen Mädchen an. Angeregt durch die ästhetischen Bilder von Ihren Playmates und durch die Behauptung eines Freundes möchte ich Sie fragen: Trifft es zu, daß vollbusige Frauen bessere Liebhaberinnen sind? Mein Freund sagt, sie seien sinnlicher, anschmiegsamer und unermüdlich aufgrund ihrer hormonellen Kondition. Ist das so und wissenschaftlich nachweisbar? – U. W., Reinbek.

Ihr Freund hat Ihnen schlichten Unsinn erzählt. Sinnlichkeit ist nur zum Teil eine Frage des Hormonhaushalts und des Brustumfangs. Der Mann mit dem größten Penis dürfte, vergleichsweise, kaum der beste Liebhaber sein. Weit eher darf man den Beobachtungen vieler Sexualforscher glauben, daß nämlich große Brüste bei Frauen anzutreffen sind, denen es leichter fällt, die traditionelle weibliche Rolle zu akzeptieren. Ob Ihnen mit so einem anschmiegsamen Weibchen freilich gedient ist? Es heißt zwar: Wie man sich bettet, so liegt man. Aber eine weiche Unterlage ist bekanntlich nur der erste Teil zum (waag-)rechten Vergnügen. Brauchen Sie da unbedingt einen Wissenschaftler, der Ihnen gewissermaßen die Stange hält?

Zwei Freunde und ich möchten die Zauberkunst erlernen. Da unsere Ansprüche allerdings etwas hoch sind, können wir mit Sekundärliteratur und Zauberkästen aus dem Spielwarengeschäft wenig anfangen. Helfen Sie uns weiter? – G. B., Darmstadt.

Treten Sie einem Magischen Zirkel bei, was allerdings nicht ohne Aufnahmeprüfung geht. Der für Sie nächstgelegene ist der Club der Zauberer Frankfurt am Main e. V., (Chefmagier H. Ölmann, Birminghamstraße 29, 6000 Frankfurt-Nied, Telefon 31 27 01). Aber solche Schwarzkünstler gibt es in jeder größeren Stadt. Sie veranstalten für Newcomer Informations- und Interessentenabende, auf denen gezaubert wird, daß die Karnickel nur so aus den Zylindern fliegen, die Jungfrauen schweben oder passenderweise sogar von der offenen Bühne verschwinden – das sind übrigens Tricks, die Sie im Zauberfachgeschäft (einer eigenen, nicht dem Spielwarenhandel zugehörigen Branche) kaufen können. Dort gibt es auch die Fachliteratur und das Zubehör für die sogenannte Mikromagie (alles, was man ohne größere Gerätschaften hin- und herzaubert). Wollen Sie bei der Aufnahmeprüfung das Verschwinden einer Jungfrau vorführen, ist diese mitzubringen.

Ich bin rätselsüchtig und bekam vor einem halben Jahr folgende Kniffelei von einem Gleichgesinnten per Post zugesandt: „Dies ist ein Logik-Spiel namens ‚Max und Nora'. Es hat nur eine Regel, die ich Dir jedoch nicht verraten kann. Du sollst die Spielregel durch Fragen herausbekommen, welche ich mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten werde." Nun starb dieser Freund, kurz nachdem wir das Spiel begonnen hatten, und ich verfüge erst über vier brauchbare Antworten. Trotzdem bin ich nicht in der Lage, das Problem zu lösen. Hier sind meine Fragen mit den jeweiligen Antworten:

„Sind alle Deine Antworten buchstäblich richtig?" – „Ja."

„Sind einige Deiner Antworten unter Umständen falsch?" – „Ja".

„Steckt ein Hinweis auf die Regel in dem Titel ‚Max und Nora'?" – „Ja".

„Besteht die Regel darin, daß alle Deine Antworten aus ‚Ja' bestehen werden?" – „Nein".

Hoffentlich ist der PLAYBOY in der Lage, das Geheimnis von „Max und Nora" zu lüften! – J. L., Bremen.

Das ist nicht besonders schwierig. Es handelt sich hier um eine alte „Rätsel-Nuß", die immer wieder mit Vorliebe von Kniffel-Freunden und Logik-Studenten aus der Versenkung geholt wird. Die Regel besteht darin, daß die Fragen nicht nach ihrem Inhalt oder Sinn, sondern nach dem letzten Buchstaben des letzten Wortes beantwortet werden. Alle Buchstaben aus der ersten Hälfte des Alphabets sind „Mäxchen" und werden mit „Ja" beantwortet; alle Buchstaben aus der zweiten Alphabet-Hälfte sind „Noras" und werden mit „Nein" bedacht.

Durch Masturbation vor dem Verkehr soll man eine Empfängnis verhüten können. Trifft das wirklich zu? – A. H., Köln.

Nicht vorher, sondern statt dessen.

Auf meiner letzten Party hat doch tatsächlich eine dieser neunmalklugen Emanzipierten schlichtweg behauptet, sexuelle Lust empfände man gar nicht mit den Genitalien. Sitz des Lustempfindens sei vielmehr das Gehirn. Ist das auch wieder so eine neumodische Ideologie der „Emanzen?" – E. S., Graz.

Die Dame hat recht. Lustareal – Neurologen nennen es buchstäblich so – ist das limbische System im Hirn. Beweis: Schieben Sie Ihrer Freundin die Hand in die Jeans. Damit lösen Sie einen chemischen Prozeß aus, der – ähnlich den Vorgängen in einer Trockenbatterie – Elektrizität erzeugt. Falls Sie es ihr gut besorgen, strömen vom Venusberg aus Dutzende von Nervenimpulsen entlang den Nervenfasern in die limbischen Areale des Gehirns. Erst wenn die Impulse dort oben ankommen, stöhnt das Mädchen oder stößt ihre kleinen spitzen Schreie aus. Ist die Leitung zwischen Unterleib und Kopf unterbrochen, dann ist es auch mit den schönen Gefühlen vorbei. Umgekehrt: Sie können, ohne die Hose herunterzulassen, den schönsten Orgasmus erleben, wenn Sie sich an der richtigen Stelle Ihres Schädels eine Elektrode (extrem dünne Drähte mit einer Art winziger Steckdose) implantieren lassen und sich Stromstöße von etwa zehn Mikroampere (eine Taschenlampe braucht zehntausendmal mehr) zuführen. Doch Vorsicht: Freiwillig würden Sie dann nie wieder abschalten können.

Alle ernsthaften Fragen – von Mode, Essen und Trinken, Platten, Autos bis zu persönlichen Problemen, Geschmacks- und Benimmverhalten – werden vom PLAYBOY beantwortet, wenn ein frankiertes Antwortkuvert beiliegt. Unsere Anschrift: Playboy-Berater, Playboy-Redaktion, Augustenstr. 10, 8000 München 2. Fragen, die unsere Leser interessieren, werden jeden Monat veröffentlicht.







Fristenlösung für Raritäten.

Erlesenen Spezialitäten haftet, im Unterschied zur Massenware, weltweit der Nachteil von Lieferfristen an. Und es mangelt an Verständnis, warum Produkte, die heute nicht überall, sondern nur limitiert in guten Fachgeschäften erhältlich sind, überhaupt beworben werden.

Die werbliche Präsentation eines Spitzenerzeugnisses markiert den Abstand zum Angebot der Mitbewerber. Ein Unterlassen dieser Information käme dem Verlust eines erzielten Vorsprunges gleich, der die Rangfolge zugunsten anderer verschiebt.

Nicht umsonst warten Tausende oft Monate auf die Olympus OM-2, während die einzigartige OM-1 kaum noch Lieferprobleme hat.

Olympus OM-1. Nach wenigen Jahren bereits millionenfach als Basiskamera für das OM-System bewährt, beweist dieses Kleinod feinoptischer Präzision immer noch die Gültigkeit seines einzigartigen Konstruktionsprinzips.

Olympus OM-1, Vorbild für kleinste Abmessungen und leichteste Bauweise. Ebenso für extrem weiche und leise Auslösung sowie für das unerreicht große und helle Sucherbild.

OM-1, die faszinierende Systemkamera mit Offenblendenmessung und Schlitzverschluß perfektester Bauart von 1 bis 1/1000 Sekunde sowie genial vereinfachter Einstellscheiben-Austauschmethode.

Olympus OM-2. Es war Olympus vorbehalten, die Ära des elektronischen Speichers zu überwinden und die volle Bandbreite blauer Siliziumzellen für die Fotografie zu erschließen.

OM-2, der Welt einzige Spiegelreflexkamera mit auto-dynamischer Meß-



steuerung, elektronischem Verschluß von 1/1000 bis weit über 60 (!) Sekunden und Umschaltung auf manuelle Betriebsart.

Alle anderen Meßsysteme messen vor der eigentlichen Aufnahme und speichern den ermittelten Wert. Die Sensoren der OM-2 hingegen messen direkt während der Belichtung und steuern dynamisch Meßkorrekturen ein.

Die Lichtsensoren der OM-2 sind der Filmebene zugewandt und messen mittenbetont die Lichtreflexion vom computererrechneten Phantombild auf dem ersten Schlitzverschlußvorhang für Kurzzeiten ab 1/60 Sekunde, während bei längeren Verschlußzeiten übergangslos das vom Film reflektierte Licht integral analysiert wird.

In Verbindung mit dem Computerblitz Quick Auto 310 kann die Lichtdosierung erstmals kameraseitig im TTL-Verfahren zwischen 1/1000 und 1/40 000 Sekunde variabel gesteuert werden. Die dynamische Meßkalkulation der OM-2 nutzt dabei die Meßzellen der Kamera als Blitzsensoren.

Ob Computeranalysen in Lichtgeschwindigkeit oder subtile mikrofotografische Langzeitmessungen, die auto-dynamische Meßsteuerung eröffnet Grenzbereiche fotografischer Disziplinen, während Abläufe außerhalb menschlichen Reaktionsvermögens durch den Motorantrieb für 5 Aufnahmen pro Sekunde gelöst werden. Ergänzend hierzu steht ein Winder für motorischen Filmtransport zur Verfügung.

Olympus OM-1 und OM-2, das Idealminimum für Größe und Gewicht moderner 35-mm-Systemkameras. Denn weniger wäre bereits zuviel.

Ausführliche Informationen und Testberichte im 64seitigen Vierfarbkatalog „Die Welt der Olympus-Kameras", kostenlos beim Foto-Fachhandel oder durch:
Olympus Optical Co. (Europa) GmbH., Postfach 10 49 08, 2000 Hamburg 1
Österreich: Goëss & Co., Rennweg 2, 1030 Wien 3
Schweiz: R. Bopp AG., Postfach 104, 8064 Zürich

OLYMPUS

V.S.O.E. VOLL-SERVICE OLYMPUS EUROPA - SCHUTZMARKE FÜR ORIGINAL-IMPORT. SICHERHEIT GEGEN KAMERAS AUS ZWEITER HAND. GÜLTIG NUR MIT OM-KAMERAPASS.





FASZINIERENDES LEBEN MIT BALLANTINE'S
Gewinnen Sie mit Ballantine's
Finest Scotch Whisky
Eine Traumreise...
Fliegen. Mit einem richtigen Zeppelin! Das ist ein ganz seltenes Erlebnis: Lautlos gleiten Sie dahin. Zu Ihren Füßen breitet sich die Welt aus. Eine Spielzeugwelt mit glitzernden Flüssen, großen Städten und kleinen Dörfchen. Mit Bergen, Wäldern und silbern glänzenden Seen. Machen Sie mit – gewinnen Sie diese Traumreise mit Ballantine's!
So gewinnen Sie die einmaligen Zeppelin-Reisen
Sie brauchen nur die Preisfrage zu lösen:
In welchem Jahr wurde das Stammhaus von Ballantine's gegründet?
Nur so viel sei gesagt: Ballantine's ist eine der bekanntesten und ältesten Scotch Whisky-Marken der Welt!
Ballantine's verlost
5 Flugreisen mit dem Zeppelin für je 2 Personen und 750 aufblasbare Zeppeline – jeder einen Meter lang – für Sonne, Sommer und Strandurlaub!
Ballantine's
GEGRÜNDET 1827
FINEST SCOTCH WHISKY
Kreuzen Sie bitte das Gründungsjahr von Ballantine's an:
1927
1877
1827
Einfach ausschneiden, auf eine Postkarte kleben und bis zum 10. 8. 1977 einsenden an
Bols Import, Postfach 577, 4040 Neuss.
Bitte mit 40 Pf frankieren und Ihren Absender nicht vergessen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen
Name
Straße
PLZ/Wohnort

DAS PLAYBOY FORUM

eine harte diskussion über die macht der großen und die kraft der kleinen: was haben bürgerinitiativen erreicht? wo haben sie versagt?

VÄTERCHEN DARF BLEIBEN

Behörde will, daß ich gehen in Altersheim. Bürger sorgen dafür, daß altes Väterchen Timofej kann bleiben in Häuschen mit Kirche aus 1952, wo mich gesehen haben viele Leute aus der Welt in Olympische Spiele. Behörde nix gut, Leute gut. Bin ich sehr froh.

Timofej Brochorow
Mönch
München

UNRUHIGES GLIED

Bürgerinitiativen als außerparlamentarisches Mittel gegen Beschlüsse der Regierenden mögen in ihren Grundgedanken und ihren ersten Erscheinungsformen berechtigt und nützlich gewesen sein. Was allerdings heute daraus geworden ist, spricht ihnen jedes Aktionsrecht ab.

Erstens: Daß man überhaupt nicht mehr differenziert, sondern gegen alles und jedes protestiert.

Zweitens: Daß Bürgerinitiativen mehr und mehr als Ventil für potentielle Krawallbrüder mißbraucht werden.

Drittens: Daß sie die notwendige Energiepolitik hemmen (besonders in bezug auf Atomkraftwerke).

Es ist doch so, daß man heute automatisch nach jedem Regierungsbeschluß auf eine Bürgerinitiative wartet. Mit dieser Routine und Selbstverständlichkeit hat die Bürgerinitiative das meiste von ihrer Effektivität verloren. Sie ist nur noch ein Glied in der Kette der periodischen Unruhen (Studentenunruhen, Streikwellen) in unserem Land geworden.

Bernd Stuhm
Werkzeugmacher
Tengen

WIR BRAUCHEN WIND

Wenn die Dinge still stehen, muß man sie wieder in Bewegung bringen. Und wenn jene Leute, die in den Amtsstuben wohlgefällig ihre Perücken pudern, in den eigenen Staubwolken zu ersticken drohen, dann muß man eben die Fenster aufreißen: Unsere Demokratie braucht frische Luft! Politiker aller Richtungen haben oft und gern vom „mündigen Bürger" geredet. Manch einer – zum Beispiel Willy Brandt – hat es ehrlich gemeint. Andere haben geheuchelt. Wen wundert es, wenn die jetzt vor den Windmaschinen erschrecken? Wir brauchen diesen Wind, und wir brauchen Bürgerinitiativen, die manchen Mächtigen zeigen, wo ihre Macht zur blinden Arroganz wird. Wer sagt etwa den Herren Stoltenberg, Filbinger, Friderichs oder Matthöfer, daß unsere Welt nur noch mit Kernkraftwerken existieren kann? Die Wissenschaftler? Welche denn? Es gibt Physiker und Ökonomen, die gegen Kernkraftwerke sind, und es gibt wieder welche, die dafür eintreten. Die jeweils passende Seite bestätigt mir für gutes Honorar das Gegenteil von dem, was die anderen sagen.

Oder nehmen wir die ausdauernden Bemühungen, die unbefriedigende Regelung des Paragraphen 218 zu korrigieren. Sie werden in Form von Bürgeraktionen gegen das „Kollektivgewissen" fortgesetzt. Auch die Einführung von Gemeinschaftsschulen, die erst durch eine Bürgerinitiative ermöglicht wurde, ist ein Beweis dafür, daß die gelegentlich an der humanitären Realität vorbeigehenden Entscheidungen der Politiker nicht kritiklos hinzunehmen sind.

Versagen wird Bürger(un)wille da, wo reine „Stammtisch-Motzerei" vorherrscht oder wo es zu undemokratischen Bürgerrevolten kommt. Eine echte Initiative setzt den Mut zur positiven Veränderung voraus. Der Wille zu einer aktiven und kritischen Beteiligung an der Gestaltung einer menschenfreundlichen Gesellschaft muß da sein – überall dort, wo die gewählten Berufsdemokraten in den Parlamenten es nicht mehr allein schaffen, Bürgerwohl zu erkennen. Mir hat meine Mitarbeit bei verschiedenen Bürgerinitiativen jedenfalls dazu verholfen, daß ich heute den Mut habe, mich jederzeit und überall für meine Meinung einzusetzen.

Kai Fischer
Schauspielerin
z. Z. Arraba (Dolomiten)

BÖSE VÄTER MUCKEN AUF

Als die ISUV (Interessengemeinschaft steuerreformgeschädigter Väter und Mütter e. V.) vor zwei Jahren gegründet wurde, lächelte man über uns. Man nahm ISUV und ihr damals bescheidenes Häuflein Mitglieder einfach nicht ernst. Was sich die geschiedenen Väter da vornahmen, war eben „Spinnerei". Es paßte nicht so recht in unsere bürgerliche Weltanschauung, daß die bösen Väter, die Frauen und Kinder im Stich lassen, es auch noch wagen, hinterher aufzumukken. Dabei sind es ganz berechtigte Forderungen, die diese Väter durchzusetzen gedenken. Es geht ihnen um die steuerliche Berücksichtigung ihrer Kinder. Denn seit der Steuerreform, von Herbert Wehner als „Jahrhundertwerk" apostrophiert, haben die geschiedenen, getrennt lebenden und wiederverheirateten Väter steuerlich keine Kinder mehr. Sie sind nach dem Gesetz Junggesellen. Für die unterhaltspflichtigen Väter – und auch Mütter – heißt das: jeden Monat zwischen 100 und 700 Mark mehr Steuern zahlen, je nach Verdienst.

Die steuerliche Mehrbelastung eines Vaters während der Zeit seiner Unterhaltspflicht (etwa 15 bis 20 Jahre) beträgt durchschnittlich 40 000 Mark. Warum das so ist, konnte der Finanzminister bisher nicht erklären. So erhält zum Beispiel ein ausländischer, geschiedener Arbeitnehmer für sein im Ausland lebendes Kind einen Freibetrag von 3000 Mark jährlich, plus Kindergeld. Sein deutscher Kollege in gleicher Lage bekommt nichts. Stiefvätern rechnet man die Stiefkinder auf der Steuerkarte an – obwohl sie nur selten für den Unterhalt der Stiefkinder aufkommen. Für die zahlt ja meist der leibliche Vater . . .

Eine beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe eingereichte und auch zur Entscheidung angenommene Verfassungsbeschwerde soll den Unterhaltspflichtigen jetzt wieder zu ihrem Recht verhelfen. Mit heute fast 5500 Mitgliedern ist die ISUV die größte organisierte Bürgerinitiative Deutschlands. Wir sind frei von radikalen Gruppen. Wir sorgen dafür, daß dem Bonner Gedankengut steuerliche Taten folgen.

Peter Meinck
Vorsitzender der „Interessengemeinschaft steuerreformgeschädigter Väter und Mütter"
München

WEHR FÜR DIE FREIZEIT

Die freiwillige Feuerwehr ist eine echte Bürgerinitiative mit vielen nützlichen Aufgaben. In unserem Dorf hat sie sich längst bewährt. Hierzulande weiß man, wie wichtig Selbsthilfe ist. Unsere

PLAYBOY NACHRICHTEN

SPITZ AUF KARLAS SPITZEN

PLAYBOY BRASILIEN – *Karla ist 18 und ließ sich zum erstenmal nackt fotografieren, als Luiz Tripoli von* HOMEM *– der brasilianischen Ausgabe des* PLAYBOY *– sie vor die Kamera bat. Daß Karla bei den Aufnahmen im Wasser*



planschte, hatte sozusagen strategische Bedeutung: Sie mußte jene rosaroten Spitzen vertuschen, ohne die keine Brust vollkommen ist. Diesen Anblick will Brasiliens Militärregierung ihren unmündigen Bürgern jedoch nicht gönnen. Immerhin können Karlas Fotos auch ohne i-Tüpfelchen zumindest einen alten brasilianischen Zwist befrieden: ob nämlich die Cariocas aus Rio de Janeiro oder die Paulistas aus São Paulo die schöneren Mädchen sind. Denn Karla ist Carioca und Paulista zugleich. In São Paulo wuchs sie auf, spielte Fußball und kletterte mit Nachbarjungen auf Bäumen herum, bis eines Tages ihr häßlichster Spielkamerad fragte: „Darf ich heute nacht von dir träumen?" Seither schwärmt sie für häßliche Männer: „Man muß ihnen die Komplexe nehmen, dann wissen sie, wozu sie fähig sind. Schöne Männer sind leer." Mit 15 kam sie nach Rio, lernte Schlagzeug spielen, Rock 'n' Roll tanzen und Auto fahren. Sich nackt im PLAYBOY *zu zeigen, ist für sie „ein weiterer Schritt zur Freiheit".*

PLAYBOY VOR GERICHT

PLAYBOY *(Von unserem Schweizer Korrespondenten) – Da steht er nun und kann's nicht fassen: Aloys Babst, Sekundarlehrer, 51 Jahre alt, wohnhaft in Monthey im Schweizer Kanton Wallis. Drei Monate Gefängnis mit Bewährung hat man ihm aufgebrummt, weil er* PLAYBOY*-Leser ist und die Hefte „in seiner Wohnung rumliegen ließ". Als einige Schüler ihn dort besuchten, die Hefte sahen und ihren Eltern davon erzählten, wurde Anzeige erstattet. Der für Monthey zuständige Kreisrichter ließ sich von der Erklärung der Schüler, sie hätten am* PLAYBOY *keinen Anstoß genommen, nicht beirren. Auch die Tatsache, daß an jedem Schweizer Kiosk regelmäßig gleich drei verschiedene* PLAYBOY*-Ausgaben liegen – die amerikanische, die französische und die deutsche Ausgabe –, verschonte Babst nicht vor einer Haussuchung. Das Kreisgericht verurteilte ihn zu drei Monaten. Aloys Babst, seiner Unschuld noch immer sicher, legte Revision ein und zog vors Walliser Kantonsgericht. Glücklos, wie sich zeigte, denn auch die Kantonsrichter beließen es bei dem Schuldspruch der ersten Instanz. Jetzt hat Aloys Babst an das höchste Gericht der Schweiz appelliert. Nun wird beim Bundesgericht in Lausanne also von Amts wegen* PLAYBOY *gelesen. Für Aloys Babst sehen wir nicht schwarz. Ihm wird in Lausanne beim Bundesgericht späte Gerechtigkeit widerfahren. In der Schweiz werden jeden Monat 30 000 deutschsprachige Exemplare des* PLAYBOY *gekauft. Eine Menge, die nach Walliser Maßstäben für 7500 Jahre Knast gut ist.*

CARTER FÜHRT

PLAYBOY DEUTSCHLAND – *„Ich habe in Gedanken schon öfters Ehebruch begangen", gestand Jimmy Carter im* PLAYBOY*-Interview, und die deutsche Presse zitierte ihn in 43 Millionen Zeitungsexemplaren. Damit wurde Carter Hitparaden-Sieger der 1976 am weitest verbreiteten* PLAYBOY*-Zitate. Nummer zwei wurde Paul Breitner, nachdem er im* PLAYBOY *sagte: „Der ganze Handel mit Ablösesummen ist einfach gesetzwidrig – widerspricht den Grundrechten und der Grundwürde des Menschen." 13 700 000mal druckten deutsche Zeitungen das nach. Sogar Wilhelm Deffner, Jahrgang 1871, kam durch seinen Beitrag zum* PLAYBOY*-Forum ins Gespräch: „Nur wo schlechter Charakter und großes Geld zusammentreffen, kann Politik zur Hure werden." Deutsche Zeitungen zitierten ihn 723 000mal.*

Wehr hat 170 Mitglieder, 25 davon sind aktiv. Um im Ernstfall auch wirklich helfen zu können, proben wir 26mal im Jahr auf langer und kurzer Strecke. Unsere Feuerwehrkameradschaft hat für Nieder-Beerbach aber noch eine andere Bedeutung. Feuerwehrbälle und unser Grillfest sind echte Höhepunkte in unserer Gemeinde. Da nimmt der ganze Ort teil, weil alle wissen, daß sie uns brauchen. Seit ich Kommandant bin, haben wir sogar eine Jugendwehr. Der Jüngste ist zehn Jahre alt. Unseren Jungs macht das mächtig Spaß, weil sie in der Wehr mit ihrer Freizeit etwas anfangen können und in der Gemeinschaft Anerkennung finden. Da kommt dann auch keiner mehr auf falsche Gedanken.

Willy Mai
Kommandant der
freiwilligen Feuerwehr
Nieder-Beerbach

BUXTEHUDE GERETTET

Eine bunte Kuh aus Pappe und ein Melkeimer – das war zunächst einmal alles, was unsere „Aktionsgemeinschaft Kunst" zur Rettung der Altstadt von Buxtehude brauchte. Wir stellten das Gebilde im Stadtpark auf, weil wir den Leuten klarmachen wollten, wie die Stadtkuh eigentlich gemolken wird. Das war ein voller Erfolg. Die Stadtväter wurden zum Umdenken gezwungen. Sie steckten 200 000 Mark in die Restaurierung eines Bürgerhauses aus dem Jahr 1553, anstatt für das Geld einen Parkplatz zu bauen.

Unser größter Treffer war, daß schließlich ein Vertreter unserer Bürgerinitiative in den städtischen Kulturausschuß kam. Soviel ich weiß, ist das einmalig in Deutschland. So können die Kulturaussagen der Parteien vom Bürger direkt geprüft werden. Und zwar da, wo die Entscheidungen fallen.

Wir wollen den Buxtehudern die Probleme ringsum deutlich vor Augen führen, wollen die Umwelt mitgestalten und sie, wenn nötig, verändern. Bürgerinitiative heißt für uns, häßliche Hauswände mit einem „Gemeinschaftsbild" zu verschönern. Da malen Hausfrauen, Beamte, Arbeiter und Künstler mit. Das macht allen Spaß – und kein Mensch braucht die Polizei auf den Plan zu rufen, weil unsere Stärke eben die Initiative ist, von der wir alle etwas verstehen.

Thomas Peiter
Stadtkünstler
Buxtehude

AN DER MAUER INITIATIV

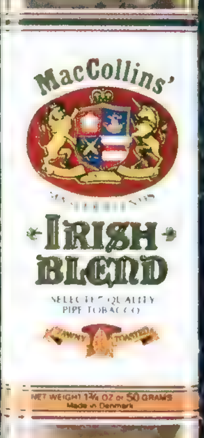
Ich entziehe mich gerade der Justiz. Das Amtsgericht München hat gegen mich einen Haftbefehl erlassen (Geschäftsnummer VI GS 695/77), weil ich mit meiner Ein-Personen-Bürgerinitiative


Mac Collins'
PLUM
BRANDY
EXCLUSIVE PIPE MIXTURE
SPICED WITH
PLUM BRANDY
WEIGHT 1¾ OZ or 50 GRAMS
Made in Denmark

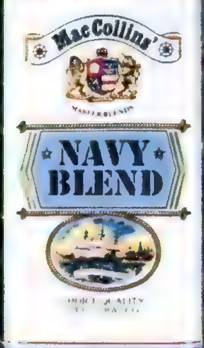
Mac Collins'
frisch aus Dänemark



Mac Collins' Navy Blend:
dänisch mild. DM 4,50
Mac Collins' Scottish Mixture:
schottisch würzig. DM 5,00
Mac Collins' Plum Brandy:
fruchtig aromatisch. DM 6,00
Mac Collins' Irish Blend:
irisch herb-süß. DM 6,50


MacCollins'
IRISH
BLEND


MacCollins'
Scottish
Mixture
HIGH CLASS QUALITY
PIPE TOBACCO


MacCollins'
NAVY
BLEND

Luftdicht eingesiegelt,
in der neuen Metallic-Pouch.
Das vereint die Vorzüge einer
Dose mit der taschengerechten
Form des Tabakbeutels.
Mac Collins'
Harmonie von Duft
und Geschmack.

den Staat brüskieren wollte. Aber die beiden Heinis von Polizisten haben nicht mal gemerkt, um was es ging. Nämlich um ein Kunstwerk (ich bin schließlich ein Jünger von Professor Beuys). Es kam so: Abends um sieben rief jemand wegen eines angeblichen Einbruchs in der Münchner Oettingenstraße die Polizei. Es erschienen die Polizeibeamten Übelhör und Stachowiak. Weil ich dort herumlungerte und in meinem indischen Phantasieaufzug natürlich aus dem bürgerlichen Rahmen falle, wollten sie meine (ordentlichen!) Papiere sehen. Ich sagte: „Zeigt mir erst mal eure Papiere, ihr Scheißbullen." Da haben sie mich verprügelt und eine Nacht in den Knast gesteckt. Der Meldepflicht, die mir dann auferlegt wurde, kam ich natürlich nicht nach. Dafür brachte die Münchner *Abendzeitung* eine halbe Seite mit Fotos von dem äußerst brutalen Vorgehen der Bullen.

Sehen Sie – das ist die geniale Verbindung von Bürgerinitiative und Happening. Ich habe der Welt ein Kunstwerk geschenkt! Das ist Action-art. Da bin ich als Bürger initiativ geworden. Ich warte den Ausgang meines Prozesses unter Thailands Sonne ab, und dann komme ich zurück und veranstalte in der Münchner Galerie, vor der die Prügelei war, eine Ausstellung für Bürger: Folterwerkzeuge in fünf Jahrtausenden aus fünf Kontinenten. Da sind die Eiserne Jungfrau ebenso dabei wie die Hoden-Elektroden aus Chile und die Dokumente zu meiner Bullen-Schlägerei.

Revolution ist Liebe – Liebe ist schön – Kunst ist schön – Revolution ist keine Kunst, weil's jeder machen kann. Power to the people. Es kann uns allen nur recht und billig sein, zu richten und Urteile zu sprechen; aber als Urteile soll man nur Freisprüche fällen.

Im Grunde möchte ich nur bekannt werden. Denn wenn ich bekannt bin, ist auch meine Idee bekannt: Liebe als Gewalt – die Gewalt der Liebe. Meine nächste Aktion: Ich schmeiße die Berliner Mauer um, indem ich Cannabis an ihr säe. Die Pflanzen kippen dann die Mauer in den Osten. Ist das nicht eine tolle Bürgerinitiative?

Gerd Becker
Student der Völkerkunde
z. Z. Thailand

KUMPANEI DER PARTEIEN

Gegenüber der Bürokratie und den etablierten politischen Parteien besitzen Bürgerinitiativen und private Naturschutz- und Umweltorganisationen generell einen Vorteil. Er liegt darin, daß sie für Vernunft sehr viel zugänglicher sind und mit großer Anpassungsfähigkeit und ohne die Arroganz der politischen und bürokratischen Machthaber in der Lage sind, Realitätsnähe, Phantasie und Engagement an den Tag zu legen. So tragen sie ökologischen Rahmenbedingungen mehr Rechnung als beschränkter Sachverstand und ressortgebundene Planung.

Bürgerinitiativen müssen versagen, sobald sie sich auf Auseinandersetzungen einlassen, die auf der Ebene der Gewalt liegen. Einer schwerwiegenden und undurchdachten Fehlentscheidung, die von allen Parteien in einer Art Kumpanei getragen wird, stehen Bürgerinitiativen letztlich hilflos gegenüber. Hier wird vermutlich nur eine Politisierung der Bürgerinitiativen eine Antwort zum Nutzen des Allgemeinwohls finden können.

Hubert Weinzierl
Stellvertretender Vorsitzender
des „Bundes Umwelt- und
Naturschutz"
Bonn

GEGEN SINNLOSE ZERSTÖRUNG

Im Ruhrgebiet gibt es 2400 Arbeitersiedlungen. In ihnen leben rund eine Million Menschen. Diese Siedlungen sind im Prinzip „Arbeiterdörfer" – halbländlich, mit Gärten und der Möglichkeit, Tiere zu halten. „Hier kennt jeder jeden." „Bei schönem Wetter sitzt man auf der Bank vor der Tür."

Diese Siedlungen sollten abgerissen werden. Unmodern – hieß es. Der wahre Grund: Neue Häuser bringen mehr Miete, also mehr Profit. Der Preis: Zerstörung von gewachsenen Sozialstrukturen, von individuellen und sozialen Lebensqualitäten, von billigem Wohnraum sowie Lebenszeitverkürzung von alten Leuten. Hinzu kommt die Verknappung von preisgünstigem Wohnraum auf dem städtischen Wohnungsmarkt mit Druck auf alle Mieten.

Gegen diese unsoziale und volkswirtschaftlich sinnlose Zerstörung bildete sich 1972 die erste Arbeiterinitiative – in dem bereits zum Symbol für Erfolg gewordenen Eisenheim in Oberhausen. Das Beispiel zündete. Inzwischen gibt es 45 von diesen Initiativen im Ruhrgebiet. Sie haben sich zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, helfen sich untereinander, schulen sich alle drei Wochen einen ganzen Samstag lang – in Sozialpolitik, Planungs- und Rechtsfragen, Strategie und Taktik. Den Initiativen stehen 40 Berater zur Seite, unter ihnen sechs Hochschulprofessoren. Die Rollen werden strikt getrennt: Die Arbeiter haben das soziale Wissen; sie setzen Ziele, führen und kontrollieren; die Berater setzen ihr Spezialwissen ein.

Viele Arbeiterinitiativen sind Entwicklungsgemeinschaften für soziales und kulturelles Leben geworden. 1974 verstärkte der Zukunftsforscher Professor Robert Jungk in Eisenheim diese Tendenz durch Zuspruch: „Je mehr ihr eure Werte entwickelt, desto schwieriger wird es, sie zu zerstören."

Der Eisenheimer Quartierrat führte Aufräumaktionen durch. Er baute drei alte Waschhäuser um: in Volkshaus, Kinderhaus und Jugendhaus. Er richtete eine selbstverwaltete Bücherei ein. Er veranstaltet Diskussionen mit Politikern, Literaten, Wissenschaftlern sowie Ausstellungen und Feste.

Mit der Stadt Oberhausen gibt es – nach einer ersten Konfliktperiode – eine beispielhafte Zusammenarbeit. Inzwischen haben auch weitere Initiativen Volkshäuser eingerichtet: in Dortmund-Asseln, Duisburg-Homberg, Gelsenkirchen-Ückendorf, Mülheim-Heissen, in der Alten Kolonie Dortmund-Eving sowie in Dinslaken-Lohberg.

Resümee: In den Arbeitersiedlungen entfalten sich wichtige Elemente der Zukunft: Solidarität in der Nachbarschaft, Kooperation und Selbstverwaltung.

Willi Pfarrer
Hochofen-Maurer
und
Dr. Roland Günter
Professor für visuelle
Kommunikation und Design
Oberhausen

NATIONALE SCHICKSALSFRAGE

Bürgerinitiativen sind zu einer neuen Macht im Staat geworden. Seit geraumer Zeit machen sie Politik – im kleinen zunächst und nun allmählich auch im großen. Wenn man den Begriff etwas weiter faßt, hat es zu allen Zeiten Bürgerinitiativen gegeben. Die Bemühungen mittelalterlicher Stadtbürger um den Bau von Domen gehören ebenso dazu wie die Sorge des Turnvaters Jahn und seiner Jünger um die körperliche Ertüchtigung des Volkes, die Aktivitäten der Gesellen- und Arbeitervereine oder die Gründung des Internationalen Roten Kreuzes durch den Genfer Bürger Henri Dunant. Selbstverständlich gehören auch alle um Veränderung der politischen Verhältnisse bemühten oppositionellen Bewegungen dazu; die Scherbengerichte der Athener Bürger, die über Verbannung oder Verbleib mißliebig gewordener Politiker entschieden; oder aufklärerische Geheimbünde hinter gewaltsamen Revolutionen. Wo immer Angehörige des Gemeinwesens außerhalb der Herrschaftsinstitutionen standen und sich um eine Mitgestaltung des sozialen Lebens bemühten, handelte es sich in gewissem Sinne um Bürgerinitiativen.

Die Bürgerinitiativen heutiger Machart sind kaum zehn Jahre alt. Ende der sechziger Jahre lösten sie die Gruppierungen der Außerparlamentarischen Oppositionen (APO) ab, die sich vorzugsweise größeren politischen Fragen gewidmet

Tabac Original
Symbol gepflegter Männlichkeit

Deodorant Spray
Deodorant Stick
Anti-Transpirant Spray



Tabac Original – der Duft, der Ihnen alles gibt. Er geht unter die Haut (Pre Electric Shave, Shaving Foam, Cream, Soap, After Shave Lotion). Er greift Ihnen unter die Arme (Deo-Spray, Stick, Anti-Transpirant). Er schäumt vor Wohlbehagen (Luxus-Seife). Er läßt Sie tagsüber nicht allein (Eau de Cologne, Eau Naturelle). Und er verspricht Ihnen immer einen klaren Kopf (Haar Tabac, Shampoo). Tabac Original – Symbol gepflegter Männlichkeit.

Tabac Original
Der individuelle Duft

Komplett als Serie

Maurer + Wirtz

hatten. Im Gegensatz zu den APO-Aktivisten aber, denen es nicht gelang, breite Bevölkerungsschichten zu mobilisieren, erzwingen nunmehr Bürger jeglicher Herkunft Gehör für ihre Probleme. Die Demokratie ist von der Basis her in Bewegung geraten. Und ein Ende dieser Bewegung ist noch nicht abzusehen, zumal ihre Ursachen, die unaufhörliche Verschlechterung der Lebensbedingungen und das Unbehagen zahlloser Bürger über die Auswüchse der Parteien-, Verbände- und Verwaltungsbürokratie, unvermindert fortwirken. Man wird davon ausgehen können, daß das in einem nie gekannten Ausmaß gewachsene staatsbürgerliche Kompetenzbewußtsein des Bundesbürgers die Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörden aller Stufen zu einer wachsenden Reaktionsbereitschaft und zur Anpassung zwingen wird.

Ansonsten werden in wachsendem Maße Konfrontationen zu erwarten sein. In nationalen Schicksalsfragen, wie der atomaren Energieerzeugung, sind bürgerkriegsähnliche Entwicklungen nicht auszuschließen. Daß die Einsicht der verantwortlichen Politiker derartige Entwicklungen mit anderen als polizeistaatlichen Mitteln verhindern möge, muß die Hoffnung jedes aufrichtigen Demokraten sein.

Dr. Peter C. Mayer-Tasch
Professor für Politikwissenschaft
und Rechtstheorie
München

SPIELREGELN EINHALTEN

Vor 1969 war der Begriff „Bürgerinitiative" unbekannt. Unterdessen haben sich mindestens zwei Millionen Bundesbürger an dieser gesellschaftspolitischen Neuerscheinung beteiligt. 30 000 bis 40 000 Bürgerinitiativen haben sich bisher gebildet. 3000 bis 4000 arbeiten gleichzeitig. Aus diesen Zahlen allein wird deutlich, was erreicht wurde: Bürger haben gelernt, nicht länger mißmutig-gläubig auf die Vor- und Fürsorge des Staates zu warten, sondern da selbst aktiv zu werden, wo sie sich von Mängeln betroffen fühlen. Und durch die Erfahrung, daß persönlicher Einsatz in vielen Fällen Verbesserungen erreicht, mildern Bürgerinitiativen das Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer allbefugten Demokratie. Das Selbstbewußtsein der Bürger ist gewachsen – und das war notwendig. Immerhin halten 59 Prozent der Bevölkerung Bürgerinitiativen für wirksam. Neben dem Sachverstand und der sozialen Kreativität, die durch aktive Mitmenschen eingebracht werden, kommen auch bis über 35 000 freiwillige Arbeitsstunden pro Initiativgruppe dem Allgemeinwohl zugute. Denn 36 Prozent aller Bürgerinitiativen erbringen erhebliche Eigenleistungen. Von einem „Versagen" kann also keine Rede sein. Es kommt jetzt darauf an, demokratische Spielregeln einzuhalten und zu verbessern. Mitverantwortung ist lernbar. Aber sie muß gewollt und gefördert werden.

Dr. Dietmut Schnetz
Vorstand der Stiftung für
staatsbürgerliche Mitverantwortung
„Die Mitarbeit"
Heiligenhaus, Bezirk Düsseldorf

ARMUTSZEUGNIS FÜR DIE PARTEIEN

Seit den Auseinandersetzungen um das Kernkraftwerk in Brokdorf sind Bürgerinitiativen mit ihrem Protest gegen Kernkraftwerke in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Politiker und Parteien sehen sich nicht nur neuen Anforderungen gegenüber, sondern sie werden auch mit dem Vorwurf konfrontiert, sie seien nicht mehr in der Lage, die Interessen der Bürger angemessen zu vertreten. Über etablierte Parteigrenzen und traditionelle politische Lager hinweg schließen sich Bürger zusammen, um öffentlich gegen von ihnen für schädlich gehaltene Entwicklungen zu protestieren und bestimmte Forderungen durchzusetzen. Teilweise kommt es auch zu einer rein egoistischen Durchsetzung der eigenen Interessen: Das Obdachlosenasyl bleibt dann zugunsten eines Parks auf der Strecke. Deswegen wurde den Bürgerinitiativen vereinzelt auch der Vorwurf gemacht, sie seien Einrichtungen für privilegierte Mittel- und Oberschichten.

Ich halte dieses Urteil für überzogen. Bürgerinitiativen haben Denkprozesse angeregt und teilweise zur Veränderung politischer Handlungsziele beigetragen. Angefangen hat diese neue Form der Bürgeraktivierung in verschiedenen Feldern mit lokaler Bedeutung. Eine von Kommunalparlamenten und -verwaltungen oft allzu rigoros betriebene Straßen- und Verkehrsplanung, verfehlte Sanierungskonzepte und fehlerhafte Sozialplanung wie mangelnde Kindergärten und -spielplätze und fehlende Sozialeinrichtungen in Neubaugebieten haben in vielen Städten und Gemeinden zum spontanen Zusammenschluß der betroffenen Bürger in Initiativgruppen geführt. Das Ergebnis aller dieser Aktivitäten war nicht in jedem Fall die Verhinderung eines geplanten Projekts oder die Durchsetzung der erhobenen Forderung. Parteien und Politiker sind aber herausgefordert worden, Problembereiche wie Verkehrsplanung und Stadtsanierung neu zu durchdenken. Ergebnisse dieser Überlegungen sind nicht zuletzt etwa in der Novellierung des Bundesbaugesetzes mit den Vorschriften zur besseren Information und Beteiligung bei der Bauleitplanung festzustellen.

Mit ihrem Protest gegen die Kernenergie haben Bürgerinitiativen in mehrfacher Hinsicht Neuland beschritten. Denn

nach ihrem eigenen Verständnis geht es bei diesem Protest nicht nur um die Verhinderung des einen oder anderen Standortes, sondern, wie es einige Sprecher der Bürgerinitiativen formulieren, um „alternative Gesellschafts- und Lebensformen".

Wenn heute in allen Parteien die Probleme einer gesicherten Energieversorgung neu diskutiert werden, der Energieeinsparung Vorrang eingeräumt und die Notwendigkeit der rationalen Energieverwendung in den Vordergrund gestellt werden, so ist dies sicher auch ein Verdienst der Bürgerinitiativen. Schwierig wird es für sie nur dort, wo die von ihnen teilweise richtig erkannten und benannten Teilprobleme nur im Rahmen einer politischen Gesamtkonzeption aufzugreifen und zu lösen sind. Hier zeigen sich deutlich die Grenzen der Bürgerinitiativen. Sie können auch meiner Überzeugung nach nicht Parteien ersetzen. Sie können das auch eigentlich nicht wollen, denn dazu fehlt ihnen die Legitimation. Sie weisen aber darauf hin, wo im Rahmen des von den Parteien getragenen parlamentarischen Systems die Parteien den Anforderungen einer bürgernahen Politik nicht mehr nachkommen, mögliche Konfliktfelder nicht mehr innerhalb ihrer selbst und im Wechselspiel von Opposition und Regierungsparteien kontrovers diskutiert und sich die Bürger somit aus der Willensbildung und Entscheidungsfindung ausgeschlossen sehen.

Insofern ist jede ernste Bürgerinitiative ein Armutszeugnis für die politischen Parteien.

Dr. Volker Hauff
Parlamentarischer Staatssekretär
im Bundesministerium
für Forschung und Technologie
Bonn

ERREGTE EISENBACHER

Die Gemeinde Eisenbach in Unterfranken hat 1345 Wahlberechtigte. 838 davon haben sich unserer Aktion gegen die unglaubliche Erhöhung der Abgeordneten-Diäten angeschlossen. Diese Aktion haben wir ins Leben gerufen, um die Bevölkerung auf den Wucher mit unseren Steuergeldern aufmerksam zu machen. Die Abgeordneten in Bonn kommen nach der neuen Regelung, über die sie sich allesamt schnell einig waren, auf einen vergleichbaren Bruttoverdienst von 7981 Mark, nebst einer saftigen Pauschale in Höhe von 4500 Mark. Die Abgeordneten in den Landtagen ziehen natürlich kräftig mit. Dieser Vorgang erregt uns Eisenbacher so, daß sich auch unser Gemeinderat geschlossen hinter die Aktion stellte.

Unsere Politiker fordern in der gegenwärtig doch recht angespannten Konjunkturlage von allen gesellschaftlichen Gruppen äußerste Zurückhaltung bei Lohn- und



RENAULT ALPINE A310
Ein Name öffnet eine Welt.
Alpine A 310 V6:
Die Welt lautloser 220. Und mehr.
Ansehen. Fasziniert sein. Einsteigen. Den 150 PS-Schub des 2,7 l-V6 mit dem rennrassigen Fahrwerk überlegen auf die Straße bringen. Die Landschaft lautlos mit über 220 an sich vorbeiziehen lassen.
Alpine A 310 V6.
Luxus-Coupé mit Rennwagen-Faszination. Eine neue Welt – reif zur Entdeckung.
RENAULT ALPINE
RENAULT ALPINE
BM-DW 212
RENAULT ALPINE A310

Gehaltsforderungen. Und was tun die Volksvertreter? Sie schrauben ihre Bezüge um 35 Prozent herauf. So nimmt der Gewählte den Wählenden auf den Arm.

Karlheinz Ripperger
Angestellter
Eisenbach in Unterfranken

GESTAUTER MIEF

Bürgerinteresse hat uns zusammengeführt. Wir streben keine Ämter an. Wir haben schon unseren Beruf und müssen nicht kompensieren. Aus demokratischem Egoismus helfen wir der Partei bei unserer Wahl. Diese Partei gibt uns Anlaß zu Zustimmung und ist uns dennoch ein alltägliches Ärgernis. Sicher, unsere Freunde regieren – und das nicht schlecht. Viele, regelmäßige, kleine Schritte sind getan zu unserem Vorteil.

Die sozialdemokratische Wählerinitiative hat einiges dazu beigetragen, daß aus Wählern politisch mündige Bürger wurden. Wir wollen, daß das politische Bewußtsein wach bleibt, daß „mehr Demokratie wagen" und „Bürgernähe" nicht bloß Parteiwerbung ist.

Auch wenn die Bundesrepublik aus guten Gründen keine direkte Demokratie ist und auch in kein Rätesystem umgebogen werden soll, so ist sie gleichfalls kein ausschließlicher Parteienstaat. Deshalb verlangt die Entwicklung der Sozialdemokratie das permanente und notwendigerweise kritische Gespräch zwischen Wählern und Gewählten: Hier werden keine Freibriefe erteilt, weder an Abgeordnete noch an Parteien. In den Jahren intensiver politischer Kleinarbeit haben wir die Erfahrung gemacht, daß die SPD zwar gern von Demokratisierung spricht, auch stattliche Reformarbeit geleistet hat, die solche Entwicklung fördern wird, doch sobald die gesellschaftliche Elle der Partei als Maß angelegt wird, wird konservative Zurückhaltung spürbar.

Bis zur Albernheit widersprüchlich, will sich die SPD einerseits öffnen und mit ihren Wählern das viel berufene „große Gespräch" beginnen; doch andererseits zieht sie es vor, traditionell in sich gekehrt zu bleiben und den gestauten Mief zu hüten. Es soll zwar gelüftet werden, doch fürchtet man Zugluft.

So wird es Aufgabe der sozialdemokratischen Wählerinitiative bleiben, der SPD unbequem fordernd zu begegnen.

Heinke Jädicke
Sozialdemokratische
Wählerinitiative
Bonn

SCHLÄGE WAREN DAS SIGNAL

Bis zum 30. Oktober 1976 nahm jedermann in der Bundesrepublik an, daß gegen die massive Einführung der Atomenergie nichts mehr unternommen werden könne. Abends um neun Uhr stürmten in Brokdorf Polizisten mit gezogenem Knüppel auf Demonstranten los, die sich auf die damals noch unbefestigte Bauplatzwiese gesetzt hatten. Die Schläge auf die Köpfe dieser ersten Brokdorf-Demonstranten waren das Signal für bundesweite Solidarität und Aktionen. Plötzlich wurde sichtbar, wie viele Bürgerinitiativen sich in den letzten Jahren bereits formiert hatten, wie stark sie engagiert waren und wie viele Menschenmassen sie zu bewegen imstande waren. Sie lassen sich nicht mehr damit abspeisen, daß alles, was Ingenieure und Techniker für die kommenden Jahrzehnte vorausberechnet haben, dem Gemeinwohl diene. Sie sind skeptisch geworden, wenn Erfüllung des Gemeinwohlauftrages sich nur noch in technisch investiven Maßnahmen darbietet. Soll sich der Energieverbrauch pro Kopf noch einmal verdoppeln? Sollen noch mehr Autobahnen gebaut werden? Und wer sagt dann, in zwanzig, dreißig Jahren, es ist genug? Wer wird später einen Stopp verordnen, wenn heute keiner eingeplant werden kann?

Stets haben in der Demokratie neu auftauchende Probleme Mitentscheidungsformen erzeugt, die außerhalb der traditionellen Formen standen. Ohne solchen von außen kommenden Druck wäre auch die britische Demokratie schon im vorigen Jahrhundert der großen industriellen Umwälzung zur Technokratie erstarrt. Der Druck von außen ist das notwendige Korrektiv, wenn die Politiker innerhalb der Institutionen nur die Fähigkeit zeigen, Probleme von morgen mit den Lösungen von gestern anzugehen.

Bürgerinitiativen haben die Demokratie auf Trab gebracht, nicht außer Kraft gesetzt. Wo Gruppen sie außer Kraft setzen wollen, sind sie keine Bürgerinitiativen, sondern Aktionisten, die Bürgerinitiativen fremdbestimmen wollen. Bürgerinitiativen sind Zusammenschlüsse derjenigen, vor denen viele Politiker eine unerhörte Angst haben, nämlich der unorganisierten Normalbürger. Das heißt Demokratie. Frau und Herr Jedermann organisieren sich.

Freimut Duve
Mitglied des
Landesvorstandes der SPD
Hamburg

GEFAHR FÜR DIE DEMOKRATIE

Angesichts der vielen Gewalttaten und der Rechtsbrüche von Demonstranten in Brokdorf müssen wir die Frage nach dem Stellenwert von Recht und Gesetz und dem der Organe im demokratischen Staat stellen. Ein Merkmal unserer modernen Industriegesellschaft ist, daß der einzelne immer stärker hinter Organisationen und Verbänden zurücktritt. Gesellschaftliche Gruppierungen wie die Bürgerinitiativen, denen es um eine bessere Mitwirkung und größere Transparenz der Entscheidungsprozesse geht, erfüllen daher eine wichtige und gestaltende Aufgabe. Sie können zum Anwalt vieler Bürger werden, die auf sich allein gestellt ihre persönlichen Anliegen und ihre Wünsche weniger deutlich in das politische Geschehen einbringen könnten. Gerade deshalb haben sie in den letzten Jahren immer mehr an Einfluß gewonnen. Hierin liegt aber auch eine Gefahr für die Funktionsfähigkeit unserer Demokratie. Denn diese Gruppen sind im Gegensatz zu den Verfassungs- und Selbstverwaltungsorganen nicht auf das Gemeinwohl verpflichtet und niemandem verantwortlich. Die Verantwortung für die Gesamtheit kann allein der Staat tragen, der die Pflicht hat, sich nicht mit Gruppeninteressen zu identifizieren. Deshalb finden die Bürgerinitiativen – wie alle anderen gesellschaftlichen Gruppierungen – dort ihre Grenzen, wo sie die Grundsätze repräsentativer Demokratie nicht mehr erkennen wollen und dem Staat ihr Gruppeninteresse als vermeintliches Gemeinwohl aufzuzwingen versuchen. Denn dadurch werden notwendigerweise die Rechte anderer Bürger eingeschränkt.

Die schleswig-holsteinische Landesregierung ist bereit, mit jeder Bürgerinitiative, die berechtigte Interessen vertritt, zu sprechen. Sie ist jedoch nicht bereit, sich von denjenigen ins Unrecht setzen zu lassen, die ohne jede Legitimation vorgeben, den wahren Volkswillen zu repräsentieren. Es zeugt nur von der Perfidie und dem Zynismus der linken Systemveränderer, daß sie kein Mittel unversucht gelassen haben, die Bürgerinitiativen vor ihren Karren zu spannen. Bei dem vorgeblichen Rechtsbruch des Staates als Argument ist es ihnen leider gelungen, Teile der Bürgerinitiativen für sich einzuspannen.

Jürgen Westphal
Minister für Wirtschaft
und Verkehr
Kiel

DISKUSSION VERSACHLICHEN

Bürgerinitiativen gegen die Atomenergie sind ein Politikum ersten Ranges geworden, das nationalen Charakter hat. So etwas hat es in diesem Ausmaß noch nicht gegeben. Hier ist etwas, was von keiner Partei in unserem System vertreten wird, abgesehen von linksextremistischen Gruppierungen, die in der politischen Szene im Augenblick keine Rolle spielen.

Die Lagerung von chemischen Kampfstoffen in der Bundesrepublik hat nie solche Massen mobilisiert. Auch gibt es keine Bürgerinitiativen gegen rund 1400 Verkehrstote im Jahr. Aber gegen die friedliche Nutzung von Atomenergie, wo

Mexico, Land der geheimnisvollen und faszinierenden Gegensätze, voller Abenteuer und Lebensfreude, Exotik und Erotik, Außergewöhnlichem und Ungewöhnlichem...
Und dort, wo Mexico am buntesten, fröhlichsten und interessantesten ist, sollen Sie genießen und feiern, erobern und lieben – in Acapulco.

Acapulco mit seiner üppig blühenden Vegetation wird das »Paradies des Pazifischen Ozeans« genannt. Von zahlreichen einsamen oder lebhaften Stränden aus kann man hier jeder Wassersportart optimal frönen: Wasserski, Segeln, Tauchen, Hochseefischerei und Fallschirmsegeln.
Aber Acapulco ist nicht nur Dorado für sportlich Ambitionierte, sondern auch und vor allem eine Stadt der überschäumenden Lebensfreude. Mit exquisiten Restaurants und exclusiven Nightclubs, mit tagtäglichen Festen und Veranstaltungen.
Sie wohnen bei Teddy Stauffer im berühmten Hyatt Regency Acapulco. Gehen Sie gleich nach dem Welcome-Drink auf Ihren Zimmerbalkon und lassen Sie sich von dem einzigartigen Panorama einfangen.

Bevor Sie Acapulco dann entdecken und erleben, ein Bekleidungstip: Hier sind tagsübe[r] Bikini und Badehose, Shorts un[d] Sporthemd die richtigen Klei[dungsstücke]. Damen trage[n] abends in den erstklassige[n] Restaurants und Nightclub[s] lange Kleider, Herren Hemd un[d] Hose. Im übrigen sind der modi[-] schen Phantasie keine Grenze[n] gesetzt. Jackets und Schlip[s] tragen in Acapulco nur die Ober[-]



Hotel Plaza Internacional Hyatt Regency Acapulco

Sie wissen also Bescheid, wenn es zum Buffet-Lunch am Hotel-Swimmingpool geht, oder zum Abendessen in Armando's Taj Mahal, dem besten Restaurant Acapulcos. Oder wenn Sie mit dem deutschen Konsul in Acapulco, Herrn Walter Kayser, auf siebzig erfreuliche Hefte anstoßen und in der »In«-Diskothek Baby-O um den Minipool herumtanzen.

Sie werden in diesen Tagen kein Restaurant und keinen Nightclub zweimal besuchen (müssen). Und doch sind es immer nur Top-Lokale, in die wir Sie führen und verwöhnen.

Im Restaurant Windjammer im Hotel Marriott haben Sie einen herrlichen Blick über Acapulco, untermalt von stimmungsvoller Musik, Tanz und Show. Im besten mexikanischen Restaurant Acapulcos, dem Las Rancheros, werden Sie mit der einheimischen Kochkunst konfrontiert. Wußten Sie, daß es über 4.000 (!) verschiedene mexikanische Gerichte gibt? Freuen Sie sich schon auf »Cabrito« und »Carne asada« und »Filete de tiburon« ... Im La Perla können Sie während des Essens die Todesspringer beobachten, die sich (hoffentlich bleibt Ihnen dabei nicht ein Bissen im Hals stecken!) mit brennenden Fackeln in der Hand von mehr als 40 Meter hohen Felsen in die Fluten stürzen. Sie werden im wohl am schönsten gelegenen Restaurant Acapulcos, der Villa Demos, unter Palmen zu Abend essen, und wir besuchen im größten und interessantesten Hotel der Welt, dem Acapulco Princess, die einmalige Bar Coco-[illegible], wo Sie eine außergewöhnliche mexikanische Show erleben, die ihresgleichen in der Welt sucht. In der Langosta Loca (zu deutsch: »verrückte Languste«) essen Sie fangfrische Langusten und im Black Beard's servieren Ihnen Piraten deftige Riesensteaks.

Ein mitreißendes Schauspiel bieten auch immer wieder die Voladores, die fliegenden Indianer von Paplanta. Lukullische und zirzensische Höhepunkte lösen also ständig einander ab. Die Tage und Nächte werden kurz(weilig).

Doch bezieht dieses ausgefallene Reise-Programm seinen Reiz nicht nur aus Essen und Trinken, Show und Unterhaltung. Da gibt es noch die Charreadas, mexikanische Reiterspiele mit fesselnden Darbietungen. Wer Lust und Mut hat, kann am Strand Fallschirmsegeln. Wer zwar Mut hat, aber keine Lust, darf sich vom Liegestuhl aus an den Flugversuchen ergötzen. Genießen Sie Mußestunden in der Laguna von Coyuca und am herrlichen Strand Pie de la Cuesta. Baden, faulenzen, spazierengehen, träumen. Köstlich frischen Fisch direkt aus der Hand essen, Siesta in der Hängematte der Fischerkneipe halten. Und damit Sie »mexikanisch träumen«, spielt eine einheimische Marimba-Kapelle auf. Speziell für Sie und Ihre Freunde haben die Fischer ein aufregendes Hahnenkampf-Turnier organisiert. Sie können wetten.



Gewinnen können Sie auch beim großen Hochseefischfang-Wettbewerb. Von 15 Booten aus geht es um den »größten Fisch«. Derzeitiger Rekord dieser Saison liegt bei 83 kg. Wer zieht mehr an Deck?



Die beste Mannschaft mit dem größten Fisch erhält den Acapulco-Fishing-Cup.

Überreicht durch Teddy Stauffer während des Gala-Diners zum Abschluß und Abschied einer ereignisreichen und unvergeßlichen Woche.

Wie es sich für ein Geburtstagsfest gehört, gibt es auch noch etliche Überraschungen, aber die werden natürlich nicht verraten...

80 Reiseplätze stehen zur Verfügung, die wir nach Eingang der Antwortkarten (Poststempel) vergeben. Ihre Reservierungsbestätigung, Reiseunterlagen sowie alle Informationen erhalten Sie dann automatisch durch das Hapag Lloyd-Reisebüro München. Schreiben Sie schnell. Denn wir finden, daß Sie dabeisein müssen, wenn es mit TRANSEUROPA Reisen zur Geburtstagsfete nach Acapulco geht. Aber auch wenn Sie nicht buchen, schicken Sie uns bitte die Karte ausgefüllt zurück. Als Preis für den Fleiß nehmen Sie an der Verlosung von 100 Flaschen Tequila teil...

Hier muß eigentlich eine Antwortkarte eingeklebt sein. Sollte sie aus irgendwelchen Gründen fehlen, und Sie wollen die Reise buchen, dann genügt auch eine normale Postkarte, auf der Sie bitte die Personenzahl und Ihren genauen Absender vermerken. Postkarte abschicken an:
Kennwort »Geburtstagsreise«
8000 München 100

man schon Sicherheitsvorkehrungen einbaut, die in der vierten Reservereihe stehen! Wohlgemerkt: Nie wird man alle Risiken ausschalten können.

Von den technischen Fragen einmal abgesehen: Die Bürgerinitiativen sollten aufpassen, daß nicht unter ihrem Deckmantel Gruppierungen bestimmen, die bereits dem kriminellen Bereich zuzuordnen sind und deren Ziel es ist, diesen Staat zu zerstören. Militärisch vorzüglich geplante Aktionen, wie zum Beispiel in Grohnde, bestätigen dies. Es ist an der Zeit, daß die Verantwortlichen auf eine allseits gewünschte Versachlichung der Diskussion drängen.

Eckhardt Garrelts
Student
Hohenassel/Darmstadt

ANTWORT AUF PARTEIENHERRSCHAFT

Bürgerinitiative ist die Antwort auf eine Demokratie, die mehr oder weniger auf Parteienherrschaft beruht. Wir können zweierlei Bürgerinitiativen unterscheiden:

Erstens solche, die Protestaktionen gegen bestimmte politische, wissenschaftliche oder sonstige Maßnahmen sind. Diese Bürgerinitiativen können auch demagogisch mißbraucht und von anonymen politischen Mächten ausgenutzt werden. Protestaktionen erreichen noch nichts Positives. Allenfalls können sie verhindern, daß Unheilvolles geschaffen wird.

Zweitens: Eine ganz andere Form von Bürgerinitiativen besteht in Gemeinwesen-Arbeit. Bürger bauen in Gemeinschaft Nachbarschaftseinrichtungen auf: Robinson-Spielplätze, Trimm-dich-Pfade, Parkanlagen, Nachbarschaftsfeste. An Bürgerinitiativen dieser Art fehlt es noch weitgehend. Charakteristisch für unsere Zeit ist es, daß Bürgerinitiativen im Sinne von politischen Protestaktionen große Popularität genießen, daß aber andererseits Bürgerinitiativen unbekannt bleiben, die im stillen zu humaneren Lebensbedingungen in unseren Gemeinden führen.

Ernst Bornemann
Professor am Institut für
Erziehungswissenschaften der
Westfälischen Wilhelms-Universität
Altenberge bei Münster

ZU VIEL SCHREIBTISCHTÄTER

Der Schreibtischtäter ist ein Begriff seit den Schrecken der Nazi-Herrschaft. Der Schreibtischtäter fertigt nur Befehle aus, die andere ausführen. So richtig schuld ist dann eigentlich keiner, nicht die Ausfertigenden und nicht die Ausführenden. Heutzutage hat die Bundesrepublik aber bereits mehr Schreibtischtäter (etwa 12,7 Millionen) als Ausführende (etwa 11,8 Millionen). Glücklicherweise wird das Ausmaß der Bürokratisierung als bedrückend empfunden – von Befehlsempfängern, die sich in ihrer Freizeit zu Bürgerinitiativen zusammenschließen.

Früher gab es von Gott eingesetzte Obrigkeit, die Aristokratie. Sie gab ihre Macht nicht freiwillig ab. Man mußte sie erst mit Gewalt dazu zwingen. Dann gab es die Macht einer Handvoll superreicher Bürger. Nach ihnen die Macht der Bürokratie. Die Machthabenden hielten es immer für selbstverständlich, ihre Macht gegen das gemeine Volk zu verteidigen. Auch wenn wir uns gegenwärtig darüber noch nicht im klaren sind, herrscht hierzulande Bürgerkrieg. Weder die Bürokratie noch ihre Gegner verschwenden ein Achselzucken über das Blut, das vergossen wird, über die Menschenleben, die geopfert werden. Die Bürokratie aller deutschen Staaten ist sich darin einig, daß sie durch nichts Besseres ersetzt werden kann. Es handeln da Ausfertigende und Ausführende, ohne zu merken, daß sie Zahnrädchen im Bürokratismus-Apparat spielen. Jeder Finanzbeamte und jeder Polizist tut doch nur seine Pflicht, ohne Ansehen der Person, die es betrifft. Ein Manager vertreibt doch nur die Pillen seines Konzerns, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, warum die Schwangeren Krüppel gebären: Das sei doch Sache der Wissenschaftler. Selbst der kleinste Börsenspekulant, der am Weizenpreis an der Warenterminbörse verdient, ist sich nicht darüber im klaren, daß die Hungernden ihn vor hundert Jahren noch einen Wucherer genannt hätten – damals, als Täter und Opfer sich noch von Angesicht zu Angesicht gekannt haben. Wo ist da noch ein Unterschied zwischen solchen Schreibtischtätern und dem General, der mit einem Fingerdruck auf den roten Knopf Atomraketen losjagt, obwohl er die Leute gar nicht persönlich haßt? Darum müssen in der heutigen Zeit Bürgerinitiativen sein. Widerstand gegen die Entscheide der Bürokratie!

Ingrid Hofmann
Realschülerin
Bruckmühl

LINKS ABGERICHTET

Von Bürgerinitiativen halte ich nicht viel. Die sind mir zu links abgerichtet. Ich könnte mir zwar vorstellen, daß es gut ist, zu protestieren. Doch gegen den Radikalismus, da bin ich schlicht dagegen.

Adolf Metzner
Lokführer
Hamburg

HOHEIT ZOG DIE KONSEQUENZEN

Am 21. April 1970 habe ich aus einem Fehlverhalten der australischen Regierung die Konsequenzen gezogen und mein 7485 Hektar großes Besitztum nördlich von Perth zum *Fürstentum Hutt River* ausgerufen. Seither bin ich nicht mehr der Weizenfarmer Len Casley, sondern Prinz Leonard. Die korrekte Anrede lautet *Eure Hoheit*. Der Grund für den Abfall von Australien war, daß die Regierung unseren Weizenanbau bremsen wollte, was für uns verheerende finanzielle Konsequenzen gehabt hätte. Ich richtete also, dem Rat meiner Anwälte folgend, entsprechende Noten an den Premier des Landes Westaustralien, den Staatsgouverneur, den Premierminister des australischen Bundes und den die Britische Krone repräsentierenden Generalgouverneur. Die Regierung war gegen die Errichtung meines Fürstentums machtlos, weil sich entsprechende alte Gesetze zu meinen Gunsten auslegen ließen. Und schließlich ist mein Fürstentum 45mal größer als das Fürstentum Monaco.

Wo immer die Gesetze es zulassen und wo immer, wie in unserem Fall, eine Regierung bürgerfeindliche Maßnahmen anordnet, kann unser Modell als Vorbild gelten. Das neue Fürstentum Hutt River hat mittlerweile eigene Banknoten, eigene Briefmarken und in der Woche über 2000 Besucher, die Devisen ins Land bringen. Wir bauen gerade einen Erholungspark mit Campingplatz an unserem See, und ich schlage in unserer Kapelle verdienstvolle Männer zu Rittern. Mein Sohn befehligt unsere Luftwaffe (die vorerst nur aus einer Maschine besteht). Und dann exportieren wir natürlich auch noch unseren Weizen. Wir haben Konsuln in den wichtigen Städten der Welt, auch in München, und mehr und mehr Länder suchen diplomatischen Kontakt. Die australische Regierung hat sich längst damit abgefunden, daß vor meinem Palast unsere Nationalflagge (ein Stierkopf, ein Adler und eine Waage) über der australischen flattert.

Zudem dürfte ich einer der wenigen regierenden Fürsten sein, der sich persönlich am Telefon meldet, wenn man mich unter der Nummer 36 60 35 anruft.

Prinz Leonard von Hutt River
Hutt River – Provinz
Australien

Im August feiert der deutsche PLAYBOY *seinen fünften Geburtstag. Danke für die Blumen. Sie müssen uns nicht unbedingt loben. Sie können uns Ihre Meinung sagen. Über die Playmates, die Erzählungen, Artikel, Interviews, Cartoons und Humor, über Serviceteil und Playboy am Abend. Die interessantesten Diskussionsbeiträge veröffentlichen wir im Forum mit dem Titel „Alles, was Männern Spaß macht?" Senden Sie bitte Ihren Beitrag bis zum 10. Juni an das* PLAYBOY*-Forum, Augustenstraße 10, 8000 München 2.*



Es gibt eine Motorradpersönlichkeit, die in außergewöhnlichster Art das besitzt, was Motorräder von Honda weltberühmt gemacht hat. **Die Honda GL 1000 Gold Wing.**

Schon ihr stilistischer und technischer Eindruck vermitteln dem Kenner die Überlegenheit, die diese Maschine in ihren fast absolut zu nennenden Sicherheits- und Komfortwerten auszeichnet.

Und beim Fahren wird er bestätigt: Es gibt wohl kaum eine Maschine, die ihre Endwerte – die jeder bis an seine eigenen Grenzen gestalten kann – mit einer derartigen Fahrkultur erreicht, wie die **Honda GL 1000 Gold Wing.**

Aus diesen Gründen schrieb auch die Motorradpresse: „Es gibt gewiß eine ganz neue Dimension, die sich dem Fahrer einer **Honda GL 1000 Gold Wing** eröffnet" (Das Motorrad). Und jemand anderes sagte (Münchner Merkur): „Honda greift mit der **GL 1000 Gold Wing** nach den Sternen".

Der Mensch hat Grenzen, aber er ist grenzenlos in seinen Wünschen. Die Honda GL 1000 Gold Wing wurde für diesen Menschen gebaut.

4 Zyl. 4-Takt-Boxermotor, wassergekühlt
999 ccm, 82 PS, über 200 km/h
5-Gang-Getriebe, Kardanwelle
Doppelscheibenbremse vorn,
Scheibenbremse hinten
elektr. Anlasser und Kickstarter,
Benzinuhr etc.

Honda wurde 1976
...
Ausdauer aller Honda-Motorräder

Come out on a HONDA

Für weitere Informationen und Händlernachweis schreiben Sie bitte an:
European Honda Motor Trading GmbH · ... 166 · 6050 Offenbach · Telefon ...

1 Jahr Garantie ohne km-Begrenzung und kostenlose 1. Inspektion für alle Honda-Motorräder.

PLAYBOY INTERVIEW: SAMMY DAVIS JR.

ein offenes gespräch mit dem mann, der die frauen, den luxus, die show und sich selber liebt

Für Publikum und Kritiker war alles klar, als er im letzten Herbst einmal quer durch die deutschen Konzertsäle fegte: Sammy Davis jr. ist der beste Entertainer der Welt, sein Auftritt das Showereignis des Jahres.

Ob er nun Weltbester ist oder einer der Weltbesten – fest steht, daß keiner je so hart für dieses Etikett geschuftet hat wie Davis. Keiner hatte so viele Handikaps zu überwinden, keiner so viele Knüppel aus dem Weg zu räumen. Als Schwarzer ins Amerika des Jahres 1925 geboren zu werden, war als Ausgangssituation schon einmal schlecht. Es bedeutete grundsätzlich, arm zu sein. Sammy Davis senior und seine Frau Elvera tingelten mit einer Musiktruppe unter Leitung von Will Mastin durch die Staaten. Sohn Sammy junior, buchstäblich ein Kind des Showbusineß, gab sein Bühnendebüt als Einjähriger und war mit drei ein Profi. Eine Schule hat Davis nie besucht, das bißchen Lesen und Schreiben brachten ihm Theaterleute hinter der Bühne bei. Die Show brauchte ihm keiner beizubringen. Winzling Sammy stach die Erwachsenen schon sehr bald aus und wurde zum Star der kleinen Truppe, die auf Rummelplätzen, in Kleinstadttheatern und in den wenigen Nightclubs auftrat, die zu jener Zeit farbige Künstler buchten.

Bei der Armee bekam der 18jährige Davis Rassendiskriminierung dann mit der Faust zu spüren. Zweimal schlugen ihm weiße GIs die Nase ein. Was ihm so an Profil abhanden kam, machte Davis durch Profilierung im Showbusineß wett: 1951 schaffte er mit einem Auftritt bei „Ciro's" in Hollywood den Durchbruch. Rasch folgten Solo-Engagements, Rollen in Musicals und deren Verfilmung (wie „Anna Lucasta" und „Porgy and Bess"). Endgültig „in" war Davis nach seinem Erfolg im Broadway-Hit „Mr. Wonderful". Über Nacht reich und berühmt geworden, schluckte er in den folgenden Jahren Leben, Luxus, Sex und Schnaps mit einer Gier in sich hinein, die weder sein schmächtiger Körper, noch sein neureiches Bankkonto verkraften konnten: Beides war ziemlich am Boden, als er Ende 1954 auf der Fahrt von Las Vegas nach Hollywood auch noch einen schweren Autounfall erlitt. Er verlor ein Auge, seine Nase wurde ein drittes Mal gebrochen. Doch Davis machte Plattgesicht und Glasauge bald zum Markenzeichen für bestes Entertainment und trat – kein Showeffekt, sondern Überzeugung – zum jüdischen Glauben über.

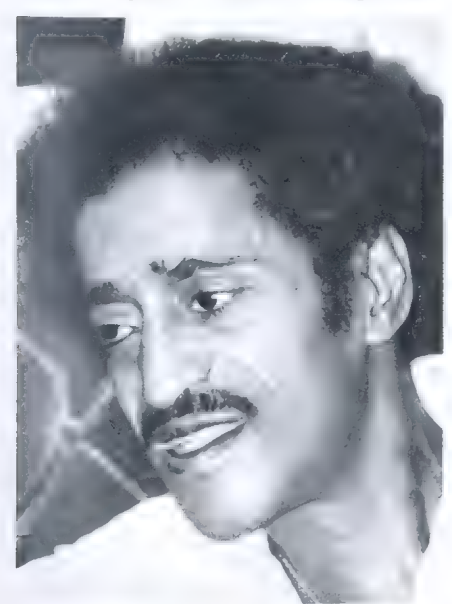
Vom erhofften Seelenfrieden freilich war der kleine (1,64 Meter) Große noch weit entfernt. Eine Affäre mit Kim Novak im Spätherbst 1957 machte ihn zur Zielscheibe für Rassenfanatiker und zwang ihn schließlich in eine kurze Pseudo-Ehe mit einer schwarzen Tänzerin. Als er 1960 die schwedische Schauspielerin May Britt heiratete, ging das Spießrutenlaufen weiter. Doch Davis war schon zu weit oben, zu dick drin auch im Clan von Frank Sinatra, seinem Trauzeugen, als daß er erneut um sein Nasenbein hätte fürchten müssen.

Was Davis in den nächsten 20 Jahren als Schauspieler und Entertainer anpackte, war mal mehr – wie das Musical „Golden Boy" – mal weniger erfolgreich – wie sein Film „A Man Called Adam".

Nur als Ehemann fiel Davis nach acht Jahren durch. Seine Tochter Tracy und die Adoptivsöhne Jeff und Mark leben heute mit May Britt am Lake Tahoe, wo Davis und seine dritte Frau Altovise Gore häufig zu Gast sind („Meine Frauen verstehen sich blendend").

Seinen Nachholbedarf an Wohlleben hat Davis inzwischen weitgehend gedeckt: Elf Autos und eine Millionenvilla in Beverly Hills sind heute kein Zeichen von Exzentrik mehr, sondern übliche Statussymbole in Hollywood.

PLAYBOY-Redakteurin Petra Schnitt sprach mit dem Superstar in dessen Suite im Londoner Hotel „Inn on the Park". Dort hatte Davis, nach einer Skandinavien- und vor einer Australien-Tournee, eine zweiwöchige Entspannungspause eingelegt. Für Davis heißt das: abends nicht auftreten müssen, herumhängen, mit Freunden Essen gehen, eine Show besuchen oder – auch das tut er gelegentlich – einen Tag und eine Nacht durchschlafen. Mehr oder weniger



„Ich bin sicher, es gibt keinen Farbigen auf der Welt, ob er nun schwarz ist oder schokoladenbraun oder rot, der nicht von ‚der weißen Frau' geträumt hat, der das nicht durchgemacht hat."



„Was heißt, der Größte? Wenn Muhammad Ali, einer der besten Boxer, die diese Welt je gekannt hat, lang genug im Geschäft bleibt, wird ihm irgendeiner mal so aufs Maul hauen, daß er auf den Arsch fällt."



FOTOS VIC SINGH

„Der Showman von heute will in vier Monaten seine zwölf Millionen machen und den Kram hinschmeißen. Zwei Häuser hier haben, eins dort, ein Stadthaus in New York, eine Yacht, und das wär's dann."

jedenfalls, denn Davis ist der typische Interruptus-Schläfer: legt sich hin für zwei Stunden, steht auf für drei, schläft für vier, steht wieder auf für fünf und so weiter. Seine Schlaf- und Wachzeiten dürften zu den bestbehüteten der Welt gehören.

Als Petra Schnitt nachmittags um vier Uhr zum ersten Interviewtermin kommt, wacht vor dem Eingang zur Suite ein englischer Sicherheitsbeamter. Rechts davon steht eine Tür offen. Im Zimmer dahinter liegen zwei weitere Gorillas vollbekleidet auf ihren Betten. Einer davon ist Marvin Bell (der Boß ruft ihn meist „Babe"), den Davis schon vor Jahren vom Chicagoer Police Department abgeworben hat. Auf der linken Flurseite noch eine offene Tür. Es lacht glucksend heraus: Murphy Bennett (auch ihn ruft der Boß meist „Babe", denn er ruft jeden „Babe"), Davis' Freund und Mädchen für alles, schaut sich vom Bett aus auf dem Hotelfernseher eine englische Slapstick-Serie an.

Murphys glucksendes geht in Davis' dröhnendes Lachen über. Er sieht dieselbe Serie vom Sofa aus, vor sich das unvermeidliche Glas mit Dubonnet. Das Eis im Glas klirrt mit den Goldketten an seinem Handgelenk um die Wette. In der anderen Hand hält Davis die filterlose Pall Mall, die er neuerdings vor dem Anzünden durch einen Metallring zieht. „Das senkt die Rauchtemperatur", sagt er: „Das ist gesünder." Den mitgebrachten PLAYBOY*-Kassettenrecorder stellt Davis gleich in die Ecke. Der Elektromane hat nicht nur seine Videoanlage mit TV- und Spielfilm-Kassetten, Plattenspieler und ein halbes Dutzend Kameras dabei, nein, auch eine Sony-Kompaktanlage, die den Vorteil hat, sämtliche Geräusche im Umkreis von zehn Metern sauber aufzunehmen. Das erweist sich als hilfreich, weil Davis während des Gesprächs – insgesamt acht Stunden auf drei Nachmittage verteilt – oft aufsteht, herumgeht, sich einen neuen Drink holt oder einem vom hintersten Fenster der Suite aus die Rückansicht einer Statue im St. James Park zeigt, die er am Vortag bei Sonnenuntergang fotografiert hat. (Es ist Lord Byron in Gußeisen.)*

Davis durchquert den Raum in dem ihm eigenen Kopf-durch-die-Wand-Schritt, energisch, mit leicht nach hinten angewinkelten Ellenbogen und geneigter Stirn. Er trägt ausgefranste Jeans und ein rosa Baumwollhemd, keine Schuhe und seidene Socken. Um seinen Hals baumelt, neben einem in Gold gefaßten Einkaräter, ein nach fünf Dollar aussehendes Silberringlein. Die Frau von Martin Scorsese, Regisseur von „Taxi Driver", hat es Davis als Glücksbringer mitgegeben. Es war das erste Geschenk des halbwüchsigen Scorsese an seine jetzige Frau. Bis zu Davis' Rückkehr nach Los Angeles genießt nun das Fünf-Dollar-Ringlein die Gesellschaft des Fünftausend-Dollar-Brillanten. „Nicht einmal zum Duschen", sagt Davis, nehme ich das Ding ab." So bleiben, wie überhaupt sehr oft bei Sammy Davis, Gefühls- und Geldwerte harmonisch vereint.

PLAYBOY: Vor zehn Jahren haben Sie in einem Interview mit dem US-PLAYBOY erklärt, Sie bräuchten noch zehn Jahre, um zu erreichen, was Sie erreichen wollten. Was war das? Und: Haben Sie es erreicht?

DAVIS: Ich wollte diese Art des Etabliertseins erreichen, die ich jetzt habe. Ich wollte bleibende Anerkennung, nicht bloß so eine Stichflamme, nicht etwas, das nur ein Jahr dauert und dann für immer vergessen ist. Damals hätte ich nie gewagt, einfach mal blauzumachen wie jetzt.

PLAYBOY: Damals hieß es, Sie seien überhaupt unfähig, sich zu entspannen. Es gab für Sie keine Pausen, Sie rannten von Engagement zu Engagement – rennen Sie jetzt langsamer?

DAVIS: Ich glaube nicht, daß ich damals gerannt bin. Wenn einer Energie hat, wenn einer ehrgeizig ist, heißt es – er rennt.

PLAYBOY: Was ist Ihr Ehrgeiz?

DAVIS: Ich weiß nicht, was Ehrgeiz ist – außer, na ja, du fängst einen aufsteigenden Stern und folgst ihm, und du mußt rennen, um ihn zu erreichen. Ich meine nicht physisch rennen, aber du mußt doch am Ball bleiben, besonders in diesem Geschäft. Und jetzt, wenn Sie die Terminologie „rennen" oder „gehen" gebrauchen wollen: Ich gehe und renne nicht mehr.

PLAYBOY: In Ihrer Zeit als „Sprinter" sind Sie ein paarmal zusammengebrochen. Wie ist das passiert?

DAVIS: Ganz einfach, ich habe mich in den Boden gerannt. War ein paarmal im Krankenhaus mit allem Drum und Dran. Ich hab eine Phase durchgemacht, wo ich geglaubt habe, nie mehr ein Zwei-Wochen-Engagement über die Bühne zu kriegen. Ich war psychisch und physisch am Arsch – aber es war kein Nervenzusammenbruch, wo einer nur noch stöhnt: „Oh, mein Gott, uuuchch . . ."

PLAYBOY: Was waren die Gründe?

DAVIS: Viele Gründe. Ich habe mich totgearbeitet, hatte zu viele emotionale Probleme, zu viele persönliche Probleme . . .

PLAYBOY: Was für welche?

DAVIS: Na ja, meine Ehe ging kaputt . . .

PLAYBOY: Warum ist Ihre Ehe mit May Britt auseinandergegangen?

DAVIS: Weiß ich nicht, Babe.

PLAYBOY: Sie hatten da mal eine Theorie, daß der ständige Kampf gegen die Außenwelt Ihre Ehe zerstört hätte.

DAVIS: Nein, nein, nein; das war bloß eine Schicht, die noch zusätzlich auf den Problemen lag. Daß man sich dauernd vor den anderen rechtfertigen muß, weil man ein Neger ist, das ist sicher keine Hilfe für eine Ehe, aber man kann darin nicht die Schuld für das Scheitern einer Ehe suchen. Du möchtest es schon, es wäre eine tolle Ausrede, zu sagen: „Hey Mann, meine Ehe ist kaputtgegangen, weil ich mit dem Haß nicht mehr fertig wurde." – Aber das war ja nicht der Grund.

PLAYBOY: Ist Ihr Lebensstil nicht sowieso eheschädlich?

DAVIS: Natürlich ist er für eine Ehe nicht das Beste. Damals war Showbusineß mein ganzes Leben, aber total.

PLAYBOY: Und heute?

DAVIS: Nein, heute nicht mehr.

PLAYBOY: Was ist jetzt wichtiger?

DAVIS: Einfach entspannen, sich um Menschen kümmern und den Dingen widmen, die man für wichtig hält. Vor zehn Jahren war mein Kopf jeden Tag, jede Nacht, jeden Scheiß-Augenblick aufs Showbusineß fixiert.

PLAYBOY: Wenn man um Sie herum ist, machen Sie heute noch den Eindruck, als ob Sie permanent den Entertainer darstellen – wenn Sie nicht gerade total erschöpft sind. Sogar Ihre Art zu schlafen – Licht an, Radio an, Fernseher an – hat etwas von: „Die Show geht weiter."

DAVIS: Ich glaube, wir alle haben Eigenheiten, wenn wir schlafen. Ich schlafe gern mit viel Lärm um mich herum, ich schlafe gern bei Licht. Wenn Sie es psychologisch sehen wollen, kommt es wahrscheinlich daher, daß ich mich als Kind im Dunkeln immer gefürchtet habe. Also habe ich, als ich erwachsen wurde, alle Lichter angedreht.

PLAYBOY: Gefürchtet vor was Bestimmtem?

DAVIS: Nein, bloß gruseliges Bääääh – Gespenster, Kobolde, Ungeheuer, so Zeug.

PLAYBOY: Träumen Sie denn bei all dem Licht und Lärm?

DAVIS: Ich habe verdrehte Träume, aber ich glaube, die haben wir alle. Die haben mit meinem Kopf absolut nichts zu tun. Wenn ich heute nacht ins Bett gehe, würde ich nie über unser Gespräch träumen, sondern, na zum Beispiel – ich sitz' auf einem Pferd irgendwo auf einem Berggipfel und frag' mich: „Wie komm' ich hierher?" Oder jemand verfolgt mich, oder ich verfolge vier Leute oder so was. Nun, ein Traumanalytiker könnte es wahrscheinlich auf eine Unterhaltung zurückführen, die ich letzte Woche hatte, aber das halte ich für gefährlich.

PLAYBOY: Wie steht es mit Tagträumen?

DAVIS: Ich hab mir schon immer mal vorgestellt, einfach in eine Party hineinzuspazieren, und da wäre ein Flügel, und ich würde mich hinsetzen und das *Warschauer Konzert* spielen, es hinreißend spielen – ich wollte wirklich, ich könnte das.

PLAYBOY: Aber Sie können doch spielen – wie spielen Sie denn?

DAVIS: Ich spiele Jazz mit zwei Fingern wie Lionel Hampton.

PLAYBOY: Was für Phantasievorstellungen



Zum sportlich-fairen Preis von

DM 14.990,-

(Unverbindliche Preisempfehlung)

Prototipo di Milano? No, styled by Leyland!

Der Leyland TR 7 wirkt durch sein bestechendes Styling wie ein handgefertigter italienischer Sportwagen-Prototyp.

Leyland bietet jetzt Sportwagen-Liebhabern das avantgardistische Styling, kombiniert mit vollendeter Technik zu einem äußerst interessanten Preis.

Der Leyland TR 7 in seiner typischen Keilform mit hervorragender Aerodynamik liegt auch bei optimaler Kraftausnutzung ungemein sicher auf der Straße.

Der Leyland TR 7 mit komfortabler Innenausstattung, funktionsgerechtem Cockpit und fortschrittlicher Technik ist das „Sicherheits-Sportcoupé" der 80er Jahre.

Leyland TR 7 – ein markanter, faszinierender Sportwagen auf unseren Straßen.

4-Zylinder-Kurzhub-Motor, 1.971 ccm, 106 DIN-PS bei 5.450 U/min., vollsynchronisiertes 4-Gang-Getriebe, Gürtelreifen 175/70 HR 13, Scheibenbremsen vorne, 2-Kreis-Bremssystem, 12-Volt-Anlage und Drehstromlichtmaschine. Vorne Einzelradaufhängung, MacPherson-Federbeine und Stabilisatoren. Hinten ungeteilte Hinterachse an Schubstreben, Schraubenfedern, Teleskopstoßdämpfer und Stabilisatoren. Zahnstangenlenkung, aufprallabsorbierende Lenksäule.

Nur auf einer Probefahrt lernen Sie seinen Gegenwert wirklich kennen!

Prospekt und Händlerverzeichnis von
Leyland GmbH, Postfach 1940, 4 Düsseldorf, Telefon 0211/78181

Leyland TR 7 – Keilschnell in die Zukunft.





haben Sie noch? Irgendwas Erotisches vielleicht?

DAVIS: Na ja, wissen Sie, wo ich doch so ein braver Junge gewesen bin und schon so lange auf der Welt, und um so viele attraktive Damen herum ... also, eine meiner Phantasien ist, irgendwann irgendwo reinzuspazieren, und sieben der schönsten Frauen da sitzen zu haben – und reinzugehen und zu sagen: „Hallo, wie geht's?", und mich umzudrehen und rauszugehen, ohne eine einzige angemacht zu haben.

PLAYBOY: In beiden Träumen geht es um Macht: Einmal die Macht, etwas zu tun, einmal die Macht, es zu lassen.

DAVIS: Macht würde ich es nicht nennen, eher den Wunsch nach Beherrschung. Die Fähigkeit, sich angesichts von sieben Superfrauen zu beherrschen – das beweist für mich Würde und eine Art Erwachsensein. Daß du da nicht reingehst und „Wow, wowee!!!" machst. Die Sache mit der Musik ist bloß eine, na ja, eine Nebenstelle in meinem Kopf. Ich spiele schon Klavier, aber ich kann eben keine klassische Musik spielen, und das möchte ich.

PLAYBOY: Warum nehmen Sie nicht einfach Klavierunterricht?

DAVIS: Nein, heute nicht mehr. Wäre mir das vor Jahren passiert, hätte ich es wahrscheinlich getan. Aber damals konnte ich es nicht bezahlen. Alles, was ich in diesem Geschäft gelernt habe, mußte ich mir selbst beibringen, indem ich rausging und es tat. Keiner hat mich rangenommen und mir das Tanzen beigebracht, keiner hat mich beiseite genommen und mir das Singen beigebracht. Über die Jahre haben mir ein paar geholfen, die Sachen aufzupolieren, aber ich hatte nie Tanzunterricht oder einen Gesangslehrer.

PLAYBOY: Ein Autodidakt also.

DAVIS: Richtig – alles im Selbstversuch.

PLAYBOY: Sie sind auch nicht zur Schule gegangen, und *Robinson Crusoe* haben Sie erst mit 18 gelesen, nach Ihren ersten Affären. Heute lesen Sie vier Bücher auf einmal und sieben Zeitungen am Tag. Haben Sie immer noch das Gefühl, daß Sie etwas wettmachen müssen?

DAVIS: Absolut. Ich komme seit 17 Jahren nach London, und neulich bat ich einen meiner Jungs, loszugehen und mir ein paar Bücher über London zu besorgen. Ich lese gerade ein Buch über die englischen Könige und finde es fabelhaft.

PLAYBOY: Als Sie im letzten Herbst auf Ihrer Europa-Tournee nach München kamen, sind Sie ins Konzentrationslager Dachau gefahren. War das auch für die Bildung?

DAVIS: Ich wollte es sehen, weil – wissen Sie, das ist eine ganz seltsame Sache mit Deutschland und mir. Ich mußte da total umschwenken. Ich hatte eine sehr miese, ablehnende Einstellung zu Deutschland, und ich habe oft gesagt, daß ich nie dort auftreten würde.

PLAYBOY: Hat das vor 20 Jahren angefangen, als Sie zum jüdischen Glauben übertraten?

DAVIS: Nein, nein, nein. Es war nur, daß ich jeden Deutschen für einen Nazi gehalten habe.

PLAYBOY: Waren Sie da vom amerikanischen Fernsehen beeinflußt?

DAVIS: Nein, ich war vom Krieg beeinflußt. Ich war 1943 dabei. Ich bin zwar nie in Übersee gewesen, habe nie gekämpft, aber ich war zwei Jahre lang in der Armee. Und unsere Propaganda funktionierte – wie die eines jeden Landes. Aber anstatt die Schuldigen dafür anzuklagen, habe ich ein ganzes Land angeklagt. Und je größer ich wurde, desto weniger wollte ich nach Deutschland, klar?

PLAYBOY: Wie oft haben Sie Angebote aus der Bundesrepublik abgelehnt?

DAVIS: Ich muß wohl ungefähr zwölfmal nein gesagt haben, glaube ich.

PLAYBOY: Was hat Sie umgestimmt?

DAVIS: Man hat mich gebeten, bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung in Berlin mitzumachen ...

PLAYBOY: Die der Verleger Axel Springer veranstaltet hat ...

DAVIS: Ja, und nach dieser Show habe ich eine Reporterin kennengelernt, die mir die Augen öffnete für vieles, was ich hätte sehen müssen. Ausgerechnet ich, der sich für den sensibelsten und benachteiligtsten Menschen der Welt hielt.

PLAYBOY: Wie hatte sie es fertiggebracht, Sie derart umzudrehen?

DAVIS: Ganz einfach mit Ehrlichkeit. Wir haben zwei Abende lang geredet, alles ausgeredet. Ich habe eingesehen, daß man keine Pauschalvorwürfe erheben darf. Das ist etwa so, als wenn man jeden Amerikaner, der die Republikaner gewählt hat, für Watergate verantwortlich machen würde.

PLAYBOY: Und für Sie hatte jeder Deutsche einen Nazi-Fleck auf der Weste?

DAVIS: Genau. Aber ich finde inzwischen, daß man die Leute heute nicht mehr beschuldigen sollte. Dazu hat man kein Recht. Und ich, als Schwarzer, hab schon gar kein Recht, jemandem etwas vorzuwerfen. Wie kann ich zu jemandem sagen: „Du dreckiger ..."

PLAYBOY: Moment mal. Was für einen Unterschied macht es in dem Fall, ob Sie schwarz oder weiß sind?

DAVIS: Ich rede von damals. Sie müssen bedenken, daß wir vor zehn Jahren noch im *Movement* steckten, in der Schwarzen-Bewegung. Wir sind in den Süden gefahren, nach Georgia oder Alabama, und haben von Brüderlichkeit geredet. Und ich bin mieser als die weißen Kerle im Süden. Ich bin mies gegen die Deutschen. Sage: „Gib mir Gleichberechtigung, aber dich klage ich an!" Die alte Hackordnung – sie hacken auf mir herum, also hack' ich auf dir herum, damit du wieder auf jemand anderem herumhacken kannst. Und plötzlich ist mir klargeworden, daß ich ein üblerer Heuchler bin als all die Heuchler, die ich bekämpfe.

PLAYBOY: Sie sagten, vor zehn Jahren *waren* Sie noch in der Bewegung. Sind Sie nicht mehr drin oder gibt es keine Bewegung mehr?

DAVIS: Oh, doch, wir sind schon noch drin, aber damals war es sichtbarer. Ehrlich, es kotzt mich an, wenn jemand sagt: „Na, ich höre gar nichts über Ihr Engagement." Ja und? Was soll ich denn machen? Ich kann doch nicht auf der Straße auf und ab marschieren!

PLAYBOY: Besteht denn noch ein Grund, zu marschieren?

DAVIS: Schon, aber die Demonstrationen sind vorbei.

PLAYBOY: Geht es weniger radikal zu?

DAVIS: Nein, ich meine nicht weniger radikal. Ich rede von Untergrund. Jetzt hören Sie mir mal genau zu: Die gesamte schwarze Führungsgruppe der sechziger Jahre in Amerika – alle sind sie ausgerottet. Die Panther – sie haben sie alle mattgesetzt. Wir hatten gemäßigte Gruppen, wir hatten Gruppen von Militanten, weiße und schwarze – aber das System hat jeden einzelnen systematisch ausgemerzt. Diejenigen, die es nicht ausmerzte, wurden aus dem Land gejagt oder „durften" gehen. Und als sie nach vier Jahren Ausland zurückkamen, hatten sie keinen Einfluß mehr.

PLAYBOY: Wie Eldridge Cleaver, der kürzlich zurückkam?

DAVIS: Genau. Heute muß die Bewegung entweder in den Untergrund gehen oder Teil des Systems werden, um innerhalb des Systems zu arbeiten. Auf diese Art haben wir jetzt einen Mann wie Andrew Young als UN-Botschafter. Die Bewegung geht weiter, aber auf einem intellektuellen Niveau. Militarismus ist zwar noch da, aber die Paraden sind vorbei, die Demonstrationen sind vorbei.

PLAYBOY: Eine neue Welle? In der US-Fernsehserie *Roots* wird der lange Leidensweg der Schwarzen ziemlich sentimental behandelt.

DAVIS: Na und? Das ist doch großartig! Ich glaube, *Roots* hatte einen enormen Einfluß – auf Weiße wie auf Schwarze. Es war der größte emotionale Schock, den Amerika je erlebt hat. Der Autor, Alex Haley, hat eine großartige Geschichte erzählt, sie haben sie großartig verfilmt, aber es bleibt ein kommerzielles Unternehmen, also wirst du nie die ganze Wahrheit hören.

PLAYBOY: Aber hundert Millionen Amerikaner haben die Serie gesehen und glauben daran.

DAVIS: Telly Savalas ist auch kein Polizist,

und die Indianer, die in einem Film erschossen werden, stehen anschließend wieder auf und machen Mittagspause. Das wissen wir, damit sind wir aufgewachsen. Reicher Mann, armer Mann – es dreht sich nicht um echte Menschen! Der eine will sein Hundefutter verkaufen, Maiden Form seine Büstenhalter, Cadillac seine Autos . . .

PLAYBOY: . . . und die Fernsehgesellschaft ihre Serie über das Rassenproblem.

DAVIS: Genau.

PLAYBOY: Haben sich Amerikas Schwarze ein Gefühl der Brüderlichkeit für die Schwarzen Afrikas bewahrt?

DAVIS: Ja, es gibt dieses Gefühl. Aber es vermittelt sich nicht dadurch, daß man einen *Darsheeky*, einen Turban oder einen Ohrring trägt. O ja, das sieht toll aus und es steht dir gut, aber *Darsheekys* werden größtenteils in Amerika hergestellt.

PLAYBOY: Was denken Sie als schwarzer Amerikaner über schwarze Afrikaner wie Idi Amin, Sékou Touré oder Mobutu?

DAVIS: Ich kenne die drei nicht persönlich, ich weiß nur, was ich über sie lese, und ich lese es in unseren Zeitungen. Also dieser Mann . . .

PLAYBOY: Sie sprechen jetzt von Idi Amin . . .

DAVIS: . . . wird anscheinend falsch beraten. Das ist das Netteste, was ich über ihn sagen kann. Ich spreche ihn weder schuldig noch spreche ich ihn frei, und ich sage das nicht, weil er schwarz ist. Ich meine: Wenn Idi Amin ein afrikanisches Land regiert, das von anderen afrikanischen Ländern umgeben ist – und die erlauben ihm, zu existieren . . .

PLAYBOY: Wen bittet er um Erlaubnis?

DAVIS: Moment, lassen Sie es mich so erklären: Wenn ich in Ihrem Wohnblock lebe, und ich feiere jede Nacht wilde Partys und werfe Mädchen zum Fenster hinaus, und Sie sind mein Nachbar und wissen von alldem – dann ist es Ihr Bier, mich davon abzuhalten.

PLAYBOY: Wenn Sie der wilde Mann im Haus sind, können Sie Druck auf die anderen ausüben.

DAVIS: Ich kann ihn nicht auf alle ausüben! Und überhaupt, hier in Mayfair zu sitzen und über die Ereignisse in Uganda und Rhodesien zu reden ist verdammt einfach. Ich lese immerhin alles darüber, was mir in die Finger kommt.

Schaun Sie, ich halte mich nicht gerade für einen Intellektuellen. Ich bin nicht der Weise, der seine Stimme hebt und sagt: „Hört mich an, ich hab was zu verkünden."

PLAYBOY: Was für einer sind Sie denn?

DAVIS: Einer, der versucht, seine Arbeit zu tun. Einer, der sich klarwerden will über das, was um ihn herum passiert. Einer, der weiß, daß die Welt nicht mit der Abendvorstellung um 20 Uhr anfängt und um 23.30 Uhr aufhört. Daß das Leben nicht ein einziger Auftritt ist, in dem ich *Lady is a Tramp* singe und mit dem Fuß den Takt dazu schlage. Ich will unter die Leute gehen. Ich will wissen, was in der Luft liegt. Nur aus diesem Grund bin ich jetzt in London.

PLAYBOY: Woher wollen Sie wissen, was in der Luft liegt, wenn Sie die Welt vom Hotelfenster aus betrachten?

DAVIS: Wie kommen Sie darauf, daß ich die Welt vom Hotelfenster aus betrachte?

PLAYBOY: Weil Sie, der leidenschaftliche Fotograf, von hier oben aus Bilder vom St. James Park machen, anstatt nach unten zu gehen. Sie müssen eine hübsche Sammlung von Stadtansichten haben, die alle vom Hotelzimmer aus geschossen sind.

DAVIS: Stimmt. Aber immerhin fotografiere ich noch. Ich werde nicht hinuntergehen und versuchen, Bilder von Spaziergängern zu machen. Ich bin Sammy Davis jr., und sie werden über mich herfallen. Ich hab keine Chance.

PLAYBOY: Möchten Sie eine? Möchten Sie manchmal losgehen und sich an der nächsten Ecke eine Polnische kaufen? Unerkannt?

DAVIS: Nein, ich bin gern der, der ich bin. Ich genieße es, Sammy Davis jr. zu sein.

PLAYBOY: Wir haben vorhin von den Amerikanern gesprochen, die die republikanische Partei gewählt haben. Was wählen Sie?

DAVIS: Ich bin Demokrat, war nie was anderes. Aber ich wähle nicht die Partei, sondern den Mann, der sie repräsentiert.

PLAYBOY: In letzter Zeit scheinen Sie für die Verlierer gestimmt zu haben.

DAVIS: Für Nixon.

PLAYBOY: Und dann Ford.

DAVIS: Privat. Aber ich bin nie auf die Straße gegangen und habe für meinen Mann Wahlpropaganda gemacht.

PLAYBOY: Setzen sich Showstars für Präsidentschaftskandidaten ein, weil sie dafür bezahlt werden – oder machen sie es aus Idealismus?

DAVIS: Es ist Idealismus. Das zahlt dir keiner. Wer sollte auch? Ich verdiene mehr Geld als der Präsident.

PLAYBOY: Amerikas Showstars werben für Ford, für Carter. Finden Sie es richtig, Wähler mit Show zu beeinflussen?

DAVIS: Ich finde, jeder hat das Recht, zu tun, was er für richtig hält. Auch ein Showstar. Bloß weil man ein Star ist, hört man ja nicht auf, Bürger der Vereinigten Staaten zu sein.

PLAYBOY: Als Bürger der Vereinigten Staaten – was sind Ihrer Meinung nach heute die großen Probleme Amerikas? Nukleare Abrüstung? Luftverschmutzung? Rauschgift?

DAVIS: Alles, was Sie da genannt haben, hat Prioritäten. Die nukleare Abrüstung ist ein phantastischer Traum, ist das Paradies – und genauso weit weg. Abrüstungsgespräche kommen mir immer so vor, als würden ein paar Leute nette Spielchen miteinander machen. „Ich ziehe meine zwei Schlachtschiffe zurück, wenn du deine zwei Schlachtschiffe zurückziehst. Ich mache einen Schritt, wenn du einen machst, oder ich mache keinen Schritt, bis du einen machst." Es ist, als ob sich zwei Schulbuben gegenüberstehen und sagen: „Ich will dich verhauen, aber vorher mußt du Feigling zu mir sagen." Wenn du dich mit einem Kerl schlagen willst, dann geh auf ihn zu und hau ihm voll aufs Maul. Ende. Nun zur Luftverschmutzung. Das ist für mich sehr einfach: Wenn wir vor 20 Jahren die Auflagen gehabt hätten, die unter dem Druck der Öffentlichkeit zustandegekommen sind, hätten wir jetzt keine Luftverschmutzung. Aber die Industrie war so sehr damit beschäftigt, ihr Scheiß-Geld zu machen, daß jeder sich einen Dreck um die Folgen geschert hat. Im Grunde ist das immer noch so – nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern in der ganzen Welt. Jeder will nehmen, keiner will geben. Die kümmern sich einen Shit.

PLAYBOY: Apropos Shit*. Sind Sie für die Legalisierung von Drogen?

DAVIS: Pot, also Marihuana, sollte legal werden. Kalifornien hat seine Marihuana-Gesetze geändert, Oregon auch. Es gibt für den Besitz von Rauschgift jetzt nur noch harmlose Strafzettel – wie fürs Falschparken.

PLAYBOY: Keith Richards von den Rolling Stones mußte aber vor Gericht . . .

DAVIS: . . . halt, das war in Kanada. Und sie haben ihn mit Heroin erwischt.

PLAYBOY: Es wird behauptet, daß die meisten Sänger und Musiker Drogen nehmen. Nehmen Sie welche oder haben Sie welche genommen?

DAVIS: Ich kann damit nichts anfangen. Deswegen saufe ich ja so viel.

PLAYBOY: Aber Sie haben's ausprobiert – wie haben Sie auf Marihuana reagiert?

DAVIS: Ich bin eingeschlafen. Ich habe Aufputschmittel probiert und Rauschgift, ich wollte „in" sein, habe Kokain genommen und was weiß ich. Aber ich komme mit dem Zeug nicht zurecht. Manchmal wünschte ich, ich könnte es, nur so als Ventil, aber es klappt nicht. Ich schnappe über. Dafür kann ich den ganzen Tag trinken, ohne besoffen zu werden.

PLAYBOY: Sie sollen ja auch ein ziemlich nüchterner Geschäftsmann sein. Wie viele Gesellschaften besitzen Sie?

DAVIS: Ich habe eine Fernsehgesellschaft, eine Filmgesellschaft, einen Musikverlag und ein Busineßbüro. Ich habe etwa 300 Angestellte.

PLAYBOY: Wir haben gehört, daß Sie vier

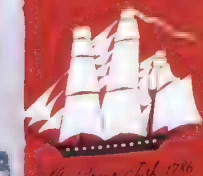
**Amerikanischer Slang-Ausdruck für Haschisch.*


Die Frische der Sieben Meere

Old Spice


Das Guten-Morgen-Programm von OLD SPICE
Rasierschaum fertig aus der Dose
Das Eau de Cologne mit dem Duft von OLD SPICE
Deo-Stift gegen Körpergeruch
Luxus-Herrenseife mit der praktischen Kordel


Old Spice
AFTER SHAVE
LOTION



Old Spice
AFTER SHAVE LOTION

Millionen Dollar im Jahr verdienen müssen, nur um die Unkosten zu decken.

DAVIS: Das stimmt nicht. Meine Firmen tragen sich selbst. Sie laufen ganz gut. Nicht ich bezahle die Leute, sondern die Gesellschaften. Die dreieinhalb bis vier Millionen, die ich im Jahr mache, setzen sich aus meiner Beteiligung und meiner Arbeit als Entertainer zusammen.

PLAYBOY: Das bringt uns zu Ihrem persönlichen Lebensstil. Wenn Sie um die Welt reisen, nehmen Sie ja einen Teil Ihrer persönlichen Welt mit, wie Ihre Videoanlage, Ihre liebsten Shows, Ihre Lieblingsfilme. Sie müssen Ihre Suite nicht verlassen, um *King Kong* zu sehen.

DAVIS: In London gehe ich ins Kino.

PLAYBOY: Wie alle anderen? In die Acht-Uhr-Vorstellung?

DAVIS: Nein, ich miete einen Vorführraum. Daran bin ich gewöhnt. Man sollte Luxus nicht mit Exzentrik verwechseln.

PLAYBOY: In Ihrem Fall ist es Luxus?

DAVIS: Ja, und ich liebe ihn. Ich bin 85 Prozent meines Lebens auf Reisen. Soll ich im Hotel wie ein Eremit leben? Ich will meine Freunde mit raufnehmen und ihnen *Roots* oder *Network* zeigen. Das ist fabelhaft, denn es entspannt. Und ich tu keinem weh damit. Ich habe meine Sachen bezahlt, Babe, ich kann sie mir leisten.

PLAYBOY: Sie sammeln Spielfilme, Waffen und Pornographie. Was interessiert Sie an Waffen?

DAVIS: Ich sammle Waffen, wie man sie im Wilden Westen benutzt hat. Ich habe ungefähr 150 Winchester-Gewehre und Colt-Revolver.

PLAYBOY: Sie tragen doch einen Revolver bei sich, oder?

DAVIS: Ich habe die Erlaubnis, eine Waffe zu tragen.

PLAYBOY: Warum haben Sie diese Erlaubnis beantragt?

DAVIS: Weil ich gewöhnlich zwischen 4000 und 7000 Dollar bei mir habe. Und der Schmuck, den ich trage, ist etwas über 100 000 Dollar wert.

PLAYBOY: Ist es immer noch ein Fest für Sie, neuen Schmuck zu kaufen?

DAVIS: Ich kaufe nicht sehr oft was. Gelegentlich ein kleines Stück. Es ist hauptsächlich für die Bühne, es gehört einfach zu dem Image, das ich mir geschaffen habe, zum Showbusineß eben. Und es ist eine Geldanlage, so wie Leute ein Bild kaufen.

PLAYBOY: Was schützen Ihre Leibwächter – Ihren Körper oder Ihren Schmuck?

DAVIS: Hauptsächlich meinen Schmuck. Ich weiß gar nicht, was mein Körper wert ist. Ich schätze ihn auf 98 Cent.

PLAYBOY: Warum sammeln Sie Pornofilme?

DAVIS: Ich würde nicht sagen, daß ich Pornofilme sammle. Mir ist die Bezeichnung „erotische Filme" lieber.

PLAYBOY: Was sind die Glanzstücke Ihrer Sammlung? Wir haben im Regal *Deep Throat* gesehen.

DAVIS: Ich habe so die gängigen Sachen wie *The Devil In Miss Jones, Behind The Green Door*, aber auch viele Schmalfilme – tolle Dinger, reinstes Dynamit.

PLAYBOY: Was haben Sie davon?

DAVIS: Spaß, mehr nicht. Ich gehöre nicht zu den Leuten mit den Regenmänteln.

PLAYBOY: Wie bitte?

DAVIS: Viele Leute, die in Pornokinos gehen, tragen Regenmäntel. Die legen sie dann auf den Schoß. Kapiert? Übrigens finde ich nur wenige erotische Filme so erotisch, daß sie mich erregen.

PLAYBOY: Was erregt Sie denn?

DAVIS: Ich mag alles, was einen Hauch von Sinnlichkeit hat, ganz egal, ob es sich um eine natürliche oder um eine aufgesetzte Sinnlichkeit handelt. Ich bin ein *womanizer*, ich mag Frauen. Freilich gibt's da auch böse Überraschungen. Du siehst ein attraktives Mädchen, du setzt dich hin und redest mit ihr, und plötzlich stellst du fest: Es kommt nichts raus aus ihr. Aus ist's mit der Attraktion.

PLAYBOY: Und so wählerisch waren Sie immer schon?

DAVIS: Ich wollt', ich hätte zehn Cent für jede Lady, die ich als Junggeselle kennenlernen wollte. Wenn ich früher ein Mädchen in der Zeitung sah, rief ich sie an und schlug ihr vor, ein paar Fotos zu machen. Aber heute – hey, laß sie in der Zeitung. Denn bis du soweit bist mit – „Tu deine Haare zurück, dreh die Windmaschine an, jetzt, den Kopf nach unten, noch mehr, okay, entspannen, entspannen, entspannen! Okay, jetzt schau mich an" – Ha! Bang! – Und du fängst diesen Augenblick ein – das ist der Spaß, das ist fast so, wie etwas Lebendiges zu schaffen. Aber bis du soweit bist, hast du es entzaubert, da hast du keine Chance mehr, eine Erektion zu bekommen.

PLAYBOY: Wann haben Sie das herausgefunden?

DAVIS: Als ich anfing, nackte Mädchen zu fotografieren. Du darfst sie nie anfassen, nur Anweisungen geben. Also sagst du: „Nein, Darling, in diese Richtung, nein, könntest du dich ein kleines bißchen . . . genau, so ist's gut. Jetzt eine Sekunde, laß mich zurückgehen . . ." Und du arbeitest mit einer Hasselblad oder einer Rollei und . . . ba, ba, ba, ba, ba – „Nein, Schatz, du hast dich bewegt!" Mann, da bleibt nicht viel Zeit für Erotik. Du versuchst zwar, sie gut auf den Film zu kriegen, aber innerlich bist du zu sehr mit dem technischen Kram beschäftigt.

PLAYBOY: Dabei haben Sie nur damit angefangen, um . . .

DAVIS: Um herumzumachen, klar. Aber auf einmal ist da kein Herummachen mehr, und es ist wirklich eine elende Plackerei, und irgendwann mußt du dich einfach entscheiden: Hey, entweder bin ich jetzt Fotograf, oder ich lasse das Fotografieren sein und mache herum.

PLAYBOY: Zum Herummachen sind Ihnen die Üppigeren die lieberen, stimmt's?

DAVIS: Schon, ja. Was meine erotischen Wünsche angeht, habe ich so ziemlich die ganze Anatomie durch. Eine Zeitlang stand ich auf Busen, dann waren die Beine dran, lange waren es die Hüften . . .

PLAYBOY: Zum Ausgleich dafür, daß Sie selbst ein Zahnstocher sind?

DAVIS: Richtig. Und dann war's eine Weile der Po.

PLAYBOY: Was ist jetzt dran?

DAVIS: Ich bin jetzt ziemlich neutral, es spielt eigentlich keine Rolle.

PLAYBOY: Hat es je eine Rolle gespielt, ob eine Frau weiß oder schwarz war?

DAVIS: Nein, nein, nein. Das ist eine von den Sachen, die man mir immer anhängt.

PLAYBOY: Daher die Frage. Sie haben also nie mit einer weißen Frau geschlafen, um sich etwas zu beweisen?

DAVIS: O nein, hauen Sie doch ab! Ich bin sicher, es gibt keinen Farbigen auf der Welt, ob er nun schwarz ist oder schokoladenbraun oder rot, der *nicht* von „der weißen Frau" geträumt hat, der das *nicht* durchgemacht hat. Aber ich habe das Glück gehabt, in einer Branche zu sein, wo man mit den Leuten zusammen war, mit denen man auf der Bühne zu tun hatte. Als Schauspieler bin ich mit Schauspielerinnen ausgegangen, als Bühnenstar mit den Tänzerinnen – ob die nun schwarz waren oder weiß. Die haben alle vergessen: Ich hatte was mit Diana Carroll, und ich war mit Eartha Kitt verlobt! Keiner will sich daran erinnern. Die wollen sich nur an das erinnern, was sie anturnt. Klar, Kim Novak, May Britt, diese, jene, und dann das Dutzend, von dem gemunkelt wird.

PLAYBOY: Wie Marilyn Monroe.

DAVIS: Ich bin mit Marilyn gegangen. Aber das war keine leidenschaftliche Liebesaffäre. Gestern hat Elizabeth Taylor angerufen – hey, was bedeutet das nun wieder?! Alles nur Image-Sachen, die sie einem anhängen. Ich habe mich nie für einen Schwanzträger gehalten. Ich gehe nicht auf die Bühne, das Hemd bis zum Nabel offen und stehe da und mache so . . . (*er schiebt seine Hüftknochen nach vorn*). Wenn schon, dann mache ich das Gegenteil: Meine Hemden sitzen nicht richtig, alles hängt herum.

PLAYBOY: Aber Sie würden doch nicht leugnen, daß es für einen Sammy Davis jr. einfach ist, ein Mädchen zu bekommen, wenn er will?

DAVIS: Sie sind seit zwei Tagen hier. Haben Sie mich schon mal einen Zahn aufreißen sehen?

PLAYBOY: Nein.

DAVIS: Eben – ich tu's nicht. Und es

Eine Klasse für sich.

BMW Maschinen repräsentieren durch ihre Konzeption, ihre Technik und die unverwechselbare, sachliche Linienführung eine unaufdringliche Form von Sportlichkeit.

Sie werden deshalb meist von solchen Fahrern bevorzugt, die diese Eigenschaften durch souveränes und zurückhaltendes Auftreten ergänzen. Und die sich als Motorradfahrer die Wertschätzung ihrer Umwelt auch dadurch erhalten, daß sie nicht nur ihre Maschine beherrschen. Sondern ebenso sich selbst.



BMW – Freude am Fahren

BMW R100RS, R100S, R100/7, R75/7, R60/7

Ganz gleich, welche BMW Sie bevorzugen – ob z.B. die R 100RS, Träger des „Premio Varrone" und des Titels „Motorrad des Jahres" („Motorrad", „Flash Moto" und „Moto-Journal") oder z.B. die R 75, das „Touren-Motorrad des Jahres" („Cycle World") – Ihre Entscheidung ist immer eine vernünftige Investition

warten keine 17 Mädchen im Hotelzimmer auf mich, wenn ich heimkomme.

PLAYBOY: Verzeihung, aber während Ihrer letzten Europa-Tournee hat die *Bild-Zeitung* berichtet, daß Sie vier Callgirls auf Ihrem Hotelzimmer hatten.

DAVIS: Raus hier! Das ist nicht mein Stil. Ich wollte gerade aus einer Kneipe raus, als jemand sagte: „Würden Sie einen Moment rüberkommen?" Ich war an diesem Tisch, habe mein Glas gehoben und da waren diese vier Mädchen – aus. Aber ich komme nicht in eine Stadt und sage dem Typen, der mich ins Hotel bringt: „Besorg mir drei Nutten!"

Das bringt mich noch um in diesem Geschäft, daß sie das mit einem machen können. Herrgott, die Wahrheit, meine ich immer, mag vielleicht langweiliger klingen, aber sie ist trotzdem interessanter, ganz einfach, weil sie wahr ist!

PLAYBOY: Und die Wahrheit ist, daß Sie nicht der wilde Eroberer sind?

DAVIS: Ich mag nicht mal das Wort. Ich benutze es nie. Es setzt eine Frau herab, so als ob sie keine andere Wahl hätte. Ich bin ja so mächtig! Ich kann jede kriegen, die ich will! Pah! Einen Scheiß kannst du!

PLAYBOY: Sie mögen Frauen tatsächlich.

DAVIS: Jawohl. Und ich glaube, wenn einer mit seinem Kopf zwischen den Beinen herumläuft und das alles ist, was er von einer Frau erwartet – also für mich stimmt was nicht mit dem, Mann!

Herrgott, hätte ich bloß zehn Cent für jede Lady, die ich nach dem Abendessen heimgeschickt habe. Und ich weiß genau, daß in dem Restaurant, wo ich war, mindestens 17 Leute mit erhobenen Augenbrauen geraunt haben: „Klar doch, keine Frage, schon lange treibt er es mit der . . ." Aber dafür kann ich nichts. Das sind deren Köpfe, das ist nicht meiner.

PLAYBOY: In deren Köpfen bestehen auch Zweifel, ob Ihre Ehe mit Altovise noch intakt ist. Sie sind die meiste Zeit irgendwo unterwegs.

DAVIS: Das ist jetzt unsere längste Trennung. Etwas über vier Wochen – aber ich empfinde es nicht als Trennung.

Wir haben ein sehr gutes Verhältnis zueinander. Eine der ältesten Wahrheiten der Welt ist: Geh nirgendwo hin, wo du deine Frau nicht mitnehmen würdest. Dann kann dir keiner was. Dann kannst du überall hin und keiner kann sagen: „Ich war letzte Nacht hier – mit ihm." Das soll nicht heißen, daß ich ein Heiliger bin. Das bin ich nicht, das ist kein Mann.

PLAYBOY: Sind Frauen Heilige?

DAVIS: Nein, wohl auch nicht. Es gibt natürlich momentane Heimlichkeiten, es gibt momentane Liebesaffären, in die werden wir alle verstrickt – was nicht unbedingt mit Sex enden muß. Ich sage nur, daß wir uns alle mal verlieben, daß wir alle mal angeturnt werden.

PLAYBOY: Was turnt noch an – Erfolg?

DAVIS: Das ist doch so: Du kannst der bestaussehendste Mann der Welt sein, aber wenn du irgendwo abgeschlafft reinkommst – aus.

PLAYBOY: Sie sind nicht der bestaussehendste Mann der Welt. Sind Sie so erfolgreich, weil Sie alles andere als abgeschlafft daherkommen?

DAVIS: Ich halte nichts von Selbstanalysen. Was meine Schönheit angeht, da haben Sie recht. Ich habe mich längst damit abgefunden, daß ich klein bin und eine gebrochene Nase habe und nur ein Auge und basta. Also lebe damit, Mann! Lebe damit und hab deinen Spaß dabei.

PLAYBOY: Sie sind 1954 zum jüdischen Glauben übergetreten. Arbeiten Sie an Jom Kippur?

DAVIS: Nein, das ist ein hoher Feiertag, und an hohen Feiertagen arbeite ich nicht.

PLAYBOY: Wir haben gelesen, Sie seien mit einer „Kirche Satans" verbandelt.

DAVIS: Ich? Mit der Kirche Satans? Nie. Ich kenne welche, die drin sind. Sie haben mich zu einem Ehren-Hexerich ernannt.

PLAYBOY: Weshalb?

DAVIS: Wenn Sie rauskriegen wollen, ob ich solche Messen besuche – nein. Wenn Sie rauskriegen wollen, ob ich zu denen in die Kirche gehe – nein. Wenn Sie rauskriegen wollen, ob ich zu Hause schwarze Messen abhalte – nein. Ich knie nieder und schwöre zu Gott, es gibt keinen Bund mit dem Teufel.

PLAYBOY: Wenn Sie wütend sind, sehen Sie aus, als ob Sie gleich zuschlagen wollten. Sind Sie ein Schläger?

DAVIS: Früher habe ich mich schon viel geprügelt. Wenn du jung bist und ein Winzling, versuchst du immer, deinen Sonntagsschlag anzubringen. Aber mein Schlag war nie wie Sonntag, der war mehr wie Mittwoch.

PLAYBOY: Wo wir gerade von Kämpfen reden – gibt es im amerikanischen Showbusineß Unterwasserkämpfe mit der Mafia?

DAVIS: Ich weiß nicht, was Sie meinen, und ich stelle mich nicht doof. Sie glauben, daß irgendwelche Leute die Karriere von Showstars steuern?

PLAYBOY: Zum Beispiel.

DAVIS: Das ist Quatsch, denn niemand kontrolliert meine Karriere, und ich wäre bestimmt einer, den sie haben wollten, weil ich eine Menge Geld verdiene. Das mit der Kontrolle der Mafia – ich weiß überhaupt nicht, was die Mafia ist, und ich arbeite immerhin für „Caesar's Palace" in Las Vegas. Okay, ich glaube, daß es irgendwo ein kriminelles Kartell gibt. Ich glaube nicht, daß es nur Italiener sind, sondern alle möglichen Leute – die jüdische Mafia, die schwarze Mafia, die irische Mafia – ganz gleich, welches Wort du nimmst, es geht um organisiertes Verbrechen.

PLAYBOY: Also doch.

DAVIS: Ja, schon, ja. Aber ich sehe keinen Zusammenhang mit dem Showbusineß. Und wenn irgend jemand am Showgeschäft beteiligt ist, dann auf eine so verteufelte, hintergründige, versteckte Art, daß keiner es merkt. Ich bin dreimal vor das Senate Crime Investigation Committee *(Komitee für die Aufklärung von Verbrechen)* geladen worden. Und die haben mir die gleichen Fragen gestellt, die Sie mir jetzt stellen: „Gibt es einen kriminellen Einfluß in Las Vegas? Gibt es hier und da und dort einen kriminellen Einfluß?" Und ich sage: „Wenn es ihn gibt, dann weiß ich nichts davon. Denn ich schließe meine Verträge mit dem Hotel direkt ab." Ich wär doch schön blöd, wenn ich von einem Hotel, das 14 Millionen Dollar gekostet hat, sage: „Ich weiß, woher das Geld kam." Denn schließlich gibt es straffe Gesetze in Nevada, und du mußt vor einem Ausschuß erscheinen, in dem ein paar von den sturbsten, dogmatischsten, und altmodischsten Männern der Welt sitzen, ehe du eine Lizenz für Las Vegas bekommst.

PLAYBOY: Sie haben eine?

DAVIS: Ja.

PLAYBOY: Waren Sie nicht überhaupt der erste Schwarze, der eine Lizenz bekam?

DAVIS: Ja.

PLAYBOY: Wie lange haben Sie versucht, eine zu bekommen?

DAVIS: Etwa anderthalb bis zwei Jahre. Aber das hatte nichts mit Vorurteilen zu tun. Man ist sehr nett zu mir gewesen. In diesem Ausschuß sitzen Geschäftsleute und Top-Rechtsanwälte, und du mußt wirklich koscher sein.

PLAYBOY: Woran sind Sie in Las Vegas beteiligt?

DAVIS: Ich bin Vizepräsident des „Tropicana Hotels".

PLAYBOY: Was verdienen Sie in Las Vegas als Entertainer?

DAVIS: Ich bekomme 190 000 Dollar die Woche. Acht Wochen jährlich, das ist mein Mindestsatz.

PLAYBOY: Einen ähnlich hohen Satz werden Frank Sinatra und Dean Martin auch bekommen. Sie sind nach wie vor die drei Größten – wo bleiben eigentlich die Newcomer im Showbusineß? Wer wird in 30 Jahren noch da sein?

DAVIS: Ich bezweifle, daß in 30 Jahren noch viele da sein werden. Entertainer wie mich wird es dann nicht mehr geben. Die fangen heute nicht mehr von der Pike auf an. Die verkaufen in einer Woche mehr Schallplatten, als wir in 20 Jahren verkauft haben, Herrgott noch mal!

PLAYBOY: Sie reden jetzt von den Rock-Gruppen?

DAVIS: Von Gruppen überhaupt, ob Pop-,

Rock- oder Beat-Gruppe. Wenn die heiß sind, auch nur einen Monat lang, dann verkaufen die mehr Platten als Frank, Dean und ich zusammen. Aber es fehlt ihnen die Grundlage, also fehlt ihnen auch das Nötige, um 20 Jahre zu überdauern.

PLAYBOY: Was ist mit Liza Minnelli oder Barbra Streisand?

DAVIS: Das ist wieder was anderes. Die gehören noch zu unserer Ära. Liza hat das meiste von ihrer Mutter geerbt, obwohl sie eine junge Frau ist, genau wie die Streisand. Die Streisand hat Theater gespielt, ist in Nachtklubs aufgetreten, war dann im Fernsehen und in Filmen. Sie hat ihr Handwerk gelernt. Der Showstar von heute wird nicht lange oben bleiben, und das will er auch gar nicht. Ich glaube, der will in vier Monaten seine zwölf Millionen machen und dann den Kram hinschmeißen. Zwei Häuser hier haben, eins dort, ein Stadthaus in New York, eine Yacht, und das wär's dann.

PLAYBOY: Für Sie wäre das nichts? Oder hatten Sie nicht die Wahl?

DAVIS: Die Wahl hätte ich schon. Ich glaube, ich könnte heute ohne weiteres aufhören, wenn ich wollte.

PLAYBOY: Warum wollen Sie nicht?

DAVIS: Weil ich glaube, als Entertainer noch nicht alles gesagt zu haben. Ich habe ein paar Sachen noch nicht machen können, die ich gern machen wollte.

PLAYBOY: Haben Sie manchmal Angst vor Ihrem Publikum?

DAVIS: O ja. Ich kriege feuchte Hände und kalte Fingerspitzen. Ich komme mir vor wie der Bursche im Wilden Westen, der mit dem Revolver im Gürtel in einen Saloon spaziert und sagt: „Okay, wer zieht hier am schnellsten?" Und das Publikum da draußen – das ist der, der aufsteht und sagt: „Ich bin's. Gehen wir raus. Mit dir nehm ich's auf." Jedes Publikum ist so. Und bei jedem Auftritt denke ich: „Oh, mein Gott, ist es jetzt soweit? Werde ich diesmal versagen?"

Man muß das Selbstbewußtsein haben, sagen zu können: Ich bin gut.

PLAYBOY: Wenn Sie in Ihren Shows Sinatra-Nummern singen, sagen Sie beinahe trotzig: „Ich habe auch ein paar Hits gehabt." Warum, glauben Sie, haben Sie nicht so viele gehabt wie Sinatra?

DAVIS: Ich bin kein Plattenstar. Außerdem: Frank hatte nicht so viele Hits wie Bing Crosby und der nicht soviel wie Nat King Cole oder Perry Como. Das ist alles sehr relativ. Und keiner hat so viele Hits gehabt wie Elvis Presley.

PLAYBOY: Hat es zwischen Ihnen und Sinatra je Eifersüchteleien gegeben?

DAVIS: Ich kann mir nicht vorstellen, daß Frank Sinatra Grund hätte, auf mich eifersüchtig zu sein, weil ich ganz bestimmt nicht auf Frank Sinatra eifersüchtig bin. Klar beneide ich die Art, wie er mit einem Lied umgehen kann. Aber wir sind als Künstler so verschieden, daß kein Neid aufkommt.

PLAYBOY: Sie haben eben Elvis Presley genannt. Wir haben gehört, daß sein Hit *In The Ghetto* ursprünglich für Sie geschrieben wurde.

DAVIS: Stimmt. Mack Davis schrieb ihn für mich, konnte mich aber nicht erreichen. Manchmal schirmen sie dich zu sehr ab, und dann weißt du nicht einmal, wer dich angerufen hat. Jedenfalls: Eines Tages hörte Elvis von diesem Lied und sagte: „Ich möchte das aufnehmen." Was willst du da machen? Zu Presley sagen: „Das will doch ich aufnehmen?" Okay, so was kann passieren. Mann, ich habe 15 Filmrollen verpaßt, weil ich andere Verpflichtungen hatte. Ein paar von denen, die für mich eingesprungen sind, haben dann groß Karriere gemacht.

PLAYBOY: Wer zum Beispiel?

DAVIS: Ich sollte mit Sinatra einen Spielfilm drehen, *Wenn das Blut kocht*. Wir haben uns gestritten, und Steve McQueen bekam meine Rolle.

PLAYBOY: Wie reagieren Sie, wenn Ihnen so was passiert. Mit Wut?

DAVIS: Nein. Du sagst: „Verflucht – und ich wäre trotzdem gut gewesen." Aber dann drehst du dich um und machst was anderes. Und wenn du in diesem Geschäft nicht diese Einstellung hast, wenn du anfängst, das Ganze von innen ausleuchten zu wollen – Herrgott, Mann, was soll's! Hey, Bette Davis wollte in *Vom Winde verweht* spielen und Vivien Leigh hat die Rolle gekriegt.

PLAYBOY: Es ist über Sie oft gesagt und geschrieben worden, daß Sie einen „fanatischen Hunger nach Anerkennung" haben. Sie haben heute die Anerkennung so ziemlich der ganzen Welt. Sind Sie immer noch hungrig?

DAVIS: Nicht mehr als jeder Künstler, glaube ich. Wie gesagt: Ich habe versucht, eine Dauereinrichtung in der Showwelt zu werden, und das habe ich erreicht. Jetzt kommt die nächste Stufe, nämlich diese Stellung zu halten. Du arbeitest nicht mehr so hart, du schlägst dich nicht mehr darum. Du hast jetzt ein Seil und Schuhe mit Spikes, und dazu noch einen Führer und ein Basislager. Es ist, als ob du den Everest besteigst, das machst du ja auch nicht so, mit bloßen Fingern ... aber du mußt immer noch klettern und dich strecken.

PLAYBOY: Es heißt auch, daß Sie aus Ihren Hungerjahren immer noch einen gewissen Nachholbedarf in Sachen Luxus hätten.

DAVIS: Über diese Luxus-Meise wird viel geredet. Wenn ich einen Banküberfall machen müßte, um an meinen Luxus zu kommen, oder Witwen berauben, dann wäre das etwas anderes. Aber ich zahle ja meine Steuern, ich haue keinen übers Ohr. Ich steche niemanden ab, und ich vergewaltige niemandes Tochter. Ich arbeite schwer für jeden Cent, den ich verdiene. Und ich schätze nun mal einen bestimmten Lebensstil. Der Unterschied ist nur, daß ich auch vor zehn oder 15 Jahren schon so gelebt habe. Und damals konnte ich es mir nicht leisten – das war Luxus.

PLAYBOY: Neulich haben Sie einem australischen Reporter gesagt: Ich will nicht der größte Sänger sein, auch nicht der größte Schauspieler – aber ich möchte ein guter Entertainer sein. Wollen Sie nicht der Beste, der Größte sein?

DAVIS: Was heißt der Beste? Was heißt der Größte? Wenn Muhammad Ali, einer der besten Boxer, die diese Welt je gekannt hat, lang genug im Geschäft bleibt, wird ihn irgendeiner mal so aufs Maul hauen, daß er auf den Arsch fällt. Was ist dann mit Ihrem „Größten"? Sobald du als der Größte giltst, mußt du unfehlbar sein, dann hast du nicht mal mehr das Privileg, versagen zu dürfen. Napoleon war auch nur groß bis Waterloo. Die einzige Möglichkeit ist: Nach oben kommen und dann umgehend aus dem Fenster springen oder dir das Hirn rauszupusten. Das ist das Ende, Mann.

PLAYBOY: Waren Sie schon einmal nahe dran?

DAVIS: Als ich noch jung und dumm war.

PLAYBOY: Was war der Grund?

DAVIS: Tausend Gründe. Hauptsächlich war es so etwas wie „Herrgott, ich werde nie wirklich das sein, was ich sein will". Und: „Herr Jesus, da ist auch noch dieses Mädchen, in das ich verliebt bin ..." Ich meine, ich habe mir nicht buchstäblich die Pistole an den Kopf gesetzt und dann den Abzug nicht gefunden, aber ich hatte es erwogen. Und wissen Sie, was mich umgedreht hat? Da sitzt du, fühlst dich beschissen, tust dir zum Heulen leid – aber dann sagst du: „Moment mal! Nein. Tut mir leid, aber die werden mit mir leben müssen. Ich werde es nicht wegen denen schaffen, aber denen zum Trotz!" Das ist die Kraft, die mich immer angehoben hat: Ihr werdet mit mir leben müssen. Selbst wenn ich euch anekele – ignorieren könnt ihr mich nicht. Und wenn ihr mich nicht grüßen wollt – euer Bier, ich scheiß drauf. Alles, was ich euch geben kann, ist meine Liebe und mein Talent. Und wenn ihr das nicht haben wollt – viel Glück! Mich jedenfalls werdet ihr Kacker nicht zum Wahnsinn treiben! Vielleicht werde ich nicht immer nur die besten Rollen kriegen, oder für immer und ewig berühmt sein – aber ich werde da sein, verflucht noch mal. Und wie, Mann! Und wie ich da sein werde!



Vivre comme Dieu en France.

Oder: Leben wie Gott in Frankreich. Ein deutscher Ausspruch, in dem immer wieder die Sehnsucht nach der Lebensart unseres französischen Nachbarn schwingt. Zeit und Muße, ein herrliches Essen, ein gutes Glas Wein zu genießen. Zeit und Muße, auch mal über die unwichtigen Dinge des Tages zu reden. Kommen Sie. Essen und trinken Sie ein paar Tage oder Wochen wie Gott in Frankreich. Im Herbst, wenn im nördlichsten Weingebiet, der **Champagne,** sich die sanften Hügel rot-gelb färben. Und die Weinbauern die reifen Reben für den König edler Getränke ernten, Champagner. Oder kommen Sie hin, wo die Weinbauern fruchtig, trockene Weine nach französischer Art machen und lieben. Wo diese herrlichen Weine nach der Rebsorte benannt werden und die Weinhauptstadt Colmar heißt: ins **Elsaß.** Die trockenen, kräftigen Weine haben alle einen reinen, klaren Geschmack. Zum Beispiel der Riesling, der Sylvaner und der Gewürztraminer. Aber nun verraten wir eigentlich schon fast zuviel. Denn diese, nennen wir sie ruhig Werbeanzeige für Weine aus Frankreich, ist die erste von vielen. In den noch kommenden Anzeigen, die Sie im Laufe des Jahres in dieser Zeitschrift sehen können, schreiben wir über die unterschiedlichsten Weingebiete. Über das Land, das Essen, aber vor allem über die Weine. Wie sie beschaffen sind. Z.B. die aus dem **Loire-Tal**. Ob trocken oder süßer. Rot, weiß oder rosé. Ob leicht oder schwer. Ob elegant oder rustikal. Wann man sie trinkt, wie man sie trinkt, und vor allem, zu welchem Essen man sie trinkt. Übrigens, bei uns in Deutschland, in den Weingeschäften und den Weinabteilungen der Kaufhäuser finden Sie sehr viele französische Weine. Von den preiswerten Landweinen (Vins de Pays) bis zu den edelsten Tropfen. Und damit Sie sich bald noch besser auskennen, werden wir Ihnen auch einiges über die Qualitätsstufen der Weine, z.B. der Weine aus **Burgund,** sagen. Und etwas über die ausdrucksvolle und vielseitige Sprache der Weinetiketten. Über die Menschen, die Landschaften, warum z.B. Weine des Gebietes **Mâcon** zu den würzig und jungen Rot- und Weißweinen zählen, die Sie probieren sollten. Und warum es richtig sein kann, einen jungen Rotwein, einen **Beaujolais,** mal kühler zu trinken. Das schöne Bordelaiser Hinterland um **Bergerac**, an der Dordogne, sollten Sie unbedingt kennenlernen. Es gibt hier verschiedene ausgezeichnete Tischweine. Am besten, wenn Sie **Bordeaux** besuchen, das wohl größte Weinbaugebiet Frankreichs. Hier wurde eine Kochkunst entwickelt, die zu den berühmten und edlen Bordeaux-Weinen paßt. Vollkommen anders wieder sind die Weine aus dem **Rhône-Tal**. Sandige, kieselsteinhaltige Böden und das sonnige Klima geben den Weinen ihre spezielle Kraft. Den feurigen, würzigen Chateauneuf-du-Pape sollte sich kein Weinkenner entgehen lassen. Übrigens, verwahren Sie dieses Blatt, Sie wissen dann später, wo in Frankreich, ob im Norden, Süden, Westen oder Osten, nun die einzelnen Weingebiete liegen. Ein kleines, aber nicht unwichtiges Gebiet z.B. liegt hier: **Gaillac**. Eine reizvolle Landschaft mit schönen, kleinen Städten. Die unerbittliche Sonne gibt den Weinen des **Languedoc-Roussillon** und der **Provence** ihren Duft, ihre Kraft und ihr besonderes Feuer. Kommen Sie in das Lieblingsland der Rebe. Lassen Sie sich verwöhnen. Von Sonne und Natur. Von der guten Küche und den Weinen, von denen Sie sicher jetzt schon träumen.

Weine aus Frankreich. Erst kennen, dann lieben. A votre santé.

Hier, auf der Sonnen-Insel **Korsika**, gibt es herrliche, volle, runde Rosé- und Rot-Weine.

Das PIONEER Music Center.



Das sagen unsere Hifi-Experten:

„Mit PIONEER M-6500 haben wir ein integriertes Stereo-System, das hohen Ansprüchen auch im Bereich Kompaktanlagen gewachsen ist."

„Die Qualität der verschiedenen Komponenten: des Plattenspielers mit Riemenantrieb, des Cassettendecks und des 3-Wellen-Bereichstuners ist ebenso hoch wie die der weltbekannten PIONEER Komponenten."

„Der sich automatisch ausschaltende Plattenspieler mit Synchronmotor macht sich phantastisch! Rumpelgeräusch-Spannungsabstand 63 dB-WRMS (DIN B), das integrierte Abtastsystem ist selbstverständlich original von PIONEER und liefert einen Übertragungsbereich von 10 Hz bis 25 kHz."

„Ein vielseitiges Cassettendeck. Der Übertragungsbereich beträgt bei Chromband 30 Hz bis 15 kHz. Getrennte Aussteuerungsregler und dazugehörige Aussteuerungsinstrumente, Bandzählwerk und Bandsortenwahlschalter sind selbstverständlich integriert."

„Hervorragender Tuner mit Verstärker. Der Tuner klingt besonders eindrucksvoll. Kanaltrennung 35 dB, Fremdspannungsabstand 60 dB (± 400 kHz), und auch der Übertragungsbereich entspricht selbstverständlich den Anforderungen unseres hochwertigen UKW-Rundfunks: 30 Hz–15 kHz. Mittelwelle und Langwelle hat man nicht vernachlässigt. Ein Gesamtklirrfaktor von < 0,1% ist weit unter der Norm, und die gebotene Sinusleistung von 2 × 18 Watt an 4 Ohm DIN entspricht den gehobenen Anforderungen."

„1938 stellte PIONEER zuerst Lautsprecher her und forscht und arbeitet seitdem in allen Gebieten der Elektroakustik. In dieser Zeit hat PIONEER viele Bestseller auf den Markt gebracht. Sie sollten aber wissen, daß die PIONEER-Philosophie verlangt, nur zuverlässige Hochleistungsgeräte mit besten Vorteilen zu bieten, modische Oberflächlichkeiten wurden noch niemals hergestellt."

„Unter allen Gesichtspunkten ist es ein hervorragendes Gerät."

Das meinen unsere Hifi-Experten:

„M-6500 ist eine vollständige Hifi-Anlage in einem Gerät."

„Der Plattenspieler, der Kassettenrecorder und der Tuner werden nach hohen PIONEER Maßstäben hergestellt."

„Es klingt, als ob Sie Ihre Platten zum ersten Mal hören."

„Auch die Kassetten klingen super."

„Das ist wirklich eine hervorragende Kombination."

„Seit fast 40 Jahren hat PIONEER nur Spitzengeräte im Bereich Hifi hergestellt."

„Unter allen Gesichtspunkten ist es ein hervorragendes Gerät."





erzählung von CHLODWIG POTH

HAUPTKOMMISSAR Schygulla saß am Schreibtisch in seinem Büro im Frankfurter Polizeipräsidium und faltete seufzend die Morgenzeitung zusammen. Vor ihm türmte sich dieser beschissene Aktenberg. Das würde wieder ein Tag werden!

Sein pausbäckiges Gesicht (Gymnasiastenvisage nannte es nach fünf Glas Bier Oberamtmann Rohdrich, wenn Schygulla ihn beim wöchentlichen Skatabend in Grund und Boden spielte) drückte Abscheu aus, als er die Zeitung in seiner Tasche verstaute. Er kraulte sich auf dem Kopf, seine dunkelblonden, immer ein wenig verhuschelten Haare noch mehr verstrubbelnd, blickte auf die vor ihm getürmten Mappen, nahm die oberste herunter und schlug sie auf. Da kam die Maletzke herein: „Hier will Sie einer sprechen, Herr Kommissar, wegen einer Anzeige. Unbedingt den Dezernatsleiter. Wäre sehr vertraulich und so."

An sich liebte Schygulla solche Überrumpelungen nicht, andererseits war er für jeden Anlaß dankbar, den Papierkram aufschieben zu können. „Was macht er für einen Eindruck?" fragte er.

„Betucht würde ich sagen. Anfang 40 vielleicht. Ziemlich selbstsicher."

„Ist gut, schicken Sie ihn rein."

Der Mann war nicht unsympathisch

ILLUSTRATION: DIETER ZIEGENFEUTER



FLOTTER VIERER OHNE STEUERMANN

weil sich ein nackter polizist keine pistole in die tasche stecken kann, machte es auch der frankfurter kripo spaß, mal bulle zu spielen

auf den ersten Blick. Ein freundliches, etwas schwammiges Gesicht, schüttere, angegraute Haare. Und die Maletzke mochte recht haben, der sah nach einem leckeren Konto aus: offensichtlich teurer Maßanzug, Brillantring am Finger, alles an ihm wirkte irgendwie kostbar. Der Kommissar kam sich sogleich ein wenig schäbig vor in seinem Peek & Cloppenburg-Jackett, obwohl es – dafür sorgte schon seine Frau – fast auf dem letzten modischen Stand war.

„Mein Name ist Hirschmann", sagte der Herr und deutete eine kurze Verbeugung an.

Schygulla hielt ihm die Hand hin: „Guten Tag, Herr Hirschmann, was kann ich für Sie tun?"

Als sie sich die Hand gaben, als sie sich setzten, als Herr Hirschmann zu reden begann, da dachte der Kommissar: Selbstsicher ist er schon, das hat die Maletzke richtig beobachtet, aber ich finde, er ist ein wenig zu betont selbstsicher. Außerdem hat er feuchte Hände.

„Darf ich vielleicht vorher noch etwas zu meiner Identität bemerken", sagte Herr Hirschmann, „ich betreibe in Frankfurt und Hanau fünf Tabakläden."

Schygulla erinnerte sich: „Hirschmann, richtig, eins ist in der Münchner Straße, stimmt's? Ein schönes, großes Geschäft."

Herr Hirschmann lächelte geschmeichelt. „Gehen alle ganz gut."

Man sieht's, dachte der Kommissar, und er fragte: „Handelt es sich um einen Ladendiebstahl?"

Herr Hirschmann schüttelte den Kopf. „Nein, nein, ich bin in meiner Wohnung bestohlen worden, auf das gemeinste bestohlen worden. Von einem Gast", sagte Herr Hirschmann und seine Stimme zitterte. „Deshalb muß und will ich Anzeige erstatten."

Recht so, klar, dachte der Kommissar, immer zu, und wartete.

„Das will ich hiermit tun", sagte Herr Hirschmann.

Der Kommissar nickte: „Herzlich gern. Nehmen wir gleich mal das Protokoll auf. Ich rufe meine Sekretärin ..."

Herr Hirschmann hob erschrocken beide Hände: „Nein. Sie werden verstehen – ich kann wirklich nicht – ich muß Sie sehr bitten ..."

Aha, nun kommt die Katze aus dem Sack, dachte Schygulla. Von der Selbstsicherheit des Tabakhändlers war nicht mehr viel zu spüren. „Ich verstehe noch gar nichts", sagte er, „da müssen Sie mir schon ein wenig mehr berichten."

„Gewiß, natürlich. Also, die Sache ist die, daß ich den Namen dieses Gastes nicht kenne, das heißt, der Name, den er mir nannte, ist offenbar falsch und die Adresse, die er mir angab, gibt es nicht."

Schygulla lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Arme über der Brust.

„Woher kannten Sie denn diesen ..." er machte eine kleine Pause „... Gast? War es eine geschäftliche Verbindung?"

„Nein, nein", sagte Herr Hirschmann schnell, „mehr eine flüchtige Bekanntschaft. Dieser Mensch und auch seine Frau haben eigentlich einen sehr guten Eindruck auf uns gemacht, zunächst."

„Von der Frau haben Sie noch gar nichts gesagt."

„Ja, es war ein Ehepaar – oder wenigstens gaben sie sich als solches aus."

„Wo haben Sie die beiden denn kennengelernt?"

Herr Hirschmann starrte auf den Aktenberg, die Hände hatte er zwischen den Oberschenkeln gefaltet, so als bete er. „Darf ich Ihrer absoluten Diskretion sicher sein?"

Ehe es mich zerreißt vor Spannung, dachte Schygulla, nun rück schon raus damit, „Sie dürfen, Herr Hirschmann, ich bin schließlich kein Reporter, sondern Kriminalbeamter."

Da gab sich der Kaufmann einen Stoß: „Wir haben sie über eine Anzeige kennengelernt."

Nun ist der Groschen gefallen, glaub' ich, dachte Schygulla, mal sehen, ob ich recht habe. Er sagte: „Aha, über eine Anzeige. Was – wie soll ich sagen – wünschten Sie denn, was hatten Sie annonciert?"

Herr Hirschmann wippte mit den Beinen: „Nun, es muß ja wohl sein. Also wir hatten ein gleichgesinntes Paar gesucht für – wie wir es in der Anzeige formuliert hatten – tabufreie Geselligkeit." Sein Blick hielt dem des Kommissars nicht länger stand, sein Gesicht wurde verblüffend schnell sehr rot. „Sie wissen schon ..."

Und ob ich Recht hatte! dachte Schygulla. Sachlich sagte er: „Ich verstehe." Und er glaubte noch etwas hinzufügen zu müssen, denn er verstand Herrn Hirschmann wirklich. „Wir sind schließlich alle Menschen."

Eine saublöde Floskel, die ihm sogleich peinlich war, aber sie erfüllte ihren Zweck. Der Tabakhändler blühte förmlich auf und fand fast wieder zu seiner alten Selbstsicherheit zurück.

„Meine Frau und ich – wissen Sie – eine gewisse Langeweile – lief alles nicht mehr so recht – ich hatte zufällig dieses Magazin in die Hand bekommen mit diesen Anzeigen – und da, wie gesagt, kam uns dieser Gedanke ..."

„Was war das für ein Magazin?"

„So ein Pornodings halt. Es heißt *Happy Weekend.* Da sind eine Menge solcher Kontaktanzeigen drin."

„Und dort haben Sie Ihre Anzeige aufgegeben, auf die das bewußte Paar antwortete?"

„Richtig." Herr Hirschmann verfärbte sich von neuem: „Wir haben uns für die beiden entschieden, weil ihr Brief eigentlich sehr vertrauenserweckend klang."

„Kann ich den Brief haben?"

Der Kaufmann nickte und beugte sich hinab zu seiner Aktentasche, die er an seinen Füßen abgestellt hatte, dabei sagte er: „Er ist gewissermaßen etwas obszön, aber gepflegter als die anderen, wenn ich mal so sagen darf." Dann tauchte er wieder auf, immer noch mit gerötetem Gesicht, aber das konnte ja nun auch vom Bücken sein, und reichte Schygulla ein Kuvert. „Hier ist das Magazin drin, der Brief und auch Fotos von den beiden, die sie mitgeschickt haben."

Der Kommissar schnalzte leise mit der Zunge: „Sehr gut, das bringt uns doch schon ein Stück weiter."

„Ich fürchte nein. Die Gesichter sind auf den Fotos nicht zu erkennen."

Nun mußte der Kommissar lachen, ob er wollte oder nicht. „Entschuldigen Sie." Aber es wirkte wie eine Erlösung auf Herrn Hirschmann, denn auch er mußte nun lachen.

„Also, wie war das nun, die beiden kamen zu Ihnen in die ...?" unterbrach ihn Schygulla.

„Ja, und wie gesagt, wir fanden sie sehr sympathisch. Wir haben zunächst einiges zusammen getrunken und – na ja – dann ist es halt zu der tabufreien Geselligkeit gekommen."

Und war's schön? wollte Schygulla fragen, verkniff es sich aber, grinste auch nicht, obwohl ihm danach zumute war.

„Und wann ist das mit dem Diebstahl passiert?"

„Hinterher, mitten in der Nacht. Plötzlich hatte der Bursche eine Pistole und zwang damit mich und meine Frau ins Badezimmer, wo er und seine Begleiterin uns fesselten. Als wir uns später befreien konnten, da waren die beiden verschwunden und alles, was wir in unserer Wohnung an Wertgegenständen hatten."

Herr Hirschmann holte aus der Innentasche seines Jacketts einen gefalteten Briefbogen und reichte ihn Schygulla. „Hier ist eine Aufstellung der gestohlenen Gegenstände." Eine lange Liste. Schygulla überflog sie. 9000 Mark Bargeld las er, eine Münzsammlung, einige Bilder, viel Schmuck. Am Ende der Liste stand: Gesamtwert etwa 80 000 Mark. Das war ein Hammer!

„Ganz schöner Schlag ins Kontor." sagte der Kommissar, er überlegte einen Augenblick und faßte dann zusammen: Das übergebene Material werde er sorgfältig auswerten, bei Rückfragen werde er sich gegebenenfalls telefonisch an Herrn Hirschmann wenden. Dieser gab ihm seine Karte und bat nochmals eindringlich darum, ihn soweit wie möglich da raus

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 158)



„Cunnilingus, Masturbation, Fellatio . . .“



artikel von **RUDOLF BRAUNBURG** Anflug auf Köln-Bonn. Häuschen, Bäumchen, Wahner Heide. Du hast Fahrwerk und Klappen gefahren und dich für die Radarführung bedankt – da flutscht aus heiterem Himmel ein Motorsegler an dir vorbei. Und du, acht muntere Nordatlantiknachtstunden auf dem Buckel, erlebst wieder mal die große Schrecksekunde. Eine geschockte Nebennierenrinde stößt dir freigebig Adrenalin ins aufgepeitschte Blut; du weißt wieder einmal, wofür du dein Geld kriegst.

Der Pilot des Motorseglers winkt dir noch freundlich zu, während du deine chaotisierten Sinne sammelst und auf eine Bumslandung

ILLUSTRATION DAN FERN



KREUCHT UND FLEUCHT

konzentrierst, die zwar nicht im Sinne einer optimistischen Luftfahrtwerbung, aber immerhin noch sicher ist: geschafft! Und der Privatpilot dreht weiterhin in bester Laune seine Schleifen; es ist Samstag und gutes Wetter, Wochenend und Sonnenschein! Wäre es zu dem gekommen, was man dezent als kritische Begegnung mit anschließender Sonderreise der Unfallkommission bezeichnen könnte, so hätte nur einer schuld: der Kapitän des radargeführten Jumbos. Das Land, in dem dies möglich ist, heißt Deutschland. Zwar ist es nicht das einzige, aber immerhin dasjenige Land, in dem derartige gesetzmäßige Abstrusitäten an

der Tagesordnung sind. Denn so liegen die Dinge: In den *Notams,* den Notices for Airmen, in denen aktuelle, aus dem Rahmen fallende Änderungen auf Flughäfen und Luftstraßen angezeigt werden, steht für Köln-Bonn deutlich vermerkt, daß zur Zeit des Anfluges ein Motorsegler-Wettbewerb stattfindet und daß bei Sichtflugbedingungen mit entsprechendem Verkehr im Anflugsektor zu rechnen ist. Die Besatzung war also informiert. Zusätzlich hat Köln-Bonn-Radar gewarnt: „Vorsicht, Jumbo-Sowieso, wir sehen zahlreiche, unidentifizierte Flugobjekte in Ihrer Zwölfuhr-Voraus-Position, Höhe unbekannt!"

Verzeihung, wird jetzt der Leser fragen – wozu habt ihr eigentlich eure Radarausrüstung?

Gewiß, Köln-Bonn-Radar hat Radar – das sagt schon der Name. Doch was nur die wenigsten wissen: Ein radargesteuerter Anflug schützt nicht vor Zusammenstößen mit Motorseglern, Luftschiffen und Gasballons. Denn Radar trennt nur alle unter Instrumentenflug-Bedingungen fliegenden Verkehrsflugzeuge und sorgt für die Staffelung bei der Landung. Herrscht beste Weitsicht, so steht es jedem unkontrollierten Privatflieger frei, sich nach Herzenslust zu tummeln. Vorausgesetzt, das Gebiet, in dem er sich tummeln will, ist offiziell dazu freigegeben worden. Bei Wettbewerben und ähnlichen Veranstaltungen ist auch die unmittelbare Umgebung großer Flughäfen betroffen. Ein typisches Beispiel ist Hannover zur Zeit der Messe und der Luftfahrtschau.

Die Funktion des Anflugradars besteht lediglich in unverbindlichen Warnungen, die keinen Anweisungs-Charakter haben. Es bleibt dem Kapitän überlassen, bei Nichtsichten des „unidentifizierten Objekts" einen Ausweichkurs vom Radar zu verlangen. Der würde sofort erteilt werden. Aber der Linienpilot muß einfach darauf bauen, daß die Privatpiloten über die Gefahren im Anflugsektor belehrt sind und sich nicht in seine Flughöhe wagen. Denn würde er bei jeder Radarwarnung einen Ausweichkurs fliegen, so geriete das gesamte Weltflugnetz hoffnungslos durcheinander. Schon beim Anflug auf Hamburg-Fuhlsbüttel durchquert man am Wochenende notwendigerweise den Segelflugbereich der Schwarzen Berge bei Harburg; wollte man hier bei jeder Warnung ausweichen, so käme man nie zur Landung. Das gleiche gilt in München für die amerikanischen Hubschrauber und bei Frankfurt für die Egelsbacher Sportflieger. Mach' einer was.

Bei Sichtflugbedingungen hat der Kapitän eines Jumbos nach den altvertrauten Straßenverkehrsregeln rechts vor links auszuweichen. Zusätzlich gilt, daß das weniger wendige Luftfahrzeug Vorfahrt hat. Also: ein Heißluftballon hat Vorfahrt vor einem Zeppelin. Ein Zeppelin hat Vorfahrt vor einem Segelflugzeug. Ein Segelflugzeug hat Vorfahrt vor einem Motorflugzeug. Folglich ist der Jumbo-Kapitän schuld, wenn er beim Radaranflug auf Köln-Bonn oder Tahiti-International ein Segelflugzeug rammt; man muß das zweimal lesen, um es zu glauben.

•

Am Wochenende ziehen sie hinaus auf die Sportflugplätze – die Cessna- und Piper- und Beechcraft-Fans; wer wollte ihnen ihre Flugleidenschaft verübeln? Fühlt sich schon der Wochenendfahrer in seiner Freiheit eingeschränkt, wenn er nicht nach seinem Willen vom fahrbaren Untersatz Gebrauch machen kann – wieviel mehr erst der Piper-Pilot! Weil ich selber ein Freiheitsfanatiker bin, plädiere ich für diese Sportflieger. Doch die Flugleidenschaft allein tut's halt nicht. Da gibt es zum Beispiel so komplizierte Interna wie die Definition für einen Sichtflug. Am Start- und Zielflughafen sorgen Meßgeräte für die entsprechenden Werte und Entscheidungshilfen. Wie aber sieht es über dem Westerwald, in den Tälern der Voralpen, im nebelreichen Küstengebiet von Schleswig-Holstein aus? Da gondeln, scheppern und gurken sie nun durch die Gegend, die Wochenendpiloten ... Umkehren, bloß weil da so eine heimtückische Wolke im Flugweg hängt? Hindurch! Auch wenn dahinter der Anflugsektor von Nürnberg, Bremen oder Stuttgart voller Jumbos hängt!

In den tiefziehenden Wolkenschlieren über Westerwald oder Wesertal traute ich mich oft nicht, zu entscheiden, ob die Horizontalsicht nun drei oder 30 Kilometer beträgt. Nichts ist so schwer, wie Entfernungen zu schätzen, wenn feste Bezugspunkte fehlen. Was selbst mich nach 20jähriger Flugerfahrung in die größte Verlegenheit bringt, scheint sich jeder Wochenendpilot ohne weiteres zuzutrauen. Und wenn er schließlich merkt, daß es mit den Wetteraussichten in Flugrichtung mulmiger wird als in einem Hitchcock-Krimi, muß er unter Umständen feststellen, daß es hinter ihm noch mulmiger geworden ist: Die Falle klappt zu. Dann kommt es zu jenen Unfällen, von denen die Unfallstatistik des Luftfahrtbundesamtes voll ist. Bezeichnenderweise sind immer jene Piloten die Opfer, die ihre Fähigkeiten überschätzt hatten.

•

Der vollbesetzte, planmäßige Jumbo nach Chicago steht an der Startbahn. Keine Maschine im Anflug. Die Crew wundert sich, weshalb die Startgenehmigung nicht erfolgt. Da ertönt eine Stimme aus dem Äther: „Hallo Frankfurt, ssziss isszz Delta Alpha Mike. I am ova ssiehh Autobahn. Request instruktienss." Sieh da: Der Grund für die Startverzögerung bewegt sich mitten durch den Startsektor; die cleveren Radarleute haben dieses Desaster längst vorausgesehen und den Start des planmäßigen Jumbos verzögert. Jetzt versuchen sie, dem Privatpiloten klarzumachen, daß er sich *vor* Einflug in den Nahverkehrsbereich von Rhein-Main anzumelden habe, nicht, wenn er schon „ova ssiehh Autobahn" sei. Der arme Pilot bemüht sich redlich. Seine Schwierigkeiten liegen nicht zuletzt auf dem sprachlichen Sektor. Rhein-Main versucht, dem Mann einen Kurs zu geben, der ihn aus dem gefährlichen Startsektor hinausbringt: „Steer heading 220 immediately!!"

Wenn das gelassene Rhein-Main schon „immediately" sagt. Auweia! Aber der arme Hund von Wochenendler weiß nichts anderes zu erwidern als: Say egeeehhhn, say eegeeehn!

Die seltsamen Gebräuche moderner Luftfahrt verwirren ihn ganz offensichtlich. Bis er begriffen hat, was die Stimme aus dem Kopfhörer von ihm will, sind einige Minuten vergangen. Das können einige Minuten zuviel sein.

Die seriösen Fliegerschulen wehren sich, mit Recht, gegen die Verallgemeinerung derartiger negativer Beispiele. Sie bilden gewissenhaft aus; sie wehren sich gegen schwarze Schafe. Aber man braucht nur die Anzeigenseiten der Flugzeitschriften zu studieren, und es wird einem klar, daß in dem Überangebot von Flugschulen sehr viele schwarze Schafe sein müssen.

Und ich erinnere mich meiner eigenen Situation: Anfang der fünfziger Jahre, als den Deutschen noch immer das Fliegen in Motorflugzeugen verboten war, machte ich meinen Segelflugschein neu. Ich brauchte dazu einen einzigen Überprüfungsflug: Und ich weiß bis heute nicht, wie ich dieses höchst komplizierte Segelflugzeug gelandet habe. Mir half nach Kräften ein Lehrer, der mich von der Luftwaffe her kannte. Aber ich frage mich heute, was aus den anderen geworden ist, die in der gleichen Weise ihren Schein erneuerten und anschließend keine Ausbildung bei der Lufthansa erhielten.

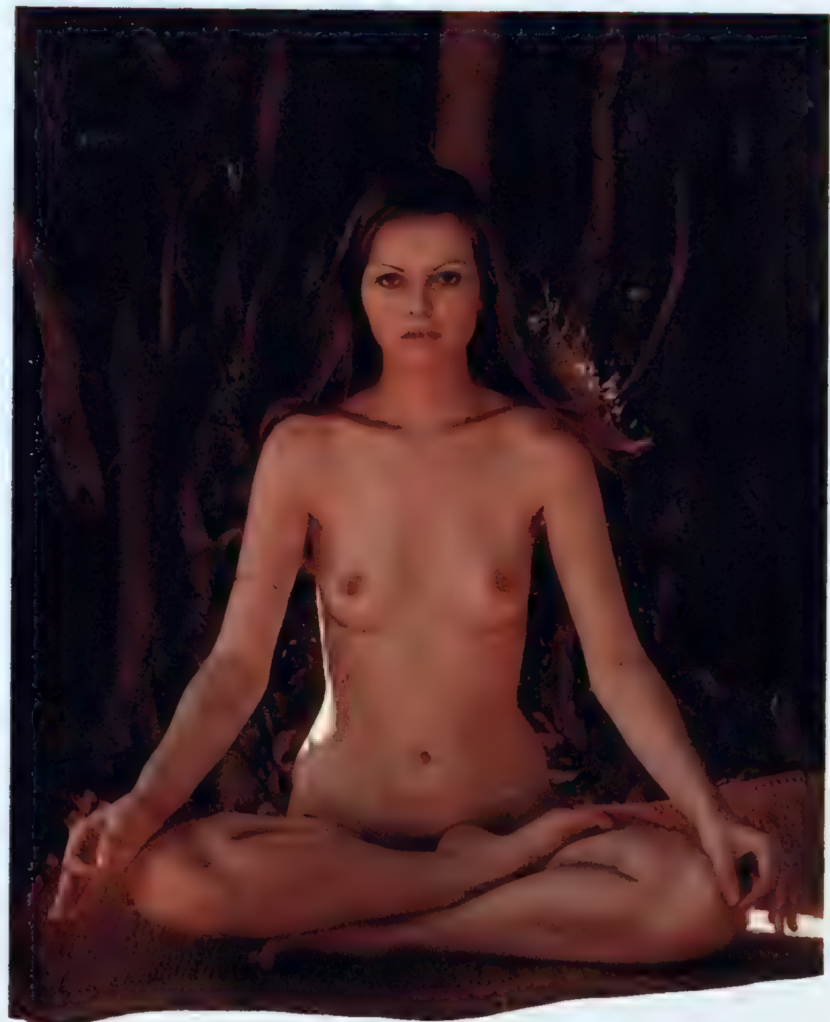
Nicht derjenige, der die teuerste und exklusivste Flugschule am Alpennordrand besucht hat, ist ein guter Privatpilot, sondern derjenige, der nach dem Erhalt des Scheins trainiert, trainiert, trainiert.

Und wieviel Flugstunden, glauben Sie, sind jährlich nötig, um die Sportflieger-Lizenz zu erhalten? 100, 200?

Pro Jahr ist überhaupt nichts nötig. Die deutsche Luftfahrtgesetzgebung schreibt 20 Flugstunden innerhalb von zwei Jahren vor. Und da wundert sich der B-747-Kapitän, wenn ihm im Sinkflug auf Köln

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 172)

SO STRENG SIND DORT DIE BRÄUCHE

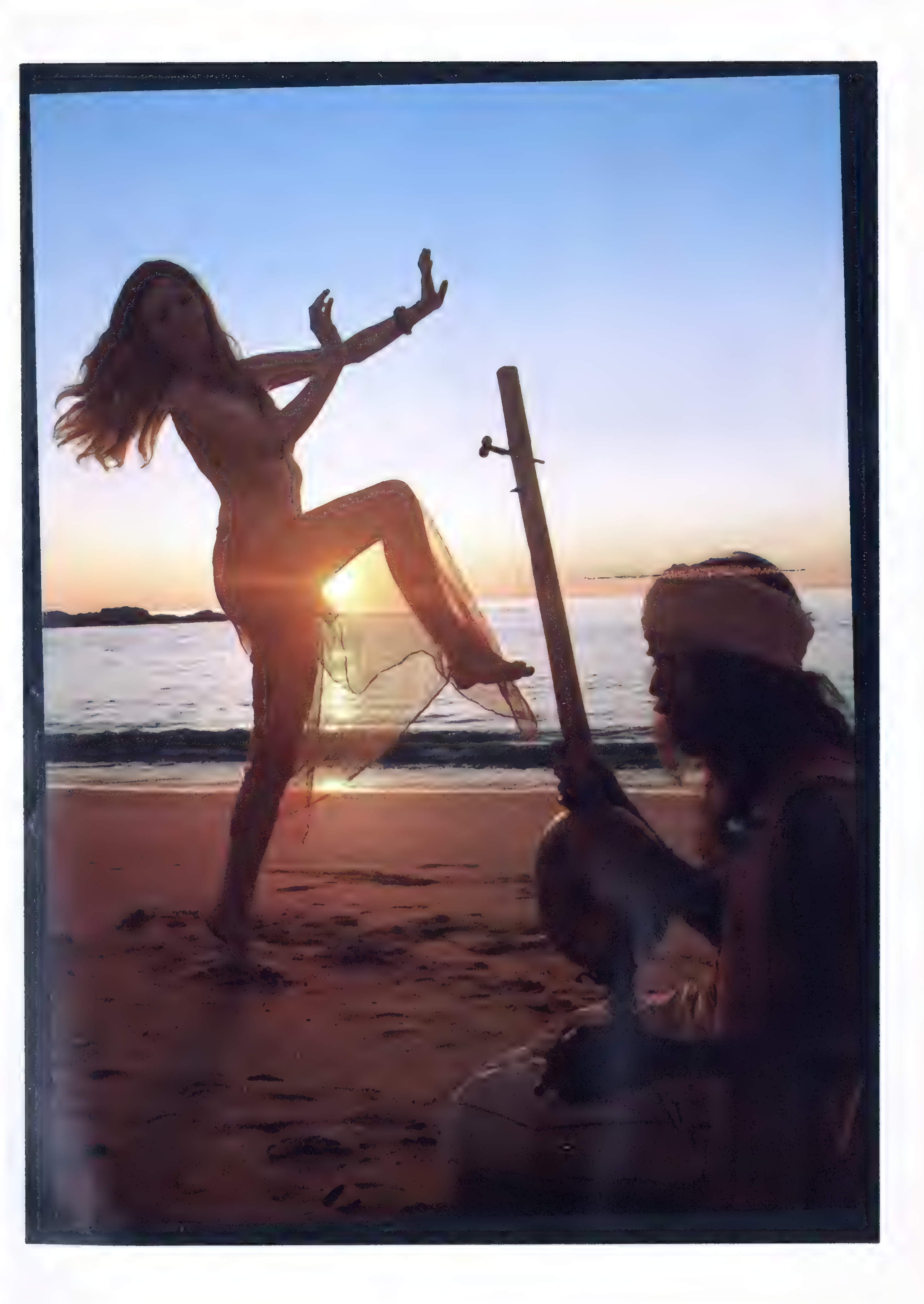


Erinnern Sie sich noch an Mascha Rabben? Mascha, das Fotomodell. Mascha, die Schauspielerin bei Fassbinder. Es war ein Leben, um das sie viele beneidet haben. Aber glücklich ist Mascha Rabben nicht gewesen. Sie hat in Kommunen neue Lebensformen probiert, und eines Tages ist sie einfach verschwunden, nach Indien. Heute hat Mascha einen neuen Namen. Chetana. Sie lebt in einem Kloster bei Bombay und versucht, eine Verheißung sinnlich zu erleben: Tantra-Yoga.



FOTOS GUIDO MANGOLD

Nach einer indischen Miniatur: Chetana als Tempeltänzerin, die für ein Liebesritual parfümiert wird – die Stirn mit Sandel, die Brüste mit Patschuli, die Muschel mit Moschus. Dann tanzt Chetana als Schakti, die weibliche Gottheit der Schöpfung: „Was kann man anderes tun als lieben, sich öffnen?" In ihrem Ashram (Kloster) bei Bombay, aber auch am Strand von Goa, lebt Chetana nach den Regeln der Tantra-Schule. Sie will das Hier und Jetzt mit allen Fasern erleben, ihr eigenes Kunstwerk sein. Ein Sadu, ein Gottsuchender, singt eine magische Formel: Schaktis Tanz als göttliche Ekstase.



Die Lotusblüte ist in Indien Symbol für das Herz des Universums. Mit ihm will sich der Tantra-Yogi vereinigen. Chetana lebt sinnlich und liebt mystische Dichter:



„Fühl die Wellen deines Körpers. Welch herrlicher Glanz strahlt herüber vom Meer. Muschelhörner und Glocken erschallen. Khabir sagt: Seht, Brüder, Gott selbst ist im Gefäß meines Körpers."



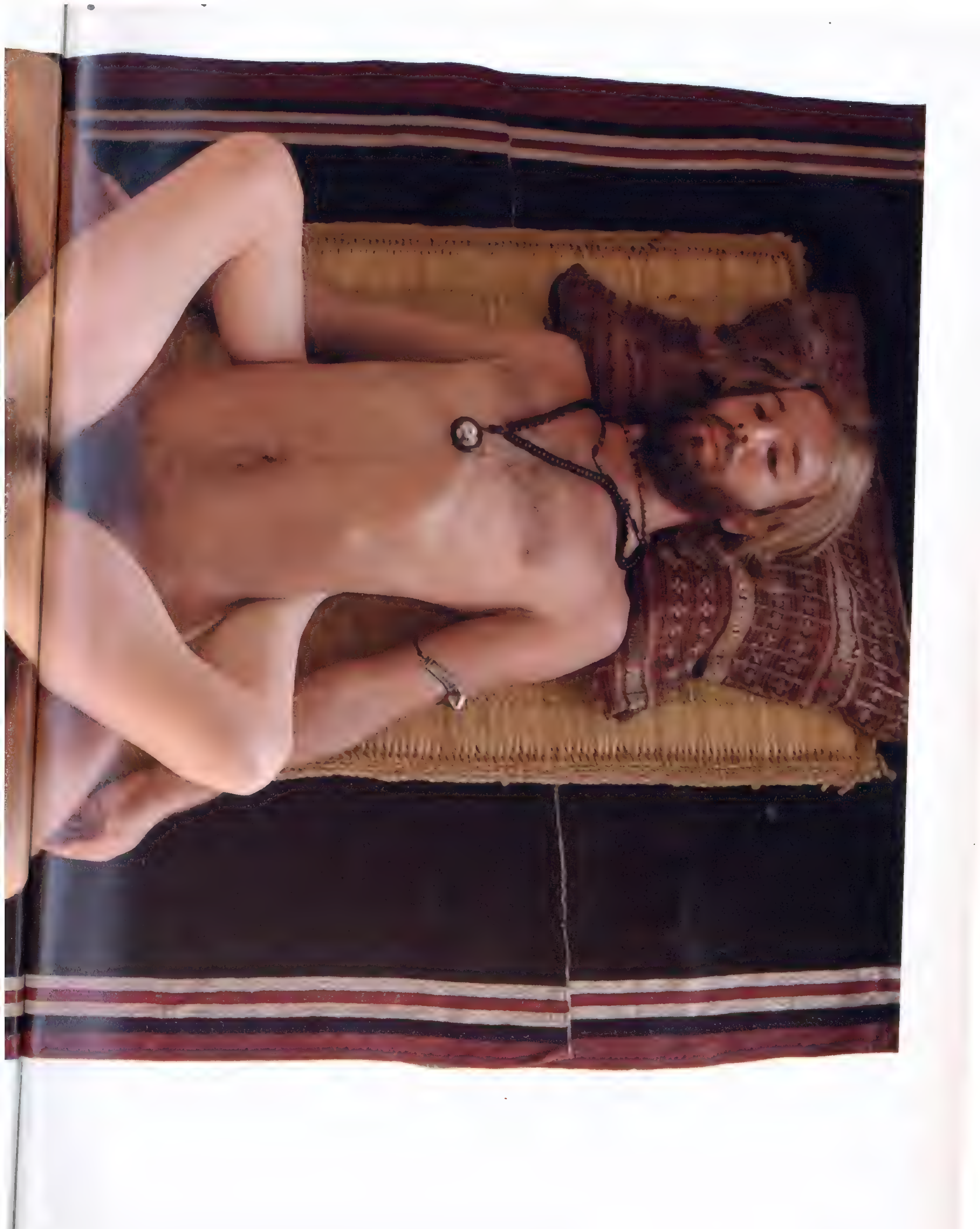
Sex ist die Quelle, Gott benutzt ihn für die Schöpfung. An indischen Tempeln findet man Bilder einer Hohen Schule der Liebe. Auch Chetanas Guru spricht davon: Sex ist höchste Entspannung – beide Partner schmelzen ineinander und füllen einander mit Energie. Es wird ein Kreislauf. Nichts geht verloren.





Die körperliche Liebe ist die einzige reale Erfahrung, die uns in die Nähe eines höheren Bewußtseins bringt.





ALS KIND TRÄUMTE sie oft von einem Magier, der sie in eine Fee verwandelte. Heute glaubt sie, ihn gefunden zu haben. Die Schauspielerin Mascha Rabben hat alles hinter sich gelassen, was sie mit ihrem früheren Leben verband: Namen. Land. Männer.

Mascha Rabben heißt jetzt Chetana. Sie lebt und meditiert in einem Ashram (Kloster) in der indischen Provinz Maharaschthra. Der Guru, auf den sie hört, heißt Bhaswan (Gott) Rajneesh.

Sie traf ihn in einem Hochhaus in Bombay und fiel ihm spontan zu Füßen. Er versprach ihr die Weihen mystischer Erkenntnis und gab ihr einen indischen Namen. Mascha mußte drei Stunden heulen, „als mir klar wurde, wie falsch alles war, was ich bisher geglaubt und getan habe". Dann lachte sie „fast eine Woche lang", als sie erkannte, daß das „Ich, für das wir uns alle so mühsam abstrampeln, eine Illusion ist, die uns daran hindert, wirklich zu leben".

Ihr Guru, Rajneesh, in Indien wegen seiner liberalen Schriftauslegung umstritten, führt sie durch das tückische Psycho-Terrain. Chetana hat sich ihm anvertraut. „Ich gehe mit ihm, so weit ich mit ihm gehen kann – ein Stück oder ins Grenzenlose."

Chetana hat, als sie noch Mascha hieß, lange nicht gewußt, welchen Weg sie gehen sollte. Sie hat gelebt, intensiv gelebt. Ihre Arbeit als Fotomodell und ihre vielen Filme – *Deadlock* von Roland Klick, *Salome* von Werner Schröter, *Welt am Draht* von Fassbinder, *Die letzten Tage von Gomorrha* von Helma Sanders – sieht sie heute als „mehr oder weniger wichtiges Beiwerk: Eigentlich ging es immer nur um die Liebe. Lieben und geliebt werden, den dauernden Thrill im Leben zu finden." Von bürgerlichen Vorstellungen ließ sie sich weniger als andere behindern.

„In der Ablaß-Kommune in Hamburg oder in der Münchner High-fish-Kommune haben wir versucht, überholtes Rollenverhalten zu ändern, aufzuhören mit Privateigentum und eingefrorenen Zweierbeziehungen. Es war schwierig, aber es funktionierte eine Zeitlang ziemlich gut. Natürlich war mal das Kleid nicht da, das man gerade anziehen wollte, oder es gab Ärger mit dem Abwasch. Es entstanden auch mal Eifersüchteleien. Aber schiefgegangen ist es eigentlich nur durch Einflüsse von außen." Zu viele Freunde. Zu viele Schlagzeilen.

„Der Fehler war einfach, daß wir damals zu viel an die Gesellschaft gedacht haben, die wir verändern wollten, und zu wenig daran, uns selbst zu verändern." Mascha meint heute, daß sie eigentlich „immer nur bewundert werden wollte. Wirklich zu lieben war eine Belastung, denn das bezog zuviel Verantwortung ein. Und letztlich war das, was wir für Liebe hielten, ein Tauschgeschäft: Machst du mich zum Prinzen, mache ich dich zur Prinzessin. Unsere Gefühle sind verkorkst, deshalb ist unsere Gesellschaft verkorkst."

Mascha hat den totalen Absprung gewagt: „Was hat man eigentlich von Karriere und Geld? Am Ende ist man dann so weit wie der Millionär, den ich mal in Paris erlebte. Der kriegte auf die alten Tage seinen Kick, indem er in einem vornehmen Restaurant Gläser stahl. Man ließ ihn gewähren. Die Zeche, die er zahlte, war groß genug."

Eine LSD-Erfahrung – „unter Aufsicht einer Psychologin" – trug dazu bei, daß Mascha glaubte, besser durchzublicken: „Unsere Umwelt, das sind wir selber." Heute hält sie Drogen für eine ziemlich gewaltsame und gefährliche, vor allem aber die niedrigste Methode, sich tiefere Erkenntnisse zu verschaffen. Drogen hat Mascha heute nicht mehr nötig. Ihr Guru Rajneesh ist für sie und rund 15 000 andere Schüler „Super-LSD". Er gilt als „erleuchtet" und strahlt auf seine Anhänger eine solche Faszination aus, daß sie aus vielen Ländern in sein Ashram kommen und auf der Suche nach Selbstverwirklichung an strapazierenden Gruppenübungen teilnehmen, langsame japanische Tai-Tschi-Übungen machen oder sich im Rhythmus von Sufitänzen bewegen.

„Er kann wunderbar reden", schwärmt Mascha. „Es ist ein Trip, ihm morgens bei Sonnenaufgang im Vortragsraum zuzuhören." Zur Zeit übersetzt sie eines seiner Bücher: *Der Weg der weißen Wolke.* In ihr Tagebuch hat sie zwei Rajneesh-Fotos eingeklebt – vor und nach seiner Erleuchtung, die er mit Anfang 20 hatte. Auf den Fotos sieht man erst einen gedrückten, grübelnden Intellektuellen, dann einen selbstbewußten Lehrer, der Vertrauen ausstrahlt. Rajneesh, der Guru, sieht sich auf einer Stufe mit Buddha, Mahavir oder Christus. Er will sein Wissen weitervermitteln. Sein Ashram ist in den letzten Jahren schnell gewachsen. Heute ist es so groß wie eine mittlere Privatuniversität. Die Rajneesh-Foundation betreibt einen Verlag und Zweigstellen in vielen Ländern. Auf der Autostraße von Bombay nach Rune wirbt sie mit einem drei Meter hohen Bild des Meisters. Einer der Wege, in denen der Guru seine Schüler unterweist, ist Tantra-Yoga, eine Technik, die heute auch in westlichen Ländern viele Anhänger hat.

Tantra, hat seine Wurzeln in vorgeschichtlicher Zeit. Formen aus der Natur, die den männlichen und weiblichen Geschlechtsorganen ähnelten (Lingam und Yoni), wurden als Gottheiten verehrt, Rituale um phallische Felsen und vaginale Höhlen oder Wasserlöcher waren Ausdruck religiöser Vorstellungen. Fast alle asiatischen Religionen haben Tantra beeinflußt. Mittel, die die Psyche des Schülers verwandeln und zur Erkenntnis führen sollen, sind die Beherrschung des Körpers (Hatha-Yoga), Sitzhaltungen (Asanas), Atemtechniken (Prana-Yama), magische Zeichen (Yantra), kosmische Laute (Mantra), Gesten (Mudra), Rituale, Meditationen und Visualisierungen. In manchen Tantra-Schulen werden Novizen durch einen symbolischen oder wirklichen Geschlechtsakt initiiert. Die langanhaltende Ekstase der sexuellen Vereinigung ist für den Tantra-Adepten Sinnbild der Vereinigung von Schiwa und Schakti, der männlichen und weiblichen Gottheit, und ein Weg, über sinnliches Erleben die Glückseligkeit göttlichen Einsseins zu erfahren.

Chetanas Guru lehrt: Das Individuum ist ein Bündel von Ängsten, Ambitionen und Neurosen, die durch die Lebensumstände entstanden sind. Die Auflösung der Panzerungen des Ichs macht frei für das totale Erleben des „Hier und Jetzt" der Schöpfung als Ausdruck göttlicher Ekstase. Chetana, die früher Mascha hieß, hat dieses totale Erleben gefunden. Aus der Tiefe ihrer Klause leuchtet magisch ein weißes Gesicht. Chetana, im Lotussitz, hat eine Pfefferminzmaske aufgelegt. „Das belebt unwahrscheinlich." Die Bilder an den Wänden sind eigene Werke: psychedelisch zerfließende Aquarelle, Liebespaare in Sphärenlandschaften, geschlechtslose Astralkörper in schwereloser Umarmung. „In der höchsten Verwirklichung sind Mann und Frau eins. Ich suche in dem Mann, den ich liebe, den männlichen Teil meiner Seele", sagt sie.

Chetana hat sich entspannt auf den Rücken gelegt. Sanyassis (Schüler) in orangefarbenen Roben kommen und gehen ohne umständliches Begrüßungs- und Abschiedsritual.

Ein kurzgeschorener Junge aus Glasgow, der die Safran-Robe kunstvoll in eine Art Harlekinskostüm verwandelt hat, tanzt mit einer Querflöte vor der lichtüberfluteten Tür. „I am high on a feeling." Chetana fließt in die Musik. Ein hünenhafter Holländer mit schönem Vollbartkopf läßt magnetisch seine Hände über ihrem Gesicht kreisen. Ein hingegebener Novize in noch steif wirkender Kutte und der Harlekin massieren die Nervenzentren in Chetanas Füßen, schütteln feierlich die Hände aus wie Hohepriester bei einem Ritual. Alle atmen in einem Rhythmus. Die Hände kreisen über Chetanas Solarplexus, ein Finger berührt die Mitte ihrer Stirn, dem Sitz des „dritten Auges". Chetanas Gesicht ist gelöst, ihr Atem wird ekstatisch. Mascha denkt nicht mehr an gestern.



BONN: TRAU KEINEM ÜBER 28

artikel von **BRUNO MANZ** ALS INNENMINISTER Maihofer in Bonn zum Rücktritt aufgefordert wurde und um seinen Job kämpfte, beschäftigte sich in Frankfurt sein Staatssekretär gerade mit den Dingen, die einem jungen Mann mit 28 Jahren am Samstagabend Spaß machen: mit der Freundin zusammen sein, Jazz hören, fünfe gerade sein lassen. Endlich mal ein ruhiges Wochenende, dachte Andreas von Schoeler. Zu dieser Stunde konnte er nicht ahnen, daß die Abhöraffäre bekannt geworden war, die politischen Drähte heiß liefen, die Opposition seinen Chef abschießen wollte und im Innenministerium eine Art Krisenstab zusammengestellt wurde. Der junge Parlamentarische Staatssekretär saß in seiner Eschersheimer Eigentumswohnung und ärgerte sich



Wehner ist 70,
Genscher 50,
Bundeskanzler Schmidt 58.
Da grenzt es
fast ans Wunderbare,
wenn ein Twen
Staatssekretär wird.
Gestatten:
Andreas von Schoeler
ist der Name

über das Kaminfeuer, das nicht richtig in Schwung kam, weil die Holzscheite naß waren. Seine damalige Freundin Ulrike Holler (er hat sie im April geheiratet) hatte sich zum Ausgehen fertig gemacht. Man wollte in ein Jazzkonzert gehen. Hinterher noch ein Glas Wein in einer gemütlichen Pinte trinken. Zu dritt. Denn auch Besuch war gekommen – pünktlich: PLAYBOY-Mitarbeiter Bruno Manz. Noch einen Calvados auf den Weg – da läutete das Telefon. Es war 20.35 Uhr. Ulrike erhob sich von der grünen Samtcouch und ging nach nebenan. Man hörte ihr freundliches „Hallo!" Dann kam sie zurück. „Baum ist dran", sagte sie. „Dienstlich." Wenn Gerhart Baum, der zweite Parlamentarische Staatssekretär von Innenminister Professor Dr. Werner Maihofer, um diese Zeit aus Bonn anrief, konnte das nichts Erfreuliches sein.

Ulrike zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Decke. Eine junge Frau, schmal, zart, mit kurzer Streichholzfrisur und großen, sorgfältig herausgearbeiteten Augen. Selbständig. Emanzipiert. Engagiert. Beim Hessischen Rundfunk, wo sie als feste Freie arbeitet, nennt man sie gern „unsere Sozialtante", was sie nicht stört. Schließlich lernte sie über ihr soziales Engagement auch den Bundestagsabgeordneten von Schoeler kennen, als beide bei einer Podiumsdiskussion in Frankfurt für den Paragraphen 218 stritten. Kurz bevor er dann Staatssekretär wurde, kauften sie sich die Eigentumswohnung und zogen zusammen. „Da habe ich zum erstenmal erlebt, wie schwierig es heute noch ist, als Unverheiratete eine Wohnung zu finden."

Andreas von Schoeler telefonierte lange. Als er in das Zimmer zurückkam, wußte er, daß er die brisanteste Situation seiner kurzen Karriere als Staatssekretär vor sich hatte.

„Maihofer bekommt Schwierigkeiten. Der *Spiegel* erscheint am Montag mit einer Abhörstory. Darin wird der Minister angegriffen." Und Andreas von Schoeler erklärte seiner Freundin und dem Gast die Zusammenhänge um den Atomwissenschaftler Klaus Robert Traube, dem der Verfassungsschutz eine elektronische Wanze an den Schreibtisch geklebt hatte, um ihn abzuhören.

„Was passiert nun?" fragte Ulrike.

„Die treffen sich alle um zehn Uhr im Ministerium, um die nächsten Schritte zu beraten."

„Hat Baum gesagt, daß du kommen sollst?"

„Nein, er wollte mich nur informieren."

„Mußt du hin?"

Andreas von Schoeler zuckte mit den Schultern. Seine Stimme war leiser geworden. „Eigentlich kann ich auch nicht viel tun. Nur Material studieren, formulieren. Aber darum geht es nicht – das Ganze ist vor allem ein menschliches Problem." Er blickte auf die Uhr. Es war kurz vor neun.

An die Zeit mußte Ulrike auch gedacht haben. „Bis zehn schaffst du es nicht nach Bonn."

„Ich fahre anderthalb Stunden. Zu spät komme ich auf jeden Fall. Wenn sie nur kurz tagen, sind sie fertig, ehe ich da bin."

„Aber wenn es länger dauert?"

„Maihofer hatte heute einen langen Tag. Ich glaube, er wird es kurz machen."

„Hast du nicht morgen einen politischen Frühschoppen in Bad Hersfeld?"

„Ich könnte versuchen, einen Hubschrauber zu bekommen."

Beide schwiegen. Andreas von Schoeler blickte starr in die Glut des Kaminfeuers. Einen Moment lang machte er ein Gesicht wie ein Junge, dem die anderen beim Spielen die Murmeln geklaut haben. Dann sagte er plötzlich: „Andererseits können wir uns auch am Telefon absprechen."

„Dann telefoniere mit Baum. Sag ihm, daß du es zeitlich nicht schaffst und hier erreichbar bleibst."

Andreas von Schoeler nickte, dachte eine Weile nach. Dann gab er sich einen Ruck und stand auf. „Gut, ich bleibe."

Es war ein kurzer Entschluß, der mehr über einen jungen Politiker aussagt als seitenlange Psychogramme. Er blieb, wo er war. Das Für und Wider war erwogen, gewertet, entschieden. Kein jugendlicher Überschwang dräute oder gar eine blinde, emotionsgeladene Spontanaktion. Es gab kein vorschnelles In-den-Wagen-Springen, um in der schönen Treue der Nibelungen an der Seite des Herrn zu fechten. Nein, das war dann schon eher so etwas wie das Thema Beistand, als arithmetische Aufgabe mit Kreide an die Tafel gemalt. Eine Ethik, den Erfordernissen der Situation praktisch angepaßt. Was kann ich tun? Wo kann ich helfen? Wer braucht mich am dringendsten?

Zwischendurch noch schnell mal ein bißchen mit der Macht und ihrer Versuchung gespielt – Hubschrauber hin, Hubschrauber her –, ehe zum Schluß doch wieder das Selbstbewußtsein mit Nachdruck durchbricht. Und ein bißchen Trotz, vielleicht: Wenn ich auch erst 28 bin, schaut her, ich bleibe.

Wohlverstanden – dies alles muß in der Politik kein Fehler sein. Ungewöhnlich ist das für einen jungen Mann allemal, erfreulich aber auch. Es macht es nur nicht leichter, herauszufinden, wer dieser Andreas von Schoeler eigentlich ist. Ein alter Junger? Ein junger Alter? Ein fertiger Anfänger? Oder gar das Symbol des Triumphes über das politische Kleinkaro am Rhein?

Bisher ging es mit den jungen Politikern im alten Bonn jedenfalls so: Immer, wenn einer versuchte, den ganz großen Looping zu drehen, mußte er erkennen, daß er dem Sog der Macht (noch) nicht gewachsen war, und landete schließlich dort, wo ihn die Erfinder der Ochsentour am liebsten sahen: Hinterbank. Stilles Glück. Mit kurzem Weg zum Ausgang und langem Marsch zum Rednerpult.

Dabei müßte einer, der weiß, worauf's ankommt, nicht gleich Bomben unter das Bundeshaus legen und die verdammte Bürokratie in die Luft jagen. Oder in Ehrfurcht zerfließen vor den Hierarchern, die auf dem Olymp ihrer parlamentarischen Erfahrung mit Blitzen herumhantieren. Er müßte nur zur richtigen Zeit in der richtigen Partei das Richtige sagen – gedeckt von den richtigen Leuten. Dann könnte er schon mal eine Reihe Altgedienter am Rhein den Spaß an der Freud' verderben. Aber Andreas von Schoeler ist kein Spielverderber. Er wurde mit 28 Jahren auf die Sonnenbahn des Erfolges geschossen. Ohne zu drängeln. Ohne Frust. Ohne Intrige. Ohne die vielen Ich-geb's-auf-Seufzer. Und daß nur keine Mißverständnisse aufkeimen: Er hat auch noch seinen Spaß dabei.

Was ist also so Unerhörtes geschehen?

In einer Zeit, in der Führungskräfte über Zeitungsanzeigen gesucht werden, die Studium, Fremdsprachen, Lebens- und Berufserfahrung vorzeigen müssen und dabei nicht älter als 30 sein dürfen, entscheidet sich ein Student konsequent für die Politik und hat Erfolg. In einer Zeit, in der 30jährige Profi-Fußballer ans Aufhören denken, weil man sie für Großväter hält, in der Großväter mit 50 in der deutschen Politik als Nachwuchshoffnung und Newcomer gelten – in dieser Zeit wird in Bonn ein Endzwanziger Staatssekretär im Ministerium des Innern.

Wenn das hierzulande selbstverständlich wäre, geschenkt. Wenn man in der deutschen Politik als Neuling aufsteigen könnte, ohne erst den patriotischen Cocktail aus milder Ehrfurcht, sanftem Respekt und väterlicher Bewunderung geschlürft zu haben, dann wäre die Entwicklung des Andreas von Schoeler nur halb so exotisch. Dann würde man ihn auch nicht, nur weil er der Jüngste ist, wie einen bunten Paradiesvogel im Bonner Gehege bestaunen.

Für die Engländer gehört es zum Fairplay, daß David Owen mit 38 Jahren Außenminister wurde. Die Österreicher haben sich längst an die forschen Auftritte des gleichaltrigen Finanzministers Hannes Androsch gewöhnt. Immerhin: Bei den deutschen Sozialdemokraten mogelte sich der ehemalige Juso-Vorsitzende Wolfgang Roth mit 35 Jahren als Benjamin in den Vorstand. Karsten Voigt, 36, wurde als parlamentarischer Neuling stellvertretender Ausschußvorsitzender. Mit den *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 147)*

ILLUSTRATION: HESELER + HESELER



„Glauben Sie mir, meine Teuerste, das ist es, worum die Welt sich dreht“



DER MACHT MÜ



DE MUNTER

zeugung
und geburt eines
traumautos:
der neue BMW 733 i –
artikel von harald ertl



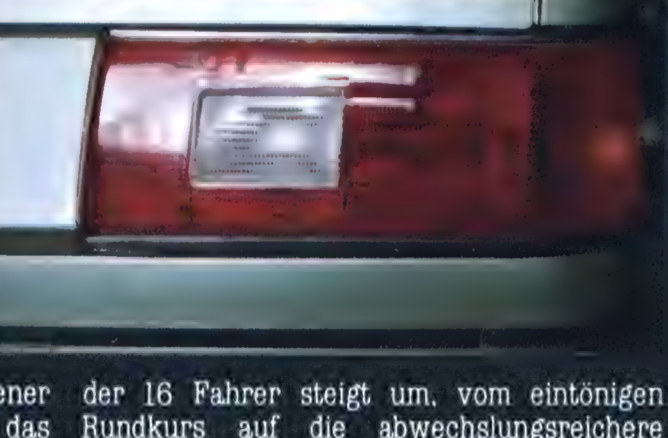


Optimal im Blickfeld: die Armaturen. Farbige Leuchtsymbole erleichtern die Klimaregelung bei Nacht. Die Heizungsklappen der 7er-Reihe werden pneumatisch betätigt





Auf Wunsch ohne Aufpreis: elektrisch verstellbare Einzelsitze hinten. Die Warmluftzufuhr in den hinteren Fußraum ermöglicht zwei getrennte Klimazonen

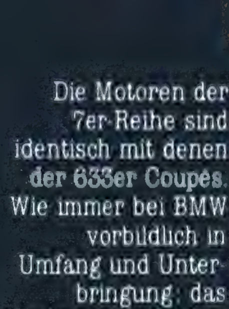


Die verformbaren Stoßstangen erlauben sanfte Kollisionen ohne bleibende Wirkung. Die stärkste Version der neuen BMW-Reihe: der 733 i, mit 197 PS aus 3210 ccm Hubraum

Fahrer unmöglich, den Rückweg aus eigener Kraft anzutreten. Die Zentrale schickt das Streukommando, das ohnehin ausgerückt ist, um die Piste wieder befahrbar zu machen. Über Funk tasten sich die Männer vom Salzkommando an den Bruchpiloten heran, der im dichten Nebel kaum auszumachen ist. Um 24.00 Uhr gibt's tatsächlich Suppe – Gulaschsuppe. 20 Minuten haben die Fahrer Zeit, das scharfe Zeug in sich hineinzulöffeln. Eine Kanne mit heißem Kaffee macht die Runde. 0.30 Uhr. Kurswechsel. Das Restteam der 16 Fahrer steigt um, vom eintönigen Rundkurs auf die abwechslungsreichere Handlingstrecke. Das bedeutet Zickzackkurs, Bodenwellen, Rüttelpiste, Kurven, langgeschwungen oder enggezogen. Und um 0.40 Uhr Neuschnee. Dicke Flocken bedecken innerhalb von Minuten die Strecke mit rutschigem Weiß, schütten die Grenze zwischen Fahrbahn und Auslauffläche zu. Trotz der veränderten Umweltbedingungen bleiben die Männer auf dem Gas. Der vorgegebene Schnitt muß eingehalten *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 168)*

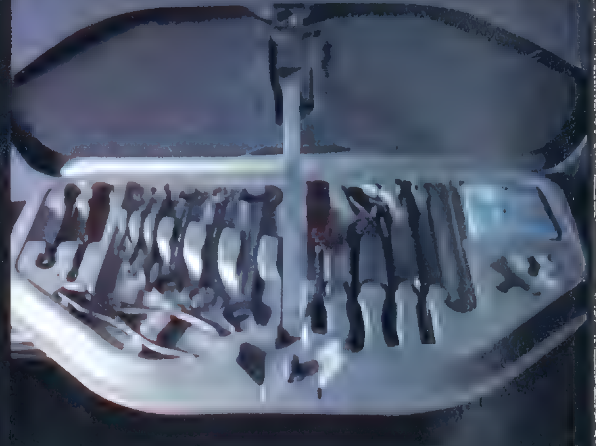
Das typische Erscheinungsbild der neuen BMW-Generation: die pfeilförmige Frontpartie mit Halogen-Doppelscheinwerfern. Vom Coupe übernommen: das Check-System.





Die Erkenntnisse des Motorsports kamen der schalenförmigen Sitzgestaltung zugute. Oberhalb der Armlehne befindet sich der Bedienungsschalter für die elektrisch justierbaren Außenspiegel.





Die Motoren der 7er-Reihe sind identisch mit denen der 633er Coupes. Wie immer bei BMW vorbildlich in Umfang und Unterbringung: das Werkzeug im Kofferraumdeckel.

Die erste Warnung kommt um 22.47 Uhr per Funk. „Aufgepaßt, Jungs! In einer halben Stunde ist die Suppe da." Die Suppe kommt schneller als erwartet. Genau um 23.04 Uhr. Naßkalter Februarnebel legt sich über das BMW-Testgelände in Ismaning bei München. Reduziert die Sicht auf wenige Meter. Das Karussell der 17 Prototypen der neuen 7er-Reihe beginnt sich langsamer zu drehen. Zusatzscheinwerfer flammen auf. Das stechende Rot der Nebelschlußleuchten spannt sich wie ein Leitfeuer um den 7,2 Kilometer langen Rundkurs. Um 23.20 Uhr die zweite Warnung aus der Zentrale, in der die Versuchsingenieure der Nachtschicht vor ihren Aufzeichnungsblättern sitzen. „Achtung! Glatteis bei Kilometer 5,7." Die Bestätigung kommt prompt. „Stimmt. Könnt ihr mich zur Halle schleppen?" Wagen Nr. 4, ein grüner 733 i, hat driftend die Bahn verlassen und steht irgendwo seitlich im Morast. Eine verbogene Vorderachs-Aufhängung und der knöcheltief weiche Boden machen es dem





ICH WAR GERADE vom Essen zurückgekommen. Es war ein ausgedehntes Essen gewesen. Ich hatte mir ein paar harte Drinks hinter die Binde gekippt und mochte jetzt, ehrlich gesagt, nicht arbeiten. Ich setzte mich hinter den Schreibtisch und beobachtete eine kleine, kugelrunde Spinne, die ihr bescheidenes Netz gleichmäßig um Ankerfäden wob, die sich wie Speichen eines Rades zwischen meinem Füller in dem Halter, der Lesebrille in dem Lederetui, dem Terminkalender in der Plastikhülle und dem Telefonhörer auf der grauen Gabel spannten. Wenn ich mich nun an die Arbeit machte, so würde ich zumindestens eine der Verankerungen kaputtmachen. Ich klammerte mich an diese Tatsache, weil sie für mich eine Entschuldigung war, nichts zu tun. Ich saß einfach eine Stunde lang auf meinem Stuhl und schaute zu, wie sie

HUREN NEST

erzählung von

ROBERT CHATAIN

aus spalten und fugen quollen sie hervor: blonde, schwarze, rote

von der Mitte ihres Gewebes einen endlosen Seidenfaden in immer größeren Kreisen nach außen zog. Ab und zu stieß ich auf – alkoholgeschwängerte Luft, die mein gequälter Magen nach oben preßte. Diese Rülpser waren laut, rundum ordinär, wahrscheinlich brennbar und möglicherweise giftig. Giftig? Ich wartete, bis ich es wieder in meinem Hals hochsteigen fühlte, neigte mich vor und rülpste geradewegs auf meine kleine, emsige Freundin. Sie wurde zwar nicht ohnmächtig, aber sie kam ein wenig aus der Reihe. Als sie ihre Arbeit wieder aufnahm, hatte das Netz eine ungehörige, ovale Lücke, durch die später so manche Beute entschlüpfen mochte. Ich

ILLUSTRATION GEORGE HIRSCH

kritzelte mit dem Bleistift auf einem leeren Firmenbriefbogen herum. Ich trommelte mit den Fingern auf der Schreibunterlage aus grünem Filz. Ich pfiff halbvergessene Melodien. Ich ließ Münzen auf der schwarzlackierten Eichenplatte kreiseln. Ich war drauf und dran, meinen Mantel zu nehmen und mich nach unten in die Bar zurückzuziehen, als endlich etwas passierte: Durch die Tür hörte ich Joyce kreischen und stand erleichtert auf, um zu sehen, was los war.

„Joyce sagt, daß sie gerade eine Nutte gesehen hat", erklärte Foss, als ich an seinem Schreibtisch vorbeiging, auf dem sich die fotokopierten und zusammengehefteten Adressenlisten stapelten.

„Eine Nutte?"

„Eine Nutte", wiederholte er.

„Eine Nutte? In unserem Büro?"

„Das hat sie gesagt." Foss wandte sich ungerührt wieder seinen Listen zu. Ihn konnte nichts erschüttern. Auch wenn ein Vulkan unter ihm ausbräche und Lava ins Büro flösse, würde Foss an seinem Schreibtisch ausharren und Briefumschläge adressieren. Es war beruhigend zu wissen, daß trotz allem das Leben in der Innenstadt ein gewisses Gleichmaß besaß.

Joyce stand neben ihrem Stuhl, als ob sie sich vor dem Hinsetzen fürchtete. „Ich habe eine gesehen. Ja, das habe ich", stieß sie hervor. „Da drüben bei der Wand neben der Garderobe!"

„Eine Nutte?" fragte ich.

„Ja, es war eine."

„Und woher wissen Sie, daß es eine Nutte war?"

Joyce war gekränkt. „Ich werde doch eine Nutte erkennen, wenn ich eine sehe!"

„Wohin ist sie gegangen?"

„Vermutlich steckt sie wieder hinter den Mänteln."

Ich durchquerte das Zimmer und zog die Mäntel beiseite. „Hier ist keine Nutte", sagte ich.

„Aber ich habe eine gesehen", beharrte Joyce. „Vielleicht ist sie um die Ecke in den Gang entwischt."

„Sie müssen sich getäuscht haben, Joyce", sagte ich.

„Nein, sie hat sich nicht getäuscht", mischte sich Gloria ein. „Ich habe gestern in der Nähe der Versandabteilung ebenfalls eine Nutte gesehen. Ich wollte nichts davon sagen. Wissen Sie, ich dachte mir, es ist nur eine Nutte. Was kann denn die schon anstellen?"

„Nutten treten nicht einzeln auf", mischte sich Doris ein. Sie war ziemlich aufgebracht.

„Wir wollen uns deswegen nicht weiter aufregen", sagte ich. „Ich werde Chambers anrufen, damit er etwas unternimmt."

Ich ging wieder zu meinem Schreibtisch und griff nach dem Hörer, wobei ich achtlos und ohne einen Gedanken zu verschwenden das unvollendete Netz zerstörte. Die kleine fette Spinne suchte hastig Deckung. Ich wählte die Personalabteilung und Chambers meldete sich.

„Chambers, in unserem Büro treiben sich Nutten herum", sage ich so dramatisch wie nur möglich.

„Nutten?" stammelte Chambers.

„Ja, Nutten. Joyce und Gloria haben welche gesehen. Mich würde es nicht überraschen, wenn sich herausstellt, daß in ein paar Tagen bei uns überall Nutten herumlaufen. Stellen Sie mal fest, was hier vorgeht!"

„Selbstverständlich. Wird gemacht. – Haben Sie Nutten gesagt?"

„Ja, Nutten. Glauben Sie denn, Joyce und Gloria wissen nicht, wie Nutten aussehen?"

Ich legte auf und hörte im selben Augenblick abermals Geschrei in den Büros. „Da geht eine!" rief jemand. Ich rannte zur Tür und sah gerade noch einen flatternden, orangenfarbenen Seidenschal, den Saum eines kurzen Rockes, einen weißen Oberschenkel, einen nackten Fußknöchel und einen gelben, hochhackigen Schuh aus glänzendem Kunststoff. Ich ging zum Telefon zurück und rief Chambers noch einmal an. „Chambers, sie treiben sich schon überall herum! Machen Sie sich sofort an die Arbeit!" Bevor er ein Wort erwidern konnte, legte ich vergnügt auf. Ich wußte, daß Chambers sofort wie im Fieber die Sache aufbauschen würde, ohne daß etwas dabei herauskam. Die Mädchen würden sich in den Waschräumen mit Tratsch aufheizen, bis ihnen die Nerven durchgingen. Meine Sekretärin würde von selbst starken Kaffee servieren, wie sie es bei bevorstehenden Krisen immer machte.

Diese stürmische Betriebsamkeit deutete darauf hin, daß mir ein verhältnismäßig langweiliger Nachmittag erspart werden sollte.

Und was die Nutten betrifft, die zwei oder drei – was konnten sie denn schon anstellen?

Ich wischte die Überreste des Spinnennetzes beiseite und griff nach meiner Lesebrille. Dann lehnte ich mich in dem Sessel zurück und wartete ab, welchen interessanten Verlauf die Dinge wohl nun nehmen würden.

•

Chambers erklärte alles. Er saß kerzengerade, und seine Augen wanderten von einer Seite auf die andere. Dem Anschein nach waren die Nutten einige Stockwerke unter uns in einer noch nicht bezogenen Etage aufgestöbert worden. Die entkommenen Mitglieder dieser Nuttenkolonie waren durch das ganze Gebäude geflüchtet. Dabei waren viele in mancherlei Fallen geraten. Als bester Köder erwies sich ein Lagerraum, den man mit einer Pritsche, mit Bettüchern, Decken, Sandwiches und mit einem tragbaren Fernseher ausstaffiert hatte. Aber auch Kriminalbeamte in Zivil, die sich als betrunkene Geschäftsleute ausgaben, trugen ihren Teil zu den Täuschungsmanövern bei. Die listigsten Nutten jedoch konnten sich der Festnahme entziehen und verschwanden in verstreute, abseits liegende Schlupfwinkel, die man nur mit großer Mühe aufspüren konnte. Die Nutten in unserem Büro waren schon seit nahezu zwei Wochen auf der Flucht. Und nun waren sie gegen alle herkömmlichen Fangmethoden gefeit. Die Leute von der Hausverwaltung hatten die planmäßige Suche eingestellt und warteten jetzt auf Meldungen wie die unsrige. Wenn wir unsere Beobachtungen weitergaben, würde ein Team von Spezialisten rasch anrücken. Dann konnten wir damit rechnen, daß nach einer kurzen Verzögerung der Büroalltag wieder wie sonst verlaufen würde. Chambers trug diese Informationen atemlos in einem einzigen Satz vor.

„Ein Team von Spezialisten?" fragte ich. „Was verstehen Sie unter einem Team von Spezialisten?"

„Machen Sie sich keine Sorgen!" sagte Chambers. „Wir werden jede benötigte Hilfe erhalten. Polizei, Wachtposten, Hausmeister, Rechtsanwälte, Fürsorgebeamte, eine vollständige . . ."

Ich wiegte bedächtig den Kopf. „Chambers", sagte ich, „pfeifen Sie die Leute von der Hausverwaltung zurück, und teilen Sie ihnen mit, daß sie die ganze Angelegenheit vergessen sollen. Wir werden uns selbst um diese Sache kümmern."

„Aber . . ."

„Ich wünsche nicht, daß mein Büro von einem Spezialistenteam auf den Kopf gestellt wird. Mit den Nutten komme ich schon zurecht. Aber Nuttenhäscher sind so eine Sache."

„Aber . . ."

„Je länger Sie hier herumtrödeln, Chambers, desto ärgerlicher werden die anderen, wenn sie die Spezialisten wieder zurückziehen müssen."

Chambers rang die Hände und eilte aus meinem Büro. Daraufhin erschien meine Sekretärin.

„Haben Sie das Ganze mitgehört?" fragte ich.

Sie nickte.

„Tja, ich sehe die Sache so", sagte ich, „wenn diese Nutten schon seit zwei Wochen auf der Flucht sind, dann müssen die, die noch übriggeblieben sind, schon sehr gerissen sein. Es müssen außergewöhnliche Nutten sein."

Das meinte sie auch.

„Vermutlich halten sie sich schon seit einiger Zeit in unserem Büro auf. Auf ein

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 150)

EIN PLATZ FÜR TIERE

bei eva und
der schlange ging der
ganze ärger mit
den viechern los. seit-
dem hat sich
nicht viel geändert

humor von

Alden Erikson



„Jonas?“



„Nimm deine dreckigen Pfoten da weg!“



„Setz mich wieder ab, Klaus. Die Party ist vorbei. Klaus. Klaus . . .?“



„Aber Liebling, doch nicht hier“



„. . . und hinterlasse alles Rex, einschließlich Fräulein Susi Hitzel“



„Gar nichts werde ich dort hineinstecken, solange er nichts für seinen Atem tut“



„Papi! Schaut mal, da kommt Papi“



„Einbrecher hin, Einbrecher her.
Der Köter bleibt draußen!“



„Laß den Quatsch!
Der Hund ist der beste Freund des Menschen“

„Nein, ich sagte nicht, der Affe und ich, ich sagte,
der Affe oder ich“

BEI BEA KLAPPT'S



kaum zu glauben. fast wäre dieser formschöne anblick im diffusen licht einer düsseldorfer diskothek verblaßt. ein glück, daß unser mann am rhein zur stelle war und bea fiedler in einen jet nach den malediven setzte, um sie dort zu fotografieren







BEAS KLEINE SCHWÄCHE



Bevor sie den Malediven den Kopf verdrehte, drehte sie Duisburgs Damen Locken in die Haare. Den lieben langen Tag. Am Abend freilich drehte sich dann alles um Bea. Je nach Stimmung konnte es schon mal passieren, daß sie ihrer Lieblingsbeschäftigung nachging: sich verführen zu lassen. Dabei lernte Bea eine Menge Leute kennen. Mehr als in ihrem Frisiersalon. Irgendwann war dann auch mal der Richtige dabei – meint sie. Immerhin hat sie sich mit ihm verlobt. Und das will schon was heißen. Bei Bea. Düsseldorfs Männerwelt ist derzeit etwas irritiert. Und ziellos. Wen wundert's?

BEA, DAS NATURKIND







FOTOS: ERICH KLEMM

Bea verstrickt. Bea entrückt. Bea blickt. Was man auf einer einsamen Insel halt alles so tut, wenn man dauernd einen Mann hinter sich hat, der immer nur das eine will: Beas Schönheit auf Film konservieren. Vielleicht schaut sie deshalb so ernst. Hat sie wirklich geglaubt, auf den Malediven ein paar stille Tage zu genießen? Von wegen. („Ach, wär' ich doch in Düsseldorf geblieben!") Genießen durften in diesem Fall hauptsächlich die Malediver, die unverhüllt erlebten, was Düsseldorfs Pop-Jugend in den Diskotheken unter Beas hautengen Jeans und knappen T-shirts längst vermutet hat.




MISS JUNI
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS




MISS JUNI
PLAYBOYS PLAYMATE DES MONATS

PLAYBOY
DEUTSCHLAND

Angaben zur Person:

Name Bea Fiedler

Land Deutschland

geboren in Duisburg, am 28.6.57

Beruf der Eltern Technischer Angestellter, Hausfrau

Schulausbildung Volksschule

Hobbies Tanzen, Schlittschuhlaufen, heiße Musik anhören, Malen, Nähen

Was mögen Sie? Nette Leute, ein abwechslungsreiches Leben und vor allem gutes Essen

Wie sehen Sie sich selbst? Frisch, fromm, fröhlich, frei

Was mögen Sie an Männern? Sie müssen charmant sein, gut aussehen und etwas im Kopf haben

Wie wichtig sind für Sie materielle Dinge? Sehr wichtig, besonders ein gutes Einkommen, damit ich mir ein schönes Zuhause leisten kann.

Was ist für Sie das Größte? Im Moment – der Erfolg

Wo verbringen Sie Ihre Freizeit? In Düsseldorfs „in"-Diskotheken "Lenny's" und "Mora" mit meinem Verlobten

Tragen Sie einen BH? Nein, erstens brauche ich keinen und zweitens komme ich mir mit dem Ding eingesperrt vor, wie in einem Käfig.

Sind Sie Ihrem Freund treu? Ja natürlich! Wir sehen uns jeden Tag. Da bleibt keine Zeit zur Untreue.

Verführen Sie lieber, oder lassen Sie sich lieber verführen?

Früher ließ ich mich gern verführen, aber seit zweieinhalb Jahren ist es damit vorbei

PLAYBOYS PARTY WITZE

Zwei Männer kommen aus dem Restaurant. „Mieses Lokal" flucht der eine. „Die Suppe versalzen, das Gemüse kalt, das Fleisch zäh . . ."

„Ja", pflichtet der andere bei, „und wenn wir nicht so schnell gegangen wären, hätten wir das alles auch noch bezahlen müssen."

Der Fischer zieht einen dicken Fisch an Land. Sagt der: „Wenn du mir das Leben schenkst, erfülle ich dir drei Wünsche." Also befreit der Mann den Fisch aus dem Netz, wirft ihn wieder ins Wasser und sagt: „Ich wünsche mir viel Geld, ein schönes Schloß zum Wohnen und eine echte Prinzessin im Bett."

Abends geht der Fischer in seiner armseligen Kate schlafen, und als er am nächsten Morgen aufwacht, findet er sich in einem prunkvollen Schlafzimmer inmitten eines Schloßes wieder – alles um ihn herum strahlt Glanz und Reichtum aus. Und neben ihm liegt eine wunderschöne Prinzessin. Die schlägt die Augen auf und sagt: „Gell, Schatzi, weißt schon, daß wir heut' nach Sarajewo fahren."



Bei den Stadtwerken bewirbt sich ein Ostfriese als Busfahrer.

„Haben Sie schon einen Bus gefahren?"

„Ja."

„Bei uns muß der Fahrer aber auch kassieren. Trauen Sie sich das zu?"

„Ja."

Der Ostfriese wird eingestellt. Nach der ersten Fahrt kommt er nicht wieder zurück. Kollegen fahren die Strecke ab und finden den Bus umgestürzt in einem Bachbett liegen. Der Fahrer steht benommen daneben.

„Wie ist denn das passiert?"

„Weiß ich auch nicht. Ich war gerade hinten am kassieren."

Aus dem Grab eines Generals arbeitet sich mühevoll ein Wurm ans Tageslicht. Genießerisch leckt er sich die Lippen: „Verdammt, die drei Sterne haben wirklich nicht zuviel versprochen."

Sie: „Bitte drücke mich noch fester, Schatz!"

Er: „Das geht nicht, Liebling. Wenn ich noch fester drücke, steh' ich hinter dir!"

Ein Student macht in Geschichte Examen. „Wie heißt der Franzose, der General war, dann Erster Konsul und später Kaiser?"

Der Kandidat denkt angestrengt nach, schüttelt dann den Kopf und sagt: „Tut mir leid, das weiß ich nicht."

„Napoleon Bonaparte", sagt der Professor. Der Kandidat steht auf und geht.

„Wo wollen Sie denn hin?" ruft der Professor.

„Verzeihung, ich dachte, Sie hätten den nächsten aufgerufen."

Unser PLAYBOY-Lexikon definiert Callgirl so: Ein Mädchen, das jedem Ruf folgt, ohne auf den eigenen zu achten.

Im Wirtshaus streiten sich ein Einbeiniger und ein Blinder: „Paß auf, dir trete ich gleich in den Hintern!"

Sagt der Blinde darauf: „Das möchte ich sehen!"

Nein", ruft das junge Mädchen entsetzt, „laß mich sofort los. Ich werde meine Unschuld bis zum Letzten verteidigen."

„Wie schön, heute haben wir den Einunddreißigsten."

Franz fragt seinen Kollegen: „Du warst doch in den Ferien am FKK-Strand. Wie fandest du denn die Miezen?"

„Na, hör mal", antwortet der, „das war ja nun wirklich nicht schwer."



Längere Zeit schon fährt ein Pärchen schweigend durch die romantische Landschaft. Plötzlich fragt sie zärtlich: „Liebling, kannst du auch mit einer Hand fahren?"

„Natürlich", entgegnet er erwartungsvoll.

„Dann putz dir bitte die Nase!"

Für einen neuen Party-Witz gibt es 50 Mark. Schikken Sie ihn an PLAYBOY *Deutschland, Kennwort: „Party-Witz", Augustenstr. 10, 8000 München 2.*



„ . . . und als sie mich anrief, sprach sie von 'nem flotten Vierer"

GOURMET IST, WER WEISS, WAS...

von ULRICH KLEVER Es gibt ein halbes Dutzend Zutaten, ohne die ein ambitioniertes Restaurant heute nicht mehr existieren kann – kulinarische Wüsten, exotische Territorien und Länder mit kochmuffeligen Diktaturen ausgenommen. Die Zungen der Gäste oder die Schreibmaschinen der Freßkritiker verlangen nach diesen Besonderheiten. Dazu gehören erstens: Lammfleisch, zweitens: junge Enten, drittens: die Thymusdrüse des Kalbs, auch Bries, Schweser, Ris de veau oder sweetbread genannt, viertens: Steinbutt (Turbot), fünftens: grüner Pfeffer und sechstens: Sherry-Essig (Vinaigre de Xeres). Irgendeine Kombination daraus muß auf der Karte stehen, ganz gleich, ob es Ente mit grünem Pfeffer ist oder Steinbutt auf einem Bett von geschmorten Gurken, die mit Sherry-Essig gesäuert wurden.

Zu diesem internationalen Sextett der Genüsse kommen weitere Vorlieben: Sauerampfer als Gemüse, Sellerie, Artischockenböden oder grüne Erbsen als Püree, Rhabarber als Bett für einen Lachs oder den Petersfisch, Pfefferminze in Fischsuppen oder als Sauce zur Ente sowie jene kleinen, zarten, sehr grünen Bohnen (Haricots verts), die man jetzt das ganze Jahr über frisch bekommen kann, wenn man sie aus Kenia einfliegen läßt.

Den Einwurf informierter Feinschmecker, das alles seien doch alte Hüte der Neuen Küche, möchte ich nur bedingt bejahen. Gewiß werden bei den Gurus, Aposteln und Jüngern der antitraditionellen Kochkunst-Szene diese Ingredienzien geradezu angebetet, und der Salat aus fast rohen Haricots verts, Trüffeln und Gänseleber ist auf der Mindestens-hundert-Mark-pro-Essen-Achse von Tours (bei *Barrier*) über Roanne (bei *Troisgros*), Collonges-au-Mont-d'Or (bei *Bocuse*) und St.-André-de-Corcy (bei *Chapel*) bis hin zur Moulin de Mougins (bei *Vergé*) eine Art Markenzeichen geworden, das signalisiert: Hier ist die Neue Küche zu Hause. Aber auch die anderen, die keineswegs eine Schnitte Lachs so kurz pochieren, daß er innen so saftig-rosa wie ein Rindsfilet





ILLUSTRATION MANFRED SCHARPF

bleibt (ebenfalls ein Signal), haben Lamm und Bries, Turbot und andere edle Verwandte wie Enten und nochmals Enten auf ihren Speisekarten, ob man sie nun im *Savoy* in London, im *Atlantic* in Hamburg, im *Act I.* in New York, an Bord der *Royal Viking Star* im Schwarzen Meer, im *Anatole* in Kopenhagen oder im *Tantris* in München aufschlägt.

Ente ist also „in", und ebenso „in" sind die Früchte des Meeres wie Jakobsmuscheln, Langusten und Langustinos, Hummer und Seeigel, Krevetten und Scampi – diese frisch und möglichst von nächtlichen Fängen mit Hilfe von Flugzeugen, schnellen Lastwagen und sonstigen Transportmitteln zugestellt. „In" sind auch die feinen Fische, wobei der Loup de Mer so häufig auf Karten auftaucht (auf getrocknetem Fenchel mit Pernod flambiert, in der Teighülle, mit Lachsfarce gefüllt, in Wurzelsud pochiert, am Spieß gegrillt), daß er bei Freßsnobs schon wieder „out" ist. Den Steinbutt aber lieben sie alle: Bei *Käfer* in München ist der „Babysteinbutt für zwei Personen" der große Renner, im *La Marée* in Paris wird er schlicht und im Ganzen gegrillt (ebenfalls für zwei Personen), bei *Scheltema* in Brüssel ist er ebenso schlicht gekocht und wird mit klarer Butter serviert. Im *Connaught* in London gibt es die klassische im Ofen geröstete Steinbuttschnitte (nur gut, wenn sie im genau richtigen Moment herausgenommen wird, was man dort tut), im *Tantris* in München dünstet man ihn in Kopfsalat und gibt eine Rotweinsauce dazu, im *Parc des Eaux-Vives* in Genf gibt es ihn pochiert mit Sauce hollandaise.

Neue Steinbutt-Kombinationen aus Paris: Steinbutt in Zitronensauce, Steinbutt auf geschmorten Gurken, Steinbutt mit Basilikum, auf einem rosaroten Bett aus geraffelten, al dente gekochten Möhren, und Steinbutt unter einer Decke von Meeresalgen. Nicht minder empfehlenswert ist der Heringskönig oder Petersfisch – sein zartes Fleisch kommt den kurzen Kochzeiten entgegen; er läßt sich gut in Folie zubereiten oder wird als Schnitzel mit Brokkoli in der *Bonne Auberge* in Antibes serviert. Viele

...MAN HEUTE WO WIE ISST

Freunde hat auch die Lotte (oder Seeteufel) mit einem Fleisch, das so fest wie das einer Languste ist. Aus ihr macht Michel Guérard in seinem *Pot au feu* in Eugénie-les-Bains ein kalorienarmes Ragout in Gemüsesauce und Rudolf Katzenberger in seinem *Adler* in Rastatt ein pochiertes Filet mit einer Estragonsauce, die einen Hauch von Knoblauch abgibt.

Der Lachs, als Räucherlachs mit Toast, ist passé. Er wird entweder roh mit einer Marinade aus grünem Pfeffer serviert *(Tantris)*, geräuchert in Pfannkuchen angeboten *(Le Pactole,* Paris), auf Blinis mit Sauerrahm *(El Toula,* München), als Mousse au Saumon *(Auberge de l'Ill,* Illhäusern) oder als Lachsklößchen *(Operakällaren,* Stockholm). Auch die Kombination mit Rharbarber oder Sauerampfer oder Zitronensauce kann man finden.

Forelle blau ist, wie Jean-Pierre Haeberlin sagt, völlig „out". Forelle als ganzer Fisch wird nur dann von guten Köchen angeboten, wenn sie als wildes Tier in einem Gebirgsbach gefangen wurde oder aus einer Kaltwasserzüchtung mit natürlichem Futter und normaler Wachstumszeit stammt. Ansonsten macht man eine Mousseline aus ihr wie *Barrier* in Tours oder Klößchen (Quenelles de Truite) wie im *Le Grand Cerf* in Spa (Belgien) oder ein Forellenmus wie Henri Lévy im *Maître* in Berlin. Er serviert es zu Krebsen, die er in einem Rotwein aus dem Borgeuil (mit dem leichten Himbeergeschmack) ziehen läßt. Damit sind wir bei einem weiteren Lieblingstier der heutigen Köche: Seitdem die schrecklichen Zeiten der großen Krebspest, als die Krabbeltiere in unseren Breiten fast ganz ausgestorben waren, vorbei sind, seit sie schock- und aberschockweise aus der Türkei, aus Jugoslawien, aus Polen und Rumänien zu uns kommen, gibt es kaum eine Speisekarte, auf der nicht ein Krebsgericht steht (Saisonbeginn Juni, Anfang Juli). Zum anderen sind Krebsschwänze zur Garnitur entartet, sie spielen in der Edelgastronomie eine ähnliche Rolle wie die Zierleisten aus Chrom an den Prestigeautos. Daran sind aber nicht die Köche schuld, sondern das Publikum. Wie mir Eckart Witzigmann vom *Tantris* erzählte, liebt man heute die Massierung von edlen Dingen, wenn man schon in ein so exquisites und teures Restaurant geht. Jedes Gericht, das mit Morcheln, Trüffeln oder/und Krebsschwänzen umlegt ist, läßt sich besser verkaufen als ein gleiches Gericht ohne diese aufwendige und unnötige Garnitur.

Indes: Die Krebse schmecken in einem Sud am besten, der nur aus Gemüse, manchmal auch aus Wein seine Würzung bekommt, in der Küchensprache à la nage. Die allerfeinsten dieser Bachkrebse gibt es im *Erbprinz* in Ettlingen.

Krebsschwänze haben heute vielfach die Scampi verdrängt und sind in Salate, in Melonenhälften und Saucen gewandert. Bei den meisten dieser Zubereitungen geht der feine, spezielle Krebsgeschmack unter: Frische Scampi sind zum Beispiel in einem Artischockensalat mit Knoblauch oder in dem so beliebten modernen Bohnensalat (anstelle der Gänseleber) genauso effektiv – und preiswerter.

Nach wie vor aber gilt dem Gast noch immer der Hummer als Kaiser der Krustentiere. Allein sein Name rechtfertigt deftigste Preise. Zumindest die Deutschen sind so hummerverrückt, daß sie ihn jedes Jahr auf der Weihnachts- und Silvestertafel sehen wollen. Ein Hummerversender hat mir das anhand seiner Bestellbücher bewiesen. Dabei fressen Hummer ab Herbst nicht mehr und leben in den Hältereien von der eigenen Substanz. Ergebnis: Sie nehmen so stark ab, daß auf ihr Gesamtgewicht nur 30 bis 40 Prozent Fleischanteil kommt. Und wegen der großen Nachfrage sind sie auch noch teurer als sonst.

Die beste Zeit für Hummer sind die Monate Mai, Juni und Juli.

Er steht auf vielen Speisekarten, als halber Hummer Thermidor (Zubereitung der klassischen Küche mit dicker Zwiebelsauce) im *Stahlbad,* Baden-Baden, im *Old Dutch* in Rotterdam oder im *Savoy* in London, als Hummer Vladimir (ausgelöst in einer Champagnersauce) in der *Auberge de l'Ill* in Illhäusern, als Hummerklößchen mit einer Champignonsauce im *Jockey* in Madrid, als Hummer-Soufflé im *Four Seasons* in New York, als Hummersalat mit frischen Trüffeln im *Parc des Eaux-Vives* in Genf oder im *Goldenen Pflug* in Köln, als gegrillter ganzer Hummer im *King Sitric* in Howth bei Dublin und schließlich als Hummereintopf, einer Erfindung von Roland Hartung, im Restaurant *Boettner,* München.

Hummer gehört auch zu den Gerichten, mit denen man zumindest in Mitteleuropa seinen Gästen imponieren kann.

Ich habe Köche und Restaurantbesitzer gefragt: „Was bestellt ein Gast, der seiner Begleitung oder anderen Gästen imponieren will?" Jacques Lacombe im *Au Lion d'Or* in Cologny nannte die klassischen vier: Kaviar, Gänseleber, Hummer und Champagner. Im *El Toula* in München bestellt man Kaviar und eine Flasche Dom Pérignon, ohne vorher in die Karte zu schauen. Auch im *Steirerhof* in Graz imponiert man den Gästen und den Nachbartischen, wenn man Kaviar im Eisblock bestellt. Margarethe Rahn, Mitinhaberin des *Maître* in Berlin, nennt Kaviar und Champagner das Imponiergericht. Das gleiche gilt für das *Savoy* in London, aber auch für die *Auberge de l'Ill* in Illhäusern, wobei dort noch die frischen Trüffel in der Asche hinzukommen. Trüffelsalat, getrüffeltes Perlhuhn oder eine Ente aus der Presse gehören im *Le Gourmet* in München zu den Gerichten, mit denen man Eindruck macht. Im *Scheltema* in Brüssel ist es ein ganzer Hummer und in den *Four Seasons* in New York Kaviar, ungarische Gänseleber (aus der heute die meiste französische Foie gras gemacht wird) und René Lalou, Jahrgangschampagner des Hauses Mumm in Reims. Ein Gast, der im *La Marée* in Paris seine Begleitung beeindrucken will, bestellt eine Flasche Château Petrus eines guten Jahrgangs, die sich Marcel Trompier mit 700 Franc (rund 350 Mark) für den 1953er, 750 Franc für den 1955er und mit 650 Franc für den 1961er bezahlen läßt.

Roland Hartung hält seine Gäste für so seriös, daß sie es nicht nötig haben, anderen zu imponieren. Er räumt aber ein, daß auch im Restaurant *Boettner* von allen Mitgästen beobachtet wird, wenn die Kaviar-Originaldose von einskommaacht Kilo im Eisblock an einen Tisch gebracht wird. Doch er schränkt gleich tiefstapelnd ein, daß das weniger am Imponiereffekt als an der Größe seines Lokals (nur zehn Tische) liegt.

Meist wird der Kaviar auf der Karte zu Blinis, zu Kartoffeln in der Folie oder zu Reibekuchen (*Stahlbad,* Baden-Baden) angeboten; die Durchschnittsmenge sind 50 Gramm, der Durchschnittspreis liegt bei 50 Mark. Sparsam kann man sich den Kaviar im *Goldenen Hirsch* in Salzburg bestellen, hier wird er ab zehn Gramm angeboten, am üppigsten muß man im *La Marée* in Paris zulangen: Die kleinste Portion ist eine 125-Gramm-Dose. Sollten Sie in einem Restaurant Lust auf Kaviar verspüren: Achten Sie auf die angebotenen Mengen. Liest man auf der Karte 28 Gramm, 56 Gramm oder 113 Gramm, dann handelt es sich um pasteurisierten Kaviar in den kleinen Glasdosen. Er ist nur halb so gut wie der frische. Von einem guten und teuren Restaurant kann man schon verlangen, daß frischer Kaviar angeboten wird.

Rudolf Katzenberger, der *Adler*-Wirt von Rastatt, hält seinen Betrieb für zu persönlich, um Eß-Angeber anzuziehen. Seine Gäste nehmen seine Beratung gerne an. Rücksprache mit dem Chef hält auch Michel Wilhelm *(La Grappe d'Or,* Lausanne) für die beste Methode, Leute zu beeindrucken, die man zum Essen einlädt. Ein sachverständiges Gespräch von Gastgeber und Wirt, bei dem der Gastgeber auf den Wirt auch hört und nicht nur seine Vorstellungen durchsetzen will, zeigt, daß man wirklich etwas vom guten Essen versteht. Eckart Witzigmann vom *Tantris* möchte sich in der Rolle des

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 186)



am strand
der nackten muß
man ein
ganzer mann sein,
um die
hosen runterzu-
lassen

DIE SONNE BRINGT ES AN DEN TAG

essay von GERHARD ZWERENZ DEN WIRKLICHEN FKK-FAN erkennt man daran, daß er, endlich an den Strand gelangt, unverzüglich die Hosen auszieht. Nicht nur Männer, auch Frauen entfernen mit geradezu wütender Direktheit gleich zuerst das Kleidungsstück, das sonst als wichtigstes gilt und das unter normalen Umständen in der Öffentlichkeit zu entfernen als unmoralisch und ungesetzlich, also kriminell angesehen wird. Was verboten ist, das macht uns gerade scharf (Wolf Biermann). Anfänger und zaghafte Neuankömmlinge zieren sich, an den Freikörperstrand gelangt. Haben ewig zu tun. Ordnen Badelaken und Badeöl. Zupfen an sich herum. Kämmen sich das Kopfhaar. Entfernen endlich zögernd die oberen und äußeren Textilien. Zuletzt die Hose. Brauchen lange für den innerlichen Anlauf. Man erkennt daran, sie sind innerlich noch nicht durchdrungen von FKK. Sie *(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 176)*

ILLUSTRATION: ROY ELLSWORTH



wenn ilie nastase den court betritt, stöhnt das publikum auf. „alle hassen mich. ich spiele nie gegen einen, sondern gegen 15 000“

ES IST DEIN AUFSCHLAG, DU ARSCH!

artikel von **MIKE LUPICA**

Dominique Nastase, eine der schönsten Frauen der Welt, kann es nicht länger ertragen. Sie nimmt die Sonnenbrille aus dem Haar und dreht sich nervös zu ihrem Begleiter um, ohne das Spiel noch länger eines Blickes zu würdigen.

„O nein", sagt sie. „Er fängt schon wieder an, stimmt's, Meetch?"

„Die Zuschauer haben ihn ziemlich fertiggemacht, er ist stocksauer", sagt Mircea „Meetch" Oprea, Ilie Nastases Berater und bester Freund. „Ich glaube, er verliert gleich die Beherrschung."

„Das gibt Ärger", sagt Dominique kopfschüttelnd, „nichts als Ärger."

Auf dem Tennisplatz von Forest Hills spielt ihr Mann Ilie gegen Hans-Jürgen Pohmann. Eine Rückhand Pohmanns ist knapp an der Linie gelandet, aber Nastase hat gar nicht erst versucht, den Ball zurückzuschlagen. Wahrscheinlich glaubte er, daß der Ball im Aus sei. Aber der



ILLUSTRATION: MIKE FRANCIS/NICHOLAS TREADWELL GALLERY

Linienrichter Jerry Manhold gibt den Ball gut. Nastase kann es nicht fassen. Er greift sich an den Kopf und schreit etwas auf Rumänisch.

„Nur gut, daß hier niemand Rumänisch versteht", flüstert Meetch.

Dominique schaut dem Spiel wieder zu. „Ilie, hör auf mit dem Unsinn, spiel weiter", sagt sie beschwörend, obwohl sie genau weiß, daß ihr Mann sie nicht hören kann. Der Ärger, den sie befürchtet hat, nimmt seinen Lauf.

„Ist so viel aus! Ist so viel aus!" schreit Nastase – diesmal auf Englisch. Er geht mit erhobenen Händen auf den Linienrichter zu, zitternd vor Wut.

„Ball ist so viel aaauuus! Sehen Sie selbst, wo er aufgeschlagen ist!"

Aber Manhold rührt sich nicht. Die Arme über seinem blauen Blazer verschränkt, sieht er das Ungewitter auf sich zukommen. Offensichtlich nicht gewillt, auf Nastases Wunsch einzugehen, schüttelt er nur den Kopf. „Der Ball war gut, Ilie", sagt er ruhig.

„Jetzt passiert's, was, Meetch?" fragt Dominique mit leiser Stimme. Ihre Hände zittern, als sie sich eine Zigarette anzündet. „Ich glaube, diesmal wird's schlimm. Er wird keine Ruhe geben."

Meetch Oprea sagt überhaupt nichts. Er beobachtet nur seinen Freund. Er und Dominique haben das alles schon oft genug miterlebt. Ilie Nastase steht jetzt dicht vor dem Linienrichter, kaum noch einen halben Meter von ihm entfernt, und ruft: *„Scheißkerl! Scheißkerl!"* Manhold bewegt sich nicht. „Scheißball ist so viel aus, schon sehr komisch aus. Kommen Sie doch mit und sehen Sie selbst! Tun Sie mir den Gefallen!"

„Nikki", sagt Meetch zu Dominique, die gebannt auf die Szene starrt. „Möchtest du noch länger bleiben, Nikki?"

Der Linienrichter hat nachgegeben und inspiziert die Aufschlagstelle. Doch er bleibt bei seiner Entscheidung: Der Punkt gehört Pohmann. Ilie Nastase blickt zum Himmel und läßt seinen Schläger fallen.

„Scheißball ist aus!" Er blickt seine Frau und seinen Freund an. Beide sagen kein Wort. Im Stadion des Forrest Hills West Side Tennis Clubs sind die Zuschauer aufgesprungen und schreien erregt auf Nastase ein.

„Ist Betrug!" brüllt Nastase zu Meetch und Dominique hinüber.

„Meetch, ich gehe jetzt", sagt Dominique. „Ich kann nicht länger mit ansehen, was er sich da wieder antut." Sie steht auf, bahnt sich ihren Weg an den Fotografen vorbei und verläßt das Stadion. Oprea bleibt.

Nastase gewann das Spiel. Aber bis es vorbei war, kam er noch mehrmals auf seine Kosten. Er beschimpfte das Publikum, die Schiedsrichter und Pohmann. Als er vom Platz ging, spuckte er Pohmann an und drohte dem Oberschiedsrichter mit dem Schläger. Entgegen den Regeln hatte man einem Arzt gestattet, während des Spiels Pohmanns Wadenkrämpfe zu behandeln. Im Umkleideraum kam es zu einer häßlichen Szene zwischen den beiden Spielern.

Nastase stieß den kleinen Deutschen zur Seite. Pohmann schrie seinen Gegner an: „Leck mich am Arsch und hau ab nach Rumänien!" Daraufhin beschimpfte Nastase Pohmann als „Scheiß-Nazi" und „Hitler".

Ein weiterer friedlicher Tag im Leben des Ilie Nastase.

•

Eine Woche später schlägt Nastase Dick Stockton im Viertelfinale der US-Meisterschaften '76. Ich sitze mit Meetch, Ion Tiriac und Nastases älterem Bruder Constantin im Spielerzelt des West Side Tennis Clubs. Wir erwarten Nastase zum Lunch.

Ion Tiriac zündet sich eine Zigarette an. Er ist 37 Jahre alt und hat im Davis-Cup für Rumänien gespielt. Tiriac ist der Mann, der Nastase das Tennisspielen beibrachte.

„Nastase ist nicht gerade mein bester Freund", sagt er, „aber es bringt mich um, mitanzusehen, wie die ihn fertigmachen wollen." Tiriac hat uns erzählt, daß Nastase wegen der Geschichte mit Pohmann mit einer Geldstrafe belegt und als „Rückfalltäter" nun auf Zeit gesperrt worden ist. Ilie dürfe aber erst dann davon erfahren, wenn er im Halbfinale verloren habe und ausgeschieden sei.

„Wenn sie mich bestrafen, dann sollten sie den Schiedsrichter, den Oberschiedsrichter und das Publikum ebenfalls bestrafen", hatte Nastase nach dem Pohmann-Match ärgerlich gesagt. Kein günstiger Zeitpunkt für ein Interview.

Während des gesamten Turniers hatte Nastase mit keinem einzigen Journalisten gesprochen. Ich kenne ihn schon ziemlich lange, und da wir in der Tenniswelt beide als schwarze Schafe gelten, machte er auch diesmal eine Ausnahme. Noch nie hat er seine schlechte Laune an mir ausgelassen – ganz gleich, wie er sich vorher auf dem Platz benommen hat. Wenn er nach dem Spiel zu mir auf die Tribüne kommt, sich neben mich setzt und mit hoher, gekünstelter Stimme „Hello dear" sagt, müssen wir beide lachen. Man kann ihm ohnehin nicht lange böse sein.

Nach dem Stockton-Match kommt er frisch geduscht ins Spielerzelt und ist ziemlich guter Laune. Sein langes, schwarzes Haar ist noch naß; weil er Fönen nicht mag, läßt er es lieber in der Sonne trocknen.

Nastase nimmt sich einen Teller mit Roastbeef und Salat und setzt sich zu uns. Die Streitereien, in die er während dieses Turniers verwickelt ist, scheinen ihn nicht im geringsten zu berühren. Er blödelt ein bißchen mit Meetch und Constantin herum, zeigt stolz auf seine neuen Maßschuhe und umarmt eine junge rumänische Spielerin namens Virginia Ruzici so herzlich, daß sie einen roten Kopf bekommt. In solchen Momenten ist Nastase ein liebenswerter Schelm, und mit seinem ungekämmten Haar und seinem frechen Grinsen sieht er viel jünger als 30 aus. Dominique, seine Frau, nennt ihn dann den „guten Ilie".

„Die Leute kennen mich nicht", sagt er. „Warum spiele ich verrückt bei einem Burschen wie Pohmann? Weil mir niemand wirklich eine Chance gibt. Ich bin der Bösewicht. Ist in Ordnung für die Zuschauer, Krach zu machen und mich damit zu stören. Sie schreien ‚Dreckskerl' und ‚Fußfehler'. Wie willst du spielen, wenn du 15 000 Leute gegen dich hast? Ilie Nastase ist kein Engel, aber die Leute provozieren mich. Und wenn man mich beleidigt, warum darf ich die anderen nicht auch beleidigen? Ist falsch? Hab ich nicht recht?"

Schwer zu sagen, wo Nastase Gerechtigkeit widerfährt und wo nicht. Oft genug hat er sich wie ein Verrückter aufgeführt und die Grenzen des guten Geschmacks weit überschritten. Er begehrt gegen die Spielregeln auf. Eine einzige zweifelhafte Entscheidung – und schon geht sein Temperament mit ihm durch. Er sieht nichts Schlimmes darin, sich mit einem Wutausbruch Luft zu verschaffen. Und sollte er dabei einmal zu weit gehen, tut er das mit einem Achselzucken ab – so, als wollte er sagen: „Ich habe schließlich nicht damit angefangen."

„Manchmal kann ich nicht anders", sagt Nastase zu seiner Verteidigung. „Ich bin Showman. Ich weiß nicht, warum ich tue, was ich manchmal tue. Aber es *nicht* zu tun, das ist einfach nicht meine Art."

Vor ein paar Jahren, bei einem Turnier in Washington, bekam er Ärger mit einem Linienrichter, der ihm während eines Spiels gegen Cliff Richey ständig „Fußfehler" ankreidete. Unter Tennis-Profis gilt so etwas als reine Schikane, weil ein Linienrichter damit meist nichts anderes bezweckt, als einen Spieler aus der Fassung zu bringen. Ilie platzte schließlich der Kragen. Nach einem weiteren „Fußfehler" zog er einen Tennisschuh aus und warf ihn nach dem Linienrichter.

„Ziehen Sie *sofort* Ihren Schuh wieder an, Mr. Nastase", sagte der Schiedsrichter im Ton eines strengen Vaters.

Nastase drehte sich um und sah den Schiedsrichter an. Er hielt sich eine Hand vor dem Mund und kicherte. Auf der anderen Seite des Platzes begann Richey

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 134)

Call Girls

Die Nummer 5 25 55 . . in Paris antwortet nicht mehr. Sie war der direkte Draht zu den Mädchen der Madame Claude, die auf Anruf ausflogen, um Diplomaten und Millionären ein paar teure Stunden zu veredeln. Bis die Finanzbehörden Madame Anfang 1974 ihr Wohlwollen entzogen. Was die Schönsten ihrer Schönen so kostbar machte, zeigt jetzt der Film „Madame Claude und ihre Gazellen". Helmut Newton, Meister der dekadenten Erotik, hat die Film-Mädchen für PLAYBOY fotografiert.



FOTOS: HELMUT NEWTON/SYGMA







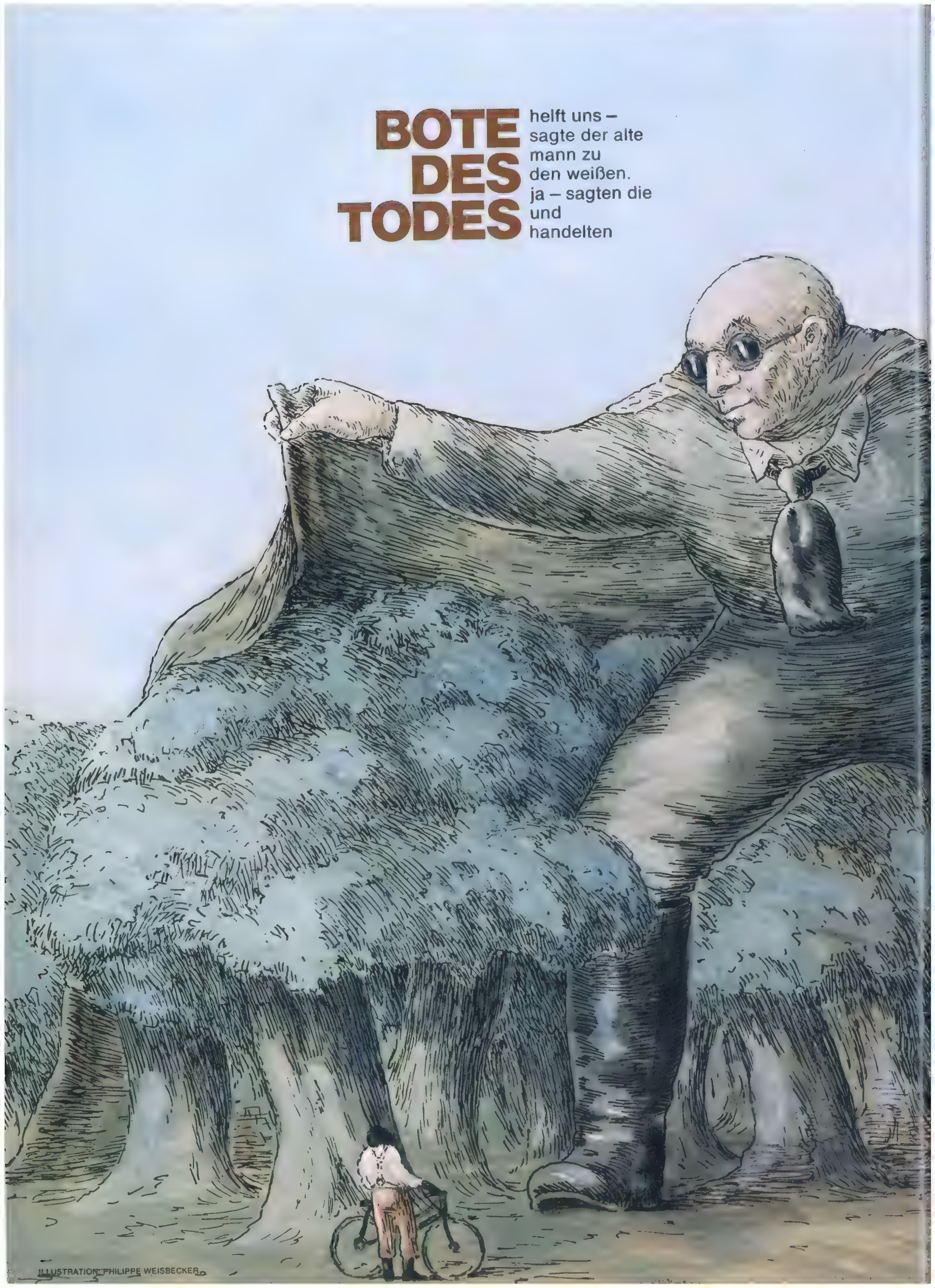
Madame Claudes Erfolgsgeheimnis: Sie achtete auf die guten Manieren ihrer Mädchen, prüfte jede neue Kandidatin persönlich und wies sie je nach Neigung in diverse Spielarten sexueller Extras ein. Wie schon der Film, hat Helmut Newton den Alltag in Madame Claudes Etablissement realistisch nachempfunden: Eignungsprüfung (oben), Gazelle Florence in Erwartungspose (links), lesbische Spielchen für Voyeure (großes Bild) und Anne-Maries Kurzweil für Fernsehfreunde (unten).



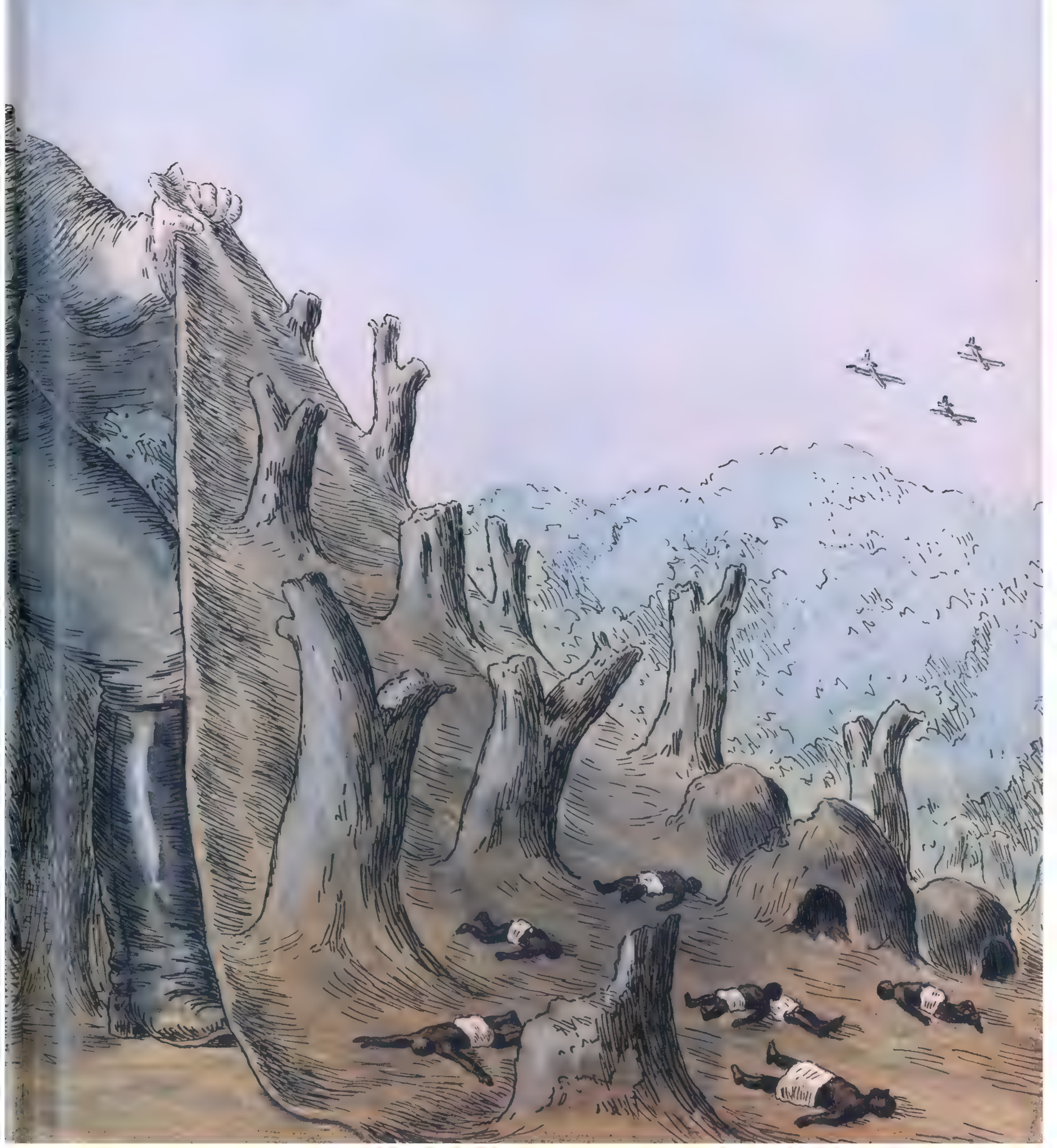
Madame Claudes Gazellen sind geschult, Spannungen an den Knotenpunkten der Macht zu lösen. Geldgeschäfte finden bei Anne-Marie (oben und links) einen reellen Abschluß, während Florence mit dem Präsidenten einer großen Firma Phantasien auslebt, die den Vorstand staunen ließen: Er wäre gern Präsidentin. Nachdem Florence ihn anfangs wunschgemäß ein wenig tritt, begehrt er später ihren Lippenstift (rechts und unten). Soviel Dekadenz wird mit Erpressung bestraft – im Film.






BOTE DES TODES
helft uns –
sagte der alte
mann zu
den weißen.
ja – sagten die
und
handelten
ILLUSTRATION: PHILIPPE WEISBECKER

erzählung von **NADINE GORDIMER** SCHON IMMER HATTE es im Dorf Dilolo ein Haus gegeben, das aussah wie das eines weißen Mannes. Aus Ziegeln gemauert, mit einem Dach, das die Signale der Sonne zurückwarf. Man sah es durch die Mopaniebäume, ebenso wie das Blitzen der verzinnten Petroleumkanister auf den Köpfen der Frauen, wenn sie am Fluß Wasser holten. Das übrige Dorf war aus grauem Flußlehm gebaut, den man in der hohlen Hand geformt hatte. Die Schilfdächer stützten sich auf Mopanieäste, deren Blätter abgeschuppt worden waren wie Fischleiber. Es war das Haus des Häuptlings. Manche Häuptlinge hatten außerdem ein Auto, aber dieser war kein bedeutender Häuptling, dazu war der Stamm zu klein. Er bekam nur das übliche Gehalt von der Regierung. Hätte sie ihm ein



Auto gegeben, er hätte es nicht benutzen können. Es gab keinen Weg. Die Landrover der Militärpatrouille tauchten urplötzlich aus dem Mopaniegestrüpp auf, und das Rindvieh der Dorfbewohner schreckte hoch, als ob es ein Antilopenrudel sei. Das Dorf gab es schon lange. Der Großvater des jetzigen Häuptlings war Häuptling bei den Großvätern des Stammes gewesen, sein Name war der gleiche wie der jenes Häuptlings, der seinen Kriegern bedeutet hatte, ihre Wurfspeere sinken zu lassen und der die erste Bibel von einem Weißen der schottischen Mission entgegennahm. *Suchet, so werdet ihr finden,* sagten die Missionare.

Die Dorfbewohner dieser Gegend blikken nicht mehr auf, wenn ein stachelspitzes Militärflugzeug zweimal täglich über sie hinbraust. Nur die Fischadler fühlen sich noch gestört, fliegen kreischend auf und erheben die scharfäugigen Köpfe zum Himmel, der ihnen nicht mehr allein gehört. Die Männer, die in den Bergwerken gearbeitet haben, können zwar lesen, doch es gibt keine Zeitungen. Die Leute hören im Radio die offiziellen Angaben der Regierung, wie viele Militärlastwagen in die Luft gesprengt, wie viele Schwarze draußen im Busch gefangen oder getötet wurden und wie viele weiße Soldaten man mit allen militärischen Ehren zu bestatten gedenkt – etwas, was die Weißen anscheinend mit ihren Toten tun.

Der Häuptling besaß ein Radio und konnte lesen. Er las den Stammesältesten einen Brief der Regierung vor. Darin stand, alle kämen ins Gefängnis, die einem Gegner der Regierungstruppen Obdach, Essen oder Wasser gäben. Er las ihnen noch einen weiteren Brief der Regierung vor, in dem stand: Zum Schutz des Dorfes vor den Männern, die über die Grenze gingen und mit Gewehren zurückkamen, Menschen umbrächten und Hütten niederbrannten, würde jeder erschossen, den man nach Einbruch der Dunkelheit noch draußen im Busch anträfe. Das gefährdete einige der jungen Männer, die ins Nachbardorf gingen, um zu trinken oder zu freien, doch die unterstanden ohnehin nicht mehr der Obhut ihrer Väter. Die Jungen gehen fort. Früher in die Bergwerke und jetzt, so hieß es im Radio – über die Grenze, um kämpfen zu lernen. Die Söhne verließen die Lichtung mit den Lehmhütten, gingen vorbei am Hause des Häuptlings, vorbei an den Kindern, die mit kleinen Polizeiwagen und Militärflugzeugen aus zurechtgebogenem Draht spielten. Die Kinder riefen ihnen nach: „Wohin gehst du?" Die jungen Männer antworteten nicht. Und sie kamen nicht zurück.

Es gab eine Kirche aus Mopanieholz und Lehm, mit einem Fahnenmast aus einem Mopaniestamm, an dem die weiße Fahne aufgezogen wurde, wenn jemand starb. Das Begräbnis wurde immer noch mehr oder weniger nach dem gleichen protestantischen Zeremoniell vollzogen, das damals die Missionare aus Schottland eingeführt hatten, aber es verband sich mit älteren Riten, mit denen der eben Verstorbene den Ahnen empfohlen wurde. Wehklagende Frauen mit weißgeschminkten Gesichtern schickten ihn auf den Weg zu dem Jüngsten Gericht der Missionare. Kinder taufte man auf glückbringende Namen, über die sich die Mutter mit dem Alten beriet, der ihr künftiges Geschick unbeirrbar deutete, wobei er Knöchlein aus einem Hornbecher schüttelte wie Würfel. Bei allen Gelegenheiten und fast immer Sonnabend nachts trank man Bier in Anwesenheit des Häuptlings. Für ihn wurde ein geradlehniger Stuhl aus seinem Hause gebracht, obwohl alle anderen bequem im Sand hockten. Und ihm bot man den ersten Schluck aus einer alten, verzierten Schöpfkelle. (Die anderen tranken aus leeren Bohnen- und Sardinenbüchsen.) Bei dem Volk, zu dem der Stamm gehört, und auf dem Subkontinent, zu dem das Volk gehört, von Matadi im Westen bis Mombasa im Osten, von Entebbe im Norden bis Empangeni im Süden, ist es Brauch, daß beim Biertrinken jedermann willkommen ist. Keiner ist unerwünscht, kein Reisender oder Passant, der in seinem Einbaum den Fluß herunterstakt, der das Schlangenmuster seiner Fahrradreifen im Sand hinterläßt oder sein Näherkommen durch kilometerweite Mopaniewälder nur durch das Zertreten brüchiger, welker Blätter verrät – wenn die Hunde an den Herdfeuern schlafen und die Kinder ihre im Spiel gebauten Autobahnen verlassen haben. Jedermann im Umkreis beiderseits der Grenze bei Dilolo hat eine schwarze Haut, spricht die gleiche Sprache, genießt die gleiche Gastfreundschaft. Ehe die Regierung nachts Menschen erschoß, damit nicht noch mehr Männer verschwanden, wenn keiner wach war, um sie zu fragen: „Wohin gehst du?", fand niemand etwas dabei, 15 Kilometer weit ins Nachbardorf zu wandern, um dort Bier zu trinken.

Doch jetzt waren nichtbekannte Gesichter etwas Ungewöhnliches. Fiel in Dilolo der Schein eines Holzfeuers auf ein solches Gesicht, zog es sich in die Dunkelheit zurück. Niemand erwähnte solch ein Gesicht, nicht einmal die ganz kleinen Kinder, die kein Auge von ihnen wandten, wenn sie zwischen den Knien der Männer hockten und vor Staunen den weichen Mund offen hielten. Es war, als habe sich ihnen eine unsichtbare Erwachsenenhand auf die Lippen gelegt. Nur die jungen Mädchen kicherten wie immer und flirteten aus dem Hintergrund. Die älteren Männer fragten nicht, ob es Neuigkeiten von Verwandten und Freunden aus anderen Dörfern gäbe. Der Häuptling schien kein anderes Gesicht, keine anderen Gesichter zu sehen als sonst auch. Seine Augen hefteten sich statt dessen auf die älteren Männer. Er starrte sie an, und das spürten sie.

Als er am frühen Morgen aus der Hintertür seines Ziegelhauses auf die polierten Betonstufen trat, rief er einen von ihnen an. Der Mann kam mit seinen an den Vorderbeinen locker gefesselten Kühen und den unaufhörlich meckernden Ziegen vorüber. Er blieb halb abgewandt stehen, wie einer, der gleich weitergehen will, ohne aus dem Tritt zu kommen. Doch galt der Ruf ihm. Der Häuptling trug ein ausgefranstes, kragenloses Hemd und alte Hosen, ebenso wie der andere Mann, doch er ging nie barfuß. Die eine Hand, die mit der großen, stählernen Armbanduhr, hielt seine dickrandige Brille an einem Bügel fest, mit der anderen zog er an seiner Nase. Er hatte die gebieterische Gestalt eines Mannes, der noch im Vollbesitz seiner sexuellen Kraft ist, doch seine Augen blinzelten gegen die Sonne und sonderten in den Winkeln so etwas wie Coldcreme-Tropfen ab. Nach der üblichen Begrüßung zwischen einem Häuptling und einem Manne seiner Altersgruppe, der vor langer Zeit mit ihm zusammen beschnitten und als Erwachsener aus der Männerhütte im Mopaniewald herausgekommen war, sagte der Häuptling: „Wann kommt dein Sohn zurück?"

„Ich habe keine Nachricht."

„Hat er bei den Bergwerken unterschrieben?"

„Nein."

„Ist er auf die Tabakplantagen gegangen?"

„Er hat es uns nicht gesagt."

„Geht auf Arbeitssuche und sagt seiner Mutter nichts? Was ist das für ein Kind? Hast du es nichts gelehrt?"

Die Ziegen rupften mit ausgestreckter Zunge an den verkrüppelten Büschen, den einzigen Überbleibseln einer Hecke, die das Haus des Häuptlings umgab. Der Mann zog eine Dose Schnupftabak heraus, deren Deckel die Zahnspuren eines Kindes trug, und nahm behutsam, um nichts zu verschütten, eine Prise. Er wies auf seine Tiere und meinte entschuldigend: „Sie fressen dein Haus auf . . ." Er tat, als wolle er sie weiterscheuchen.

„Zum Fressen ist nichts mehr da." Den Häuptling kümmerte seine Hecke nicht, obwohl sie seine älteste Frau gepflanzt hatte, die einmal weiter stromaufwärts in der Missionsschule gewesen war. Er trat zwischen die Ziegen, als wolle er noch mehr Fragen stellen. Dann wandte er sich ab, ging zurück in seinen Hof und

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 140)

WOLLTEN SIE SCHON MAL EIN KALBSKOTELETT STREICHELN?

*übermächtig rast der sexualtrieb
in uns. dieser test verrät,
wohin mit ihm. alles, was sie brauchen,
ist ein scharf gespitzter
bleistift und das übliche quantum
an schmutziger phantasie*



humor von

MARSHALL BRICKMAN

VIELLEICHT IST ES Ihnen auch schon aufgefallen: Bestürzend viele intelligente, aber ratlose Männer irren zur Zeit durch die Straßen der großen Städte und suchen verzweifelt eine Antwort auf die knifflige Frage: „Warum bin ich dauernd so scharf?“

Um diese und alle ähnlichen Fragen ein für allemal aus der Welt zu schaffen, und eingedenk der Freizügigkeit, mit der heute von Hinz und Kunz sexuelle Probleme diskutiert werden, veröffentlichen wir hier eine Selbstanalyse ungewöhnlicher Art, den sogenannten Klugsch-Eißer-Eros-Test.

Dieser Test verdankt seinen Namen zwei weltweit anerkannten Experten auf dem Gebiet der Sexualtheorie. Dr. Johann Wolfgang Klugsch ist Professor für sexuelle Verirrungen an dem von ihm geschaffenen Institut in Wien. Er wurde für seine brillante „k.u.k.“-Dissertation, eine Arbeit über „Küssen und Kitzeln“, bereits mehrfach ausgezeichnet. Dr. Senta Eißer gelangte durch die Entwicklung ihrer Knutsch-Therapie zu frühem Ruhm. Sie gilt als Schülerin Wilhelm Reichs, mit dem sie vor 40 Jahren in Wien ein Taxi teilte.

Die Wissenschaftler Klugsch und Eißer gelangten mit einer ebenso simplen wie verwegenen Technik zu ihren aufsehenerregenden Einblicken in den menschlichen Intimbereich: Sie sahen zahllosen Paaren beim Geschlechtsverkehr zu. Die Erkenntnisse aus diesen Beobachtungen sind zu nachstehendem Test verarbeitet worden. Er vermittelt dem Teilnehmer, ob er sich als Einfaltspinsel, Narziß, Neurotiker oder lediglich als gewöhnlicher Nekrophiler betrachten darf.

Der Fragebogen wurde von minderjährigen Schülern der beiden Sexualexperten zusammengestellt. Nur wenn Sie alle Fragen ehrlich beantworten, können Sie ermitteln, wie verkorkst Ihr Sexualleben in Wirklichkeit ist. Bitte nicht schummeln.

Teil 1: Sexueller Reifegrad

Mit den ersten elf Fragen soll Ihr Basiswissen und Ihr sexuelles Engagement gemessen werden. Was das mit dem Reifegrad zu tun hat, erfahren Sie vielleicht im nächsten Heft, vielleicht aber auch nicht.

1. Woher kommen Babys?
   A. Von der Insel Mainau.
   B. Der Doktor bringt sie in seiner schwarzen Tasche.
   C. Wenn ein Mann und eine Frau den Wunsch verspüren, ihrer reifen und beständigen Liebe Ausdruck zu verleihen, mieten sie sich eins.
   D. Keine Meinung.
2. Kinder sind:
   A. Eine Strafe Gottes wie die Heuschreckenplage.
   B. Kuschelige kleine Plüschtiere.
   C. Ein spermatologisches Produkt.
   D. Uninteressant, bis sie ihren Anteil an der Miete leisten.
3. Hatten Sie als Kind Geschwister?
   A. Keine.
   B. Eines.
   C. Zwei.
   D. Drei oder mehr.
4. Was ist das: Geschwister?
   A. Familienmitglieder, die ich nicht gewollt habe.
   B. Niederbayerisches Synonym für Inzucht.
   C. Eine Art Spinne, aber mit mehr Beinen.
5. Wie viele angenehme Erlebnisse hatten Sie während Ihrer Kindheit?
   A. Eins.
   B. Zwei.
   C. Drei.
   D. Fertig ist der Brei.
6. Mußten Sie während der ersten sieben



ILLUSTRATIONEN BOB POST



Lebensjahre masturbieren, weil Ihre Eltern es so wollten?
A. Ganz, ganz selten.
B. So manches liebe Mal.
C. Nur, wenn ich nicht regelmäßig normalen Geschlechtsverkehr haben konnte.

7. Wie oft haben Sie nach dem siebten Lebensjahr masturbiert?
A. Täglich.
B. Stündlich.
C. Seitdem ohne Unterbrechung.

8. Haben Sie sich während der Pubertät für Ihre Genitalien interessiert?
A. Ja.
B. Nein.

9. Wenn ja, mit was?
A. Augen und Händen?
B. Zahnarztspiegel.
C. Vergrößerungsglas.
D. Zirkel.
E. Pauspapier.

10. Masturbation:
A. Macht blind.
B. Macht kurzsichtig, wenn man nicht früh genug damit aufhört.
C. Verursacht Pornographie.
D. Ist südlich der Mainlinie und in Italien verboten.
E. Wird nördlich der Mainlinie stark gefördert.

11. Masturbieren Sie in diesem Moment mit diesem Fragebogen?
A. Wwwie bitte?
B. Nein, nein. So sehen Sie doch: Meine beiden Hände liegen auf dem Tisch.
C. Noch nicht.

Teil 2: Sexuelles Temperament

In diesem Teil wird das sexuelle Temperament getestet – sofern es überhaupt vorhanden ist. Gleichzeitig werden Abnormitäten und fixe Ideen enttarnt. Sehen Sie nicht auf das Papier Ihres Nachbarn und antworten Sie schnell.

12. Wie lang sollte das männliche Glied sein?
A. Mindestens zehn Zentimeter.
B. Mindestens 13 Zentimeter.
C. Mindestens 16 Zentimeter.
D. Mindestens 20 Zentimeter.

13. Wie heißt die Hauptstadt von Bolivien?
A. Bolivia.
B. Lima.
C. Fulda.

14. Die „Missionarsstellung" ist:
A. Mann oben.
B. Frau oben.
C. Beide oben und Missionar unten.

15. Koitus interruptus bezieht sich auf den Teil der katholischen Messe, der nach dem Responsorium stattfindet.
A. Richtig.
B. Falsch.

16. Im normalen Geschlechtsverkehr erreichen Sie den Höhepunkt:
A. Einmal.
B. Zweimal.
C. Dreimal.
D. Viermal und mehr.

17. Sie und Ihr Partner erreichen den Orgasmus:
A. Immer gleichzeitig.
B. Nie, aber gleichzeitig.
C. Gleichzeitig, aber in verschiedenen Betten.
D. Orgasmus? Beherrschung ist alles!

18. Nach dem Liebesakt würden Sie gern:
A. Einen Orgasmus haben.
B. Sich einer gründlichen ärztlichen Untersuchung mit Leberfunktionstest, Röntgenbild und Blutdruck unterziehen.
C. Türkischen Honig essen.
D. Eine lange Pfeife rauchen.
E. Sich Ihrem Partner vorstellen.

19. Wie verhalten Sie sich in der Regel beim Orgasmus?
A. Ich schreie: Joi-joi-joi-joi-joi!
B. Ich sehe einen mit Linsen gefüllten Gummihandschuh vor mir.
C. Ich werde steif und naßkalt wie ein toter Karpfen.
D. Ich rufe: „O Taumel ... äußerste Lüsternheit ... ich sterbe!"

20. Die korrekte Anzahl der Brüste einer Frau sind:
A. Eine.
B. Zwei.
C. Drei.
D. Jede gerade Zahl.

21. Ihr ungewöhnlichster Ort für einen Geschlechtsverkehr war bisher:
A. Während einer Demonstration vor dem Atomkraftwerk Brokdorf.
B. In der Mensa einer Universität.
C. Als Statist in einer Aufführung des *Tannhäuser.*
D. Im Bett.

22. Wenn Sie ein Homosexueller wären (Sie sollten sich da nicht so sicher sein, niemand ist hundertprozentig irgend etwas), würden Sie in diesem Fall abends am liebsten:
A. In den Park gehen und Heterosexuelle ticken?
B. Hot pants für Zuhälter häkeln?
C. Kokett die Hände in die Hüften stemmen und „Süßer" sagen?
D. Einen Ausflug über John Wayne machen?

23. Wenn Sie ein Heterosexueller wären (was Sie vielleicht sind, betrachten Sie sich einmal genauer), würden Sie dann abends am liebsten:
A. In den Park gehen und von Homosexuellen getickt werden?
B. Die Sahara dem Erdboden gleichmachen, um den Arabern mal eine Lehre zu erteilen?
C. In Umkleideräumen mit den Kameraden Körperpuder vergleichen?
D. Eine ältere Dame belästigen?

24. Antworten Sie schnell und ehrlich!
1. Gelbkarierte Hosen mit Falten machen mich an:
A. Richtig.
B. Falsch.
2. Bumsen macht jede Frau gefügig:
A. Richtig.
B. Falsch.
3. Nichts gegen Petting beim ersten Rendezvous, aber nur bis zur Gürtellinie:
A. Richtig.
B. Falsch.
4. Ein flotter Dreier mit mehr als zwei Puppen ist nicht so einfach, es sei denn, eine davon ist „bi":
A. Richtig.
B. Falsch.

Teil 3: Welt der Phantasie – Tagträume

Kürzlich durchgeführte Studien haben ergeben, daß 96 Prozent aller Autounfälle von Fahrern verursacht werden, die mit ihren Gedanken nicht bei der Sache sind. Tagträume sind so beherrschend, daß sie die Sinne lähmen. („Tut mir leid, Herr Wachtmeister, ich habe den Gemüsewagen, der mir entgegenraste, weder gesehen noch gehört.") Die traurigen Folgen sind verpaßte Rendezvous' und andere Peinlichkeiten oder gar der Tod. Beantworten Sie die folgenden Fragen so exakt wie möglich, weil nur dadurch die verborgenen Winkel Ihrer Phantasie bloßgelegt werden können.

25. Haben Sie jemals daran gedacht, ein Pferd zu küssen? Nun mal ehrlich.
A. Ja.
B. Nein.
C. Wie sieht das Pferd aus?

26. Wollten Sie je ein anderes Tier küssen? Wenn ja, welches?
A. Marabu.
B. Den Hund von Baskerville.
C. Boa Constructa.
D. Moby Dick.
E. Maihofers Wanze.

27. Wie kam es dazu?
A. Der Reiz des Neuen.
B. Meine Frau hatte mich verlassen.
C. Sodomie ist ein Laster wie du und ich.

28. Wie oft träumten Sie von einer Romanze mit einem Gemüse, zum Beispiel Mais oder Leipziger Allerlei?
A. Einmal pro Woche.
B. Zweimal pro Woche.
C. Nie.

29. Glauben Sie, daß es schön wäre, wenn Sie, in eine Pastete gebettet, dem König zum Abendmahl serviert würden?
A. Ja, einmal pro Woche.
B. Ja, doch nur an hohen Feiertagen.

30. Haben Sie sich je gewünscht, von

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 182)



*„Mein verstorbener Mann sagte immer:
Suppe nährt!“*

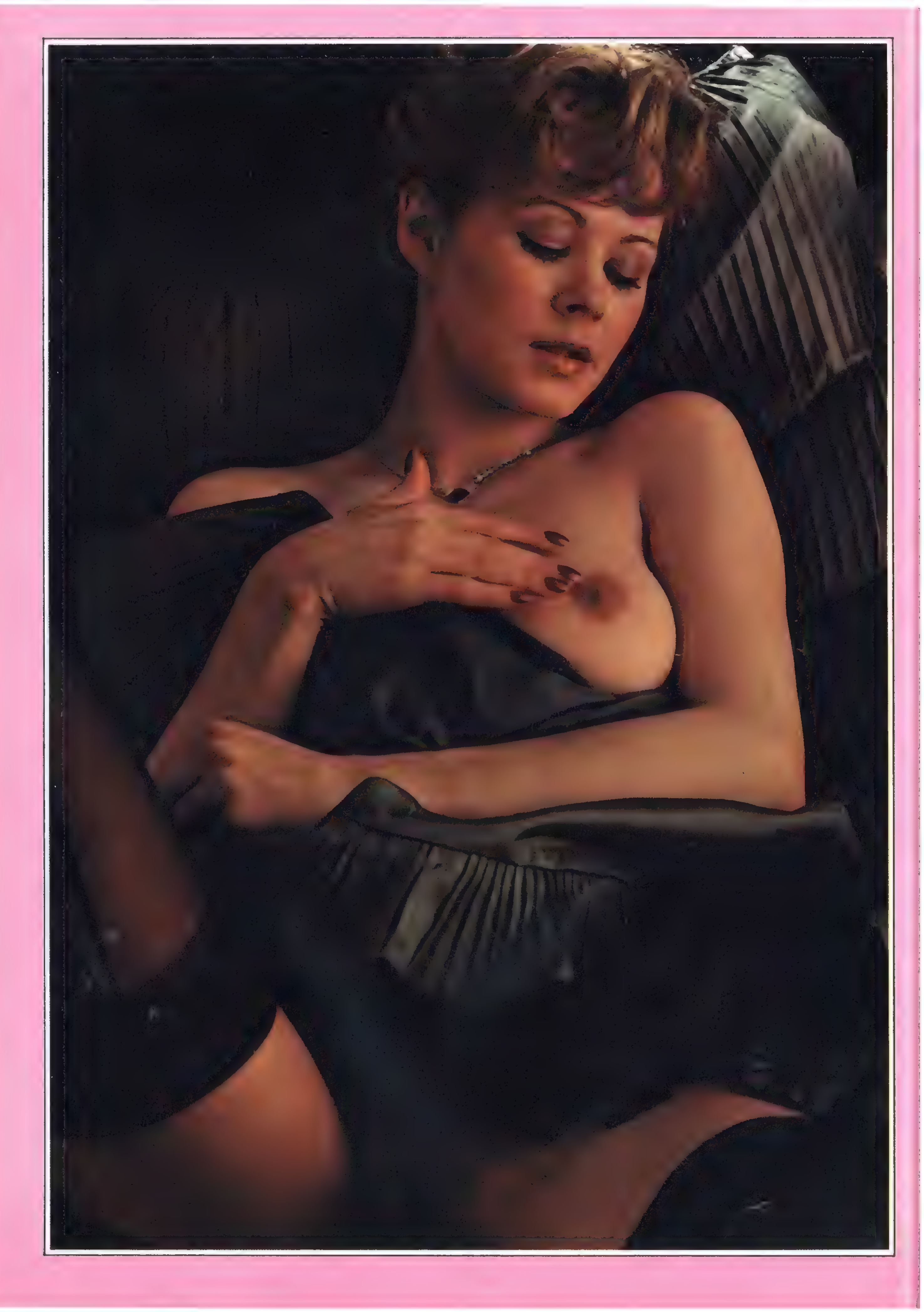
Die deutsche Playmate des Jahres

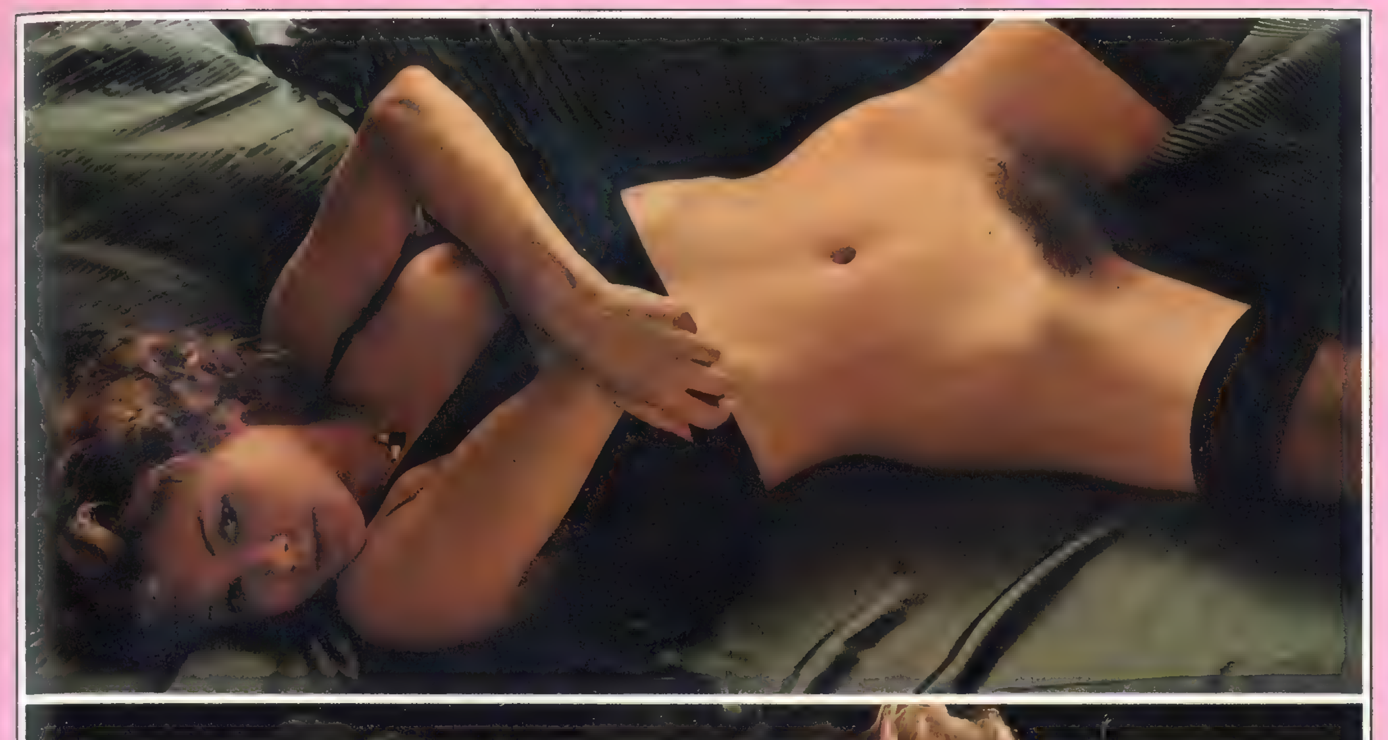
doris anders, playmate vom november '76, möchte hier auf ein besonderes ereignis anstoßen. denn doris ist unsere playmate des jahres – die erste made in germany



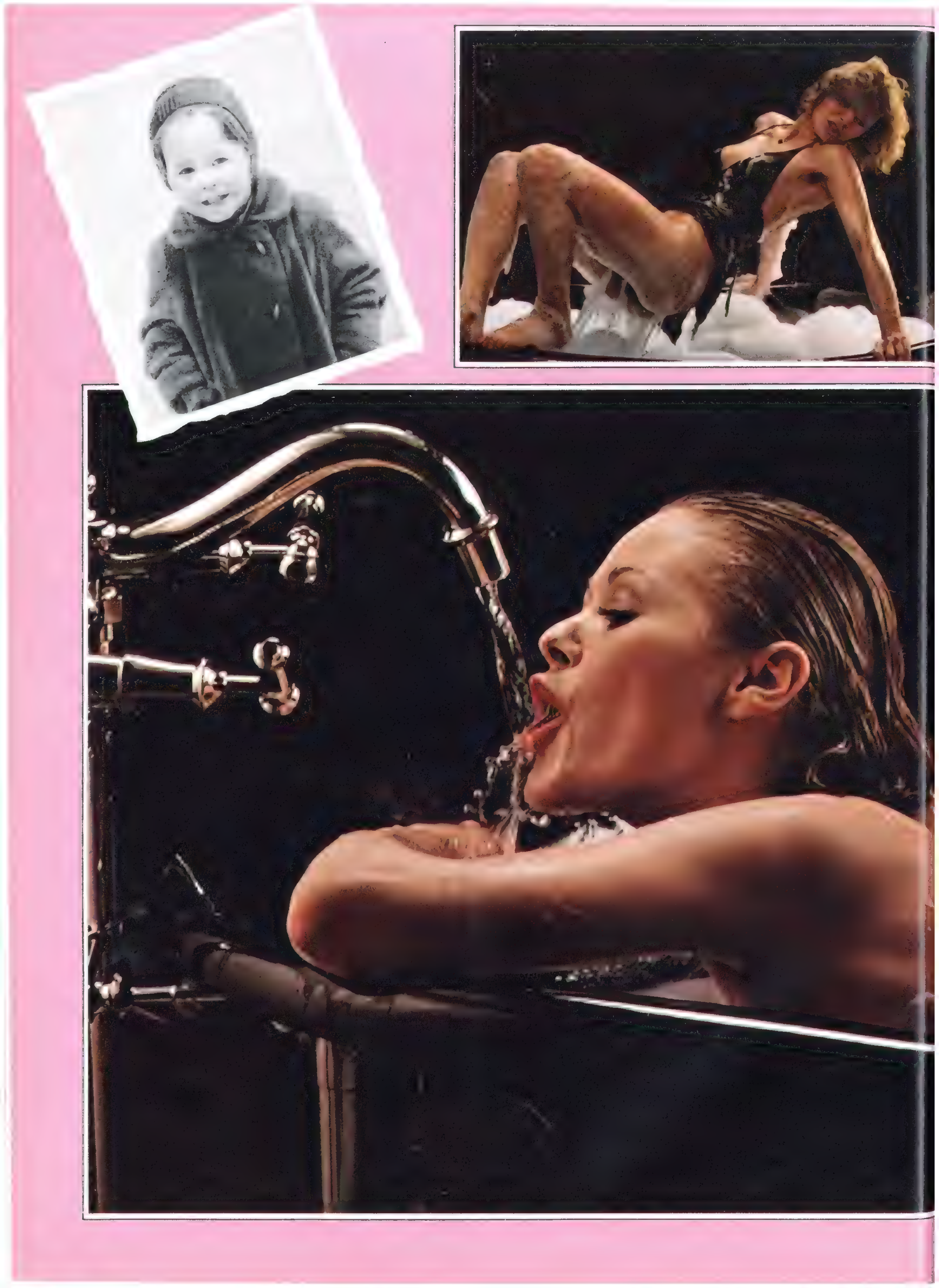
Heißes Spielzeug für das Mädchen aus Köln mit dem starken Spieltrieb. Ein Porsche 924: PLAYBOYS *Geschenk an die Gewinnerin.*







Männer, bei denen Doris glatt ins Träumen gerät. Sanft müssen sie kommen, soft wie der Samt-Soul von Barry White. Doris über die Männer: „Wenn einer drauf aus ist, geht bei mir gar nichts, ich schwör's." Doch was soll's. Doris ist treu. Weil Rolf alles hat, was Doris an Männern mag. Sagt Doris. Reichlich Drive, damit es bei der Doris nicht nur beim Träumen bleibt. Und reichlich Haar – nicht nur von Ohr zu Ohr. Auch in anderen Regionen entdeckt Doris Ersprießliches. So sagt's die Anders: Bart muß sein. Und Erfahrung und Reife. Und so dies und das. Doris bestickt. Gut 18 Jahre ist es her.





Manche lieben es heiß, andere mögen's warm, Asketen genießen kalt. Nur unsere Playmate des Jahres kann sich so schnell nicht mehr für guttemperierte Wonnen in der Wanne erwärmen. Denn was ihr da kommt, sind alles andere als delikate Badehistörchen. Tage hat sie in der Wanne zugebracht. Und dann dieser Muskelkater . . . Zu dem kam's, weil Fotograf Peter Weissbrich die Doris immer wieder zum großen Rein-raus-Spiel an den Zuber bat. Was beim Turnen über Schaumkronen herauskam, ist freilich sehenswert. Außerdem gibt's hier Klein-Doris geradewegs aus dem Familienalbum. Im Westerwald war's – da pfiff der Wind.





Piano-Party mit Doris, die bei männlichen Gästen ganz bestimmte Saiten zum Klingen bringt. Kontrastprogramm aus dem Familienalbum. Doris im Maximantel. Dem ersten in Köln. Vor sechs Jahren war's. Doris wollte damals einer Kommune beitreten. Doch nach kurzer Ortsbesichtigung wurde das Experiment Großfamilie abgebrochen. Denn bei den kölschen Kommunarden ging's drunter und drüber.





Was Doris sich wünscht: eine ganz lange Urlaubsreise. Es muß nicht unbedingt Spanien sein, wie vor zwei Jahren auf dem Urlaubsfoto. In München würde sie ganz gern wohnen. Ski fahren lernen und tanzen – am liebsten zur Musik von Donna Summer. Der Film „Emanuela“ hat ihr gefallen – schöne Menschen eben bei einer angenehmen Beschäftigung. „Casanova“ dagegen, den von Fellini, findet sie zum Gähnen. Außerdem wünscht sich das schöne Kind noch viele stürmische Fototermine mit Wannen und Flügeln. Das Furioso bitte noch einmal – Doris.



„Seltsame Art von Verkehrsunfall, das“

die liebesfalle aus den nouvelles nouvelles

FALKEN, HUNDE, Diener, Türsteher, Wachen zu Dutzenden und dazu einen Stall voll edelster Pferde und eine Küche mit molligen Mägden – das alles hielt der Chevalier Richard, einer der reichsten Männer in Burgund, sich in seinem Schloß. Um seiner Seele willen hielt er sich auch einen Kaplan, und für die Seligkeit seines Körpers eine bezaubernde, dunkelhäutige Geliebte.

Die Anwesenheit von Mlle. Hélène im Château war im provinziellen Burgund etwas außergewöhnlich, und die Bürger des Ländchens zerrissen sich die Mäuler deswegen. Der Chevalier und seine Dame jedoch hatten einiges von der Welt gesehen. Es bereitete ihnen durchaus Vergnügen, wenn sie sich ausmalten, was in den Stuben und Boudoirs über sie getuschelt wurde, denn Hélène war schärfer als der Senf von Dijon.

Es war fast vorauszusehen, daß die Nähe dieses schönen Mädchens den Kaplan, der ein gesunder, vollblütiger Mann war, mit seinen Gelübden in argen Zwiespalt brachte. Wann immer er sie sah, fühlte er sein Herz anschwellen. Aber auch südlich des Herzens schwoll etwas, das er – ehe er der Mademoiselle begegnet war – schier vergessen hatte. So konnte er sich nicht zurückhalten und machte ihr bei jeder Gelegenheit, die ihm sich bot, charmant und manchmal auch recht keck den Hof.

Hélène fand Gefallen an diesem Spiel; aber sie war eine Frau, die im Laufe ihres jungen Lebens wohl zu unterscheiden gelernt hatte zwischen der Liebe in einem Heuschober und der in einem üppig ausgestatteten Schlafzimmer, und darum erschien es ihr ratsam, hin und wieder dem Chevalier von den Annäherungsversuchen des Kaplans zu berichten.

Dieser jedoch nahm das ernster als seine Geliebte, und eines Tages rief er den jungen Kaplan zu sich, um ihn zu warnen: „Ich nehme an, Ihr wißt von den harten Strafen für Wilderer? Ich behalte mir alle Jagdrechte – sowohl im Wald wie im Schloß – vor, und jeder Eindringling wird mein Gebiet ohne Ohren oder in noch schlimmerem Zustand verlassen."

„Meiner Treu, mein Herr", sagte der Geistliche, „niemals würde mir dieser Gedanke in den Sinn kommen!"

Ganze zwei Wochen hielt er sein Wort, dann aber vergaß er die Mahnungen seines Herrn, Traumbilder von dem wohlgerundeten, seidigen Körper seiner Angebeteten schwächten sein Gedächtnis. Begegnete er ihr irgendwo allein, berührte er sie wie zufällig, versuchte sie an sich zu ziehen und flüsterte ihr anzügliche Komplimente ins Ohr. Sie lachte nur und machte sich los; ihre Blicke und Bewegungen aber stürzten den frommen Mann in immer größere Verwirrung. Der Arme ahnte nicht, daß sie jeden Zug in diesem Spiel besser beherrschte als er: vom Rösselsprung bis zum Schachmatt. Der Pfaffe war kein Gegner für sie.

Des Nachts erzählte sie dem Chevalier in allen Einzelheiten von der ungeschickten Werbung des Kaplans, und beide ergötzten sich an den Geschichten. Sie amüsierten sich über jeden neuen Versuch, mit dem er die Tugend der Demoiselle in Gefahr bringen wollte, und dachten sich immer neue Pläne aus, um ihn an der Nase herumzuführen.

Schließlich aber erfand der Chevalier einen teuflischen Plan, um den Spaß auf die Spitze zu treiben.

„Erzähle ihm morgen, daß ich vollkommen erschöpft von der Jagd heimgekommen bin und sofort schlafengegangen sei. Dann wirst du ihn um Mitternacht in dein Bett locken. Gib ihm heimlich zu verstehen, daß du alles tun wirst, was ihm gefällt."

Hélène war sehr erstaunt. „Und *soll* ich wirklich alles tun, was er will?"

„Mit einer Ausnahme", sagte der Chevalier. „Ich werde an deinem Körper eine kleine, raffinierte Erfindung anbringen, die ich mir ausgedacht habe und die unseren *monsieur le chapelain* ganz gewiß überraschen wird."

Das Stelldichein wurde also heimlich verabredet. Dem armen Kaplan war schwindlig vor Vorfreude, und um Mitternacht begab er sich atemlos in das Zimmer des Fräuleins. Er hatte ganz und gar vergessen, daß er aber auch das Revier seines Herrn betrat, sich in dessen Bett und an seinen Lieblingsplatz legte. Im Dunklen ließ er seine Amtstracht fallen und stürzte sich dann wie närrisch ins Paradies.

Nun, ein geübter Jäger kennt alle Arten von Fallen: Fallstricke, Fanggruben, Fangnetze und Vogelschlingen. Und so eine Vogelschlinge hatte der Chevalier sehr geschickt und unauffällig genau vor dem Ziel aller männlichen Wünsche drapiert. Als sich der Kaplan auf den verlokkenden Köder stürzte, zog der Chevalier Richard, der sich auf der anderen Seite des Bettes versteckt hielt, eine mit Spitzen verzierte Drahtschlinge zu. „Schwisch" machte es, und der Kaplan heulte auf vor Schmerz, als sein edelstes Teil in der Falle gefangen saß.

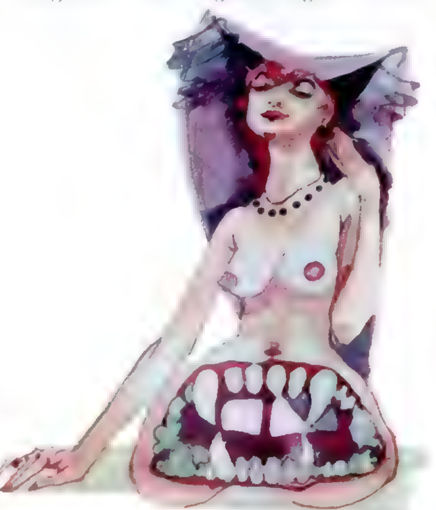


ILLUSTRATION: RAINER HARTMETZ

„Alle Feuer der Hölle", schrie er. „Bist du ein Weib oder ein Fallgatter?"

„Weder das eine noch das andere, werter Kaplan", erwiderte der Ritter und lachte, „sondern eine Falle für den schmutzigen Vogel, der sich in ein fremdes Nest wagt!" Und er zog noch etwas stärker an. Der Kaplan tanzte in seiner Pein auf und ab, er heulte vor Zorn und Schmerz; aber alle Mühen, sich zu befreien, halfen nichts.

Fast verrückt vor Schmerzen flehte er endlich den Chevalier an, ihn, um aller Heiligen willen, zu befreien.

Der Chevalier lockerte die Schlinge und sprach: „Verlaßt sofort dieses Zimmer, und kehrt nie wieder hierher zurück. Dieses Mal sei Euch vergeben, aber beim nächsten Mal wird die Strafe noch schmerzhafter sein. Da werdet Ihr nicht so glimpflich davonkommen."

„Mademoiselle war es, die mich auf diesen Gedanken gebracht hat", jammerte das Opfer, „niemals wieder werde ich ein Wort mit ihr wechseln oder auch nur einen Blick auf sie werfen."

Chevalier Richard und seine Geliebte konnten kaum mehr an sich halten. Als der Mann aus dem Zimmer geflohen war, brachen sie in schallendes Gelächter aus. Bei einer Flasche Wein fielen ihnen nicht wenige witzige Bemerkungen über den Tanz des gefangenen Kaplans ein. Dann warfen sie sich aufs Bett und führten aus, was der Kaplan so heiß ersehnt hatte.

War das das Ende? Nicht ganz. Chevalier Richard hatte die Neugier und Wollust Hélènes unterschätzt. Das falsche Spiel jener Nacht hatte sie auf den Geschmack gebracht. Und einige Monate später, als der Chevalier auf einer längeren Reise war, begab sie sich eines Abends zu dem niedergeschlagenen Kaplan, nahm seine Hand, drängte sich zärtlich an ihn und lud ihn von neuem ein. Und diesmal gab es keine Schlinge, die den Vogel hindern konnte, es sich im fremden Nest wohlsein zu lassen.

Meine Herren, wenn Ihr Euch aufmacht, um Wilderer fernzuhalten, so denkt stets daran, daß es überall Wild gibt, daß sich sehnt, von fremden Händen gefangen zu werden.

– Nacherzählt von Juscha Zoeller



ILLUSTRATION GÜNTER BLUM/FOTO GERHARD VORMWALD/PRODUKTION UTE HOFINGER

Zurück zum Scheitel und zur Brillantine: Rudolfo Valentino stand Pate für Yul Brynners Frisur, die der Pariser Coiffeur Jacques Dessange vorschlägt.

Da staunt Kojak und läßt den Lolly: Die Münchnerin Mara Cromer, MCM-Salon, verpaßte dem Kripo-Star einen extrem modischen Bürstenkopf nach Art des James Dean.



Erkennen Sie David Carradine in der Vidal-Sassoon-Frisur? Der Kung-Fu-Held ließ sich sein Haar vom Wirbel nach außen schneiden. Das ergibt den schwungvollen Keileffekt.

Nicht so ernst, Tänzer! Paßt doch ganz gut zu Jürgen Feindt – diese praktische Schüttelfrisur aus dem Salon Carita, Paris. Merkmal: perfekter Schnitt, leichte Dauerwelle.

ALLE HAARE WIEDER

Es soll Mädchen geben, die spitz auf einen Kerl mit langen Haaren sind. Schnee von gestern. Diesen Sommer trägt man kurz. Nicht länger als bis zum Kragen. Wie gut das aussieht, demonstrieren hier vier Herren, die sonst wenig für Haare übrig haben. Was wirklich zu Männern gehört, die ihre Frisur und ein Umfeld pflegen wollen, das man gemeinhin Gesicht nennt, ist ein Set wie dieses: Bronzer – Bräune aus der Tube (That Man, 15 Mark). Transparenter Rasierschaum – für Naßrasierer, die sehen wollen, wohin die Klinge gleitet (aramis, 20 Mark). After-shave-Lotion – um die Haut zu beruhigen (Aigner, 24,50 Mark). After-shave-Emulsion – um das Austrocknen der Haut zu verhindern (Chanel, 30 Mark). Antischuppen-Tonikum – vorbeugend (Wella, 8,90 Mark). Haarfestiger für feines Haar (aramis 900, 20 Mark). Schuppenshampoo (ZP 11 von Revlon, 9,50 Mark). Balsamspülung für trockenes Haar (Schwarzkopf, etwa sechs Mark). Fön (Braun Man-Styler, 58 Mark). Bartkamm und Bürstchen für Bartträger (20 Mark).

ES IST DEIN AUFSCHLAG (Fortsetzung von Seite 106)

verärgert auf und ab zu gehen. Die Zuschauer kreischten hysterisch.

„Mister Nastase", sagte der Schiedsrichter, „Sie verzögern das Spiel, und wenn Sie nicht damit aufhören, werde ich Sie disqualifizieren."

Nastase holte seinen Schuh, blieb aber am Rand des Spielfeldes stehen und unterhielt sich mit den Zuschauern. Ein Reporter bat ihn, sich neben den strengen Linienrichter zu stellen, und Nastase tat ihm den Gefallen.

„Mister Nastase", knurrte der Schiedsrichter. Nastase drehte sich um und grinste. „Wenn Sie nicht binnen 15 Sekunden aufgeschlagen haben, wird Mister Richey zum Sieger erklärt."

Der Schiedsrichter fing an zu zählen. Nastase schwatzte weiter mit seinen Fans. Dann ging er langsam zu seiner Aufschlaglinie. Aber es war zu spät. Nastase wurde disqualifiziert.

Eine Stunde später kam er zu mir auf die Tribüne. „Sehr schön", seufzte er. „Jeder wird morgen Zeitung lesen und denken, daß Nastase mal wieder böse war. Das ist das Problem. Die Leute sehen immer nur mich. Aber sie kennen nicht diesen Linienrichter, der den ganzen Tag versucht hat, mich fertigzumachen."

Nastase nahm einen seiner Schläger und drosch ihn durch die Luft. „Trotzdem, ist ganz in Ordnung", meinte er grinsend. „Ist freies Land. Laß Leute denken, was sie wollen."

Der Tennisspieler Fred McNair hat über Ilie gesagt: „Man muß ihm wie jedem Künstler ein paar Zugeständnisse machen. Der Mann ist ein Genie, und deshalb sollte man ihm mit entsprechender Nachsicht begegnen."

Als sich Nastase zum erstenmal auf einem Tennisplatz prügelte, war er 14 Jahre alt; das Opfer war der Sohn seines Trainers. Mit 17 wurde er zum erstenmal gesperrt. Er schätzt, daß ihm allein seit 1970 rund 60 000 Dollar – etwa 150 000 Mark – an Geldstrafen aufgebrummt worden sind. In den letzten zwei Jahren wurde Nastase auf Turnieren in England, Italien, Kanada, Palm Springs (Kalifornien) und in Washington (gegen Richey) disqualifiziert. 1975 wurde er mit einer Rekordstrafe von 6000 Dollar belegt, weil er die beiden letzten Sätze im Endspiel um die „Offene" von Kanada in Toronto sichtlich lustlos und gelangweilt absolviert und das Spiel praktisch kampflos an Manuel Orantes abgab. Der Grund: Ilie hatte sich beim „Tiebreak" im ersten Satz – welche Überraschung! – über die Entscheidung eines Linienrichters geärgert.

Das amerikanische Magazin *Tennis* hat gefordert, Ilie Nastase ein Jahr lang für sämtliche Turniere zu sperren.

Ilie hat auf dem Tennisplatz bisher alle nur denkbaren Possen und Slapstick-Komödien zum besten gegeben. Einmal, bei einem Spiel in Kalifornien, kündigte der Schiedsrichter den Regeln entsprechend „new balls" an (wozu man wissen muß, daß „balls" im Amerikanischen nicht nur Bälle sind, sondern auch das, was man bei uns volkstümlich mit „Eiern" umschreibt); worauf Nastase ein spitzbübisches Grinsen aufsetzte und anfing, seine Tennis-Shorts auszuziehen. Wenn Jimmy Connors bei einem Doppel mit Nastase stolpert und auf die Nase fällt, pflegt sich Nastase rittlings auf seinen Partner zu setzen. Einlagen wie diese haben den beiden die Bezeichnung „Rüpel-Zwillinge" eingetragen.

Nastases Temperament ist legendär. Wenn er sein Mißfallen ausdrücken will, klemmt er seinen Schläger zwischen die Beine und schiebt ihn hin und her. Oder er macht einfach keinen einzigen vernünftigen Schlag mehr – wie gegen Orantes in Kanada. Oder er schockt das Publikum mit seiner ganz persönlichen obszönen Geste, dem aufgerichteten Mittel- und Zeigefinger (von der er dann behauptet, es sei das „rumänische Friedenszeichen").

Nastase ist als Doppelpartner des Negers Arthur Ashe mit einem schwarz geschminkten Gesicht auf den Tennisplatz gekommen, und zusammen mit Jimmy Connors verkleidet wie ein Gentleman: Bowler auf dem Kopf, das Glas Champagner in der Hand.

„Ganz egal, wie schlecht er sich auch benimmt", sagte Hans-Jürgen Pohmann nach seinem Spiel gegen Nastase, „die Leute kommen, um ihn zu sehen. Es ist unglaublich!" In den USA hat Nastase längst den passenden Spitznamen weg – man nennt ihn „Nasty" (englisch für unartig, gemein).

„Einer muß den bösen Buben spielen – warum nicht ich?" hat Nastase gesagt. „Ich mache meinem Ärger Luft – andere fressen ihn in sich hinein und bekommen Magengeschwüre. Warum wollen die Leute, daß ich normal bin? Ist langweilig. Wer will denn jeden Tag Steak essen? Ist genauso langweilig."

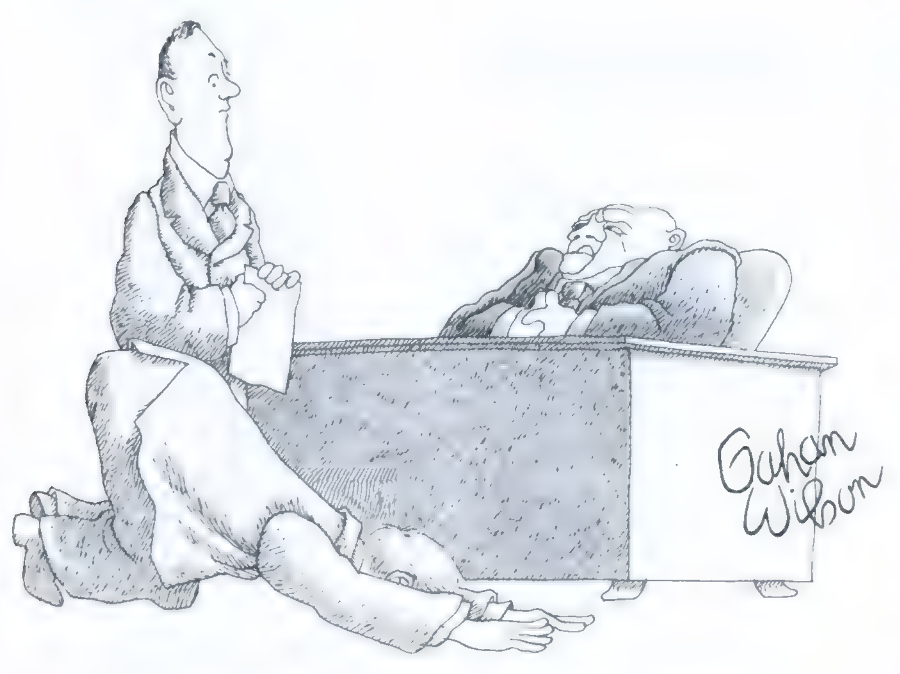
•

Bei einem Aufenthalt in New York kommt Nastase auf die Idee, sich von einem New Yorker Reisebüro Flugtickets ausstellen zu lassen, mit denen er alle Städte anfliegen kann, in denen Turniere der Hallensaison stattfinden. Das ist Schwerarbeit für eine junge Angestellte, und Nastases dürftiges Englisch dabei kaum von Nutzen. Er ist in Begleitung des Tennis-Managers Bill Riordan, und beide müssen auf dem schnellsten Weg zum Flugplatz. Als das Mädchen endlich alle Tickets ausgestellt hat, ist eine Stunde vergangen. Trotzdem bittet Nastase seinen Begleiter, noch einen Moment zu warten und geht hinaus auf die Fifth Avenue. Nach zehn Minuten kommt er zurück – mit einer Schachtel Pralinen für das Mädchen.

„Unglaublich", meint Riordan, „wenn Nasty nicht noch am gleichen Tag abgeflogen wäre, hätte die Kleine bestimmt mit ihm geschlafen."

•

Nach einem Match gegen Harold Solomon in Boston sagte Nastase: „Ich dachte, ich sollte gegen *einen* Juden spielen, jetzt



„Von dem können Sie noch 'ne Menge lernen, Axmann"

Agfacolor CT 18. Farbtreu bis in die feinsten Töne.



Natürliche Hauttöne. Ein Film mit optimaler Gradation kennt keine zulaufenden Schatten Tele 135 mm, Bl. 8, 1/250 sec.



Auch wenn die Farbe Blau dominiert – die Hauttöne müssen stimmen. Im richtigen Moment auslösen. Bl. 5,6, 1/500 sec.



Aktionsnaher Ausschnitt. Die nuancenreiche Farbwiedergabe verstärkt den Eindruck der Realität. Kamera mitziehen. Bl. 5,6, 1/250 sec.



Grün in allen Nuancen. Dieses Motiv verlangt einen Film mit sicherer Farbdifferenzierung. Bl. 8, 1/125 sec.



Eine natürliche Wiedergabe von satten Tönen bis zu zarten Verläufen. Hier kommt es auf klare, reine Farben an. Bl. 8, 1/125 sec.



Knalliges Gelb soll auch im Dia leuchten. Ein langes Tele holt den Wagen formatfüllend ins Bild Tele 200. Bl. 4, 1/500 sec.



Nutzen Sie die optimale Farbabstimmung Ihres Films auch mal bei wenig Licht. Ein 200-mm-Tele vergrößert die Sonne. Stativ. Bl. 4, 1/30 sec.

Deutschlands Dia-Film Nr.1

Agfacolor CT 18. Das heißt:
→ Sorgfältige Auswahl der Farbkuppler.
→ Optimale Sensibilisierung und Gradation.
→ Neutrale Abstimmung der Farbschichten.
→ Höchste Präzision beim Aufeinandergießen der Farbschichten.

Das Ergebnis: Gestochen scharfe Dias, farbtreu bis in die feinsten Töne. Deshalb ist der Agfacolor CT 18 Deutschlands beliebtester Dia-Film.

Speziell für Aufnahmen bei wenig Licht: Agfacolor CT 21. Lichtstark durch 21 DIN.





Der schnelle Entwicklungs-Service sorgt dafür, daß Sie auf Ihre Dias nicht lange warten müssen.

WO TENNIS AM MEISTEN SPASS MACHT

Wimbledon, das inzwischen auf 100 Jahre Tennisgeschichte zurückblicken kann, findet diesmal vom 20. Juni bis 2. Juli statt. Es geht um 280 000 Dollar an Preisgeldern. Der Liebreiz der dort vertretenen Weiblichkeit ist aktenkundig: Im Polizeibericht des Londoner Reviers SW 19 stand voriges Jahr nachzulesen, daß ein arabischer Botschaftsangehöriger vor lauter Begeisterung Hand an sich gelegt hat. Die Frage, warum er dabei ein Präservativ verwendet habe, beantwortete er beim Verhör immerhin logisch: „Weil meine Frau über die Flecken schimpft . . ."

Weitaus weniger Grund zum Frust haben die Spieler, die das Gloucester Hotel frequentieren, das gleich um die Ecke vom Air Terminal in der Cromwell Road liegt. In der Halle tummeln sich Tennis-Groupies (oft tagelang anhänglich) und Air-Hostessen (reisen morgens weiter). Wer dort kein Glück hat, kommt sicherlich unten im Nightclub zurecht. Viele Cracks gehen zum Essen die paar Schritte zu dem Italiener Ponteveccio schräg gegenüber der U-Bahn-Station Gloucester Road.

Im Stade Roland Garros in **Paris** werden vom 23. Mai bis zum 5. Juni die Meisterschaften von Frankreich ausgetragen; mit 300 000 Dollar an Preisgeldern ist es das teuerste Turnier Europas. Die neue Luxusherberge Sofitel-Sèvres gibt den Spielern Sonderpreise. Wer glaubhaft versichert, der Freundesfreund eines Tennisstars zu sein, kann zu den günstigen Konditionen reinrutschen. Après-Tennis verstreut sich über die Stadt. Pohmann und der Tscheche Kodes finden das Löwenbräu schön – Nastase, Borg und Co. gehen auf den Montmartre, zu Chez Michou, wo's ein bißchen schwul ist, was aber beim Essen kaum stört; snobby das LaSerre in der Avenue Roosevelt neben der deutschen Botschaft.

Der West Side Tennis Club in **Forest Hills** bei New York ist vom 29. August bis zum 4. September Schauplatz der US-Championships. Im Club selbst ist es so reizvoll wie in einer McDonald's-Bude. Die Spieler steigen im Roosevelt oder im Summit ab, werden aber meist von Fans und Familien abgeschirmt. Essen geht man ins Steak and Brew, wo man 15 Dollar bezahlt und sich dafür so viel einverleiben kann, wie man will.

In **Dallas/Texas** gibt es jetzt jährlich zwei Tennis-Ereignisse. Anfang Januar findet im Market Center die einzige Messe der Welt statt, die ausschließlich Tenniszubehör gewidmet ist. Mitte Mai spielen im Coliseum die acht Besten um die Weltmeisterschaft von WCT (World Championship Tennis Inc.). WCT ist nur eines von mindestens 50 lukrativen Unternehmen des Öl- und Silber-Magnaten Lamar Hunt, dem auch die halbe Stadt gehört. Im Hilton und im Ramada Inn wohnen Spieler und Presseleute sowie viele nachlaßverwertende Witwen. Dallas selbst bietet keine Höhepunkte. Wer sich nicht langweilen will, nimmt nach dem Sportgeschehen eine kleine Maschine nach Lakeway, wo WCT eine Art Tennis-Wunderland aufgebaut hat; hier findet das Spiel nicht nur auf dem Tennisplatz statt. Samstags lohnt sich das voluminöse Dinner Dancing im Fairmont, bei dem man erfährt, warum alles groß ist in Texas (Smoking erforderlich).

Die acht Besten der Grand-Prix-Turniere von ATP (Association of Tennis Players) ermitteln ihren Meister diesmal wahrscheinlich Anfang Januar in **New York**. Bei diesem Finale (bisher Commercial Union Masters, jetzt Colgate Masters) geht es um 300 000 Dollar.

Noch ein bißchen deutsche Tennisszene: Sie findet fast ausschließlich in München (Ende April – Preisgeld 75 000 Dollar), Hamburg (Mitte Mai – 125 000 Dollar), Düsseldorf (im Anschluß an Hamburg – 75 000 Dollar) und Berlin (13. bis 19. 6. – 50 000 Dollar) statt. Am erfreulichsten sind die Aspekte in **München**. Das liegt nicht am Hilton oder Sheraton, wo die Spieler wohnen, sondern am Iphitos-Club, wo um diese Zeit mehr Schwabing ist als in Schwabing. Die Nähe der Fernseh- und Filmstudios bringt viel Volk auf die ansehnlichen Beine; das sportliche Geschehen kann dabei sogar störend wirken. Spontane Festivitäten finden nach wie vor im (umgebauten) Klubhaus statt. In **Hamburg** geht es offizieller zu – und das gilt nicht nur für die Internationalen Meisterschaften von Deutschland. Die Bar im Klub an der Alster ist ein bißchen schmal, und zum Rumhocken ist's auch ziemlich eng. Das Garten-Café ist nicht mehr so sssteif wie früher, aber noch ziemlich sssportlich. Die Spieler wohnen im Crest-Hotel (früher Esso Motor). Rund um den Mittelweg und die Rothenbaumchaussee werden Dorfkrug und Roma sowie Friesenstube frequentiert; Fischiges gibt's bei Sellmer (jetzt in Eppendorf) oder bei Carl Voß am Hafen. Das schönste in **Düsseldorf** ist nicht der Rochus-Club, wo wenig von rheinischer Kontaktfreudigkeit zu spüren ist, sondern die Altstadt und seit einiger Zeit auch Oberkassel auf der anderen Seite des Rheins. Goldene Welt, El Gaucho und Bâteau Ivre empfangen Spieler verschiedener Einkommensklassen, Heuser (Oberkassel) ist berühmt für seinen Speckpfannkuchen; der englische Pub daneben ist ein gutes Pick up. Die Sportler betten ihr müdes Haupt meist auf die Kissen von Interconti und Hilton. Recht gemütlich wird es oft im LTTC Rot-Weiß in **Berlin**. Bevorzugte Herbergen sind Kempinski und Schweizer Hof, in denen die Spieler auch meist essen. Abends findet man die Stars in der Charlottenburger Kneipe des früheren Schauspielers Heinz Holl.

sind es 20 000." Während eines vom Fernsehen übertragenen Spiels auf Hawaii konnte man deutlich hören, wie Nastase seinen Gegner Ashe einen „Bloody Nigger" nannte.

•

Forest Hills: Nastase entspannt sich im Aufenthaltsraum der Spieler. Seine Entspannung besteht aus einer turbulenten Backgammon-Partie gegen den sowjetrussischen Tennisspieler Alex Metreveli. Backgammon wird von den meisten Turnierprofis mit einer wahren Leidenschaft betrieben – keiner reist mehr ohne das vertraute, tragbare Board. Wenn Nastase Backgammon spielt, zieht er – genau wie beim Tennis – eine Menge Zuschauer an. Arthur Ashe hat gesagt: „Nastase ist einer der wenigen, deren Spiele ich mir ansehe, wenn ich gerade kann."

Nastase ist beim Backgammon genauso überschwenglich wie auf dem Tennisplatz. Er verbirgt seine Gefühle nicht, und man kann seine Ausbrüche kommen sehen, da sich sein Gesicht verfinstert und rötet, sobald er sich erregt. Dafür wirkt sein Lächeln um so gewinnender. Wenn Nastase lächelt, lächeln alle anderen mit.

Metreveli, ein aufrechter und eher verschlossener Geselle, ist genau der richtige Mann für den Spaßvogel Nastase, der während des Spiels ununterbrochen redet. Er kritisiert jeden Zug Metrevelis; und er beschuldigt den Armenier, sechs- oder siebenmal geschummelt zu haben. „Ist okay, Russe, sag mir bloß Bescheid, und ich schau' weg." Je mehr Leute sich um den Tisch versammeln, desto mehr geht Nastase aus sich heraus, und bei jedem guten Wurf, der ihm gelingt, bricht er in ein Triumphgeheul aus. „Der gute Ilie", würde Dominique sagen. „Sind 8000 Dollar, die du mir jetzt schuldest, Russe", sagt Nastase nach Ende der Partie. „Ich nehme auch einen Barscheck."

Obwohl er Rumäne ist, besteht zwischen Nastase und den Spielern aus anderen kommunistischen Ländern ein unübersehbarer Gegensatz. Nastase läßt sich mit Metreveli oder dem Tschechoslowaken Jan Kodes nicht vergleichen. Er zieht sich besser an, hat mehr Charme und Stil und wirkt attraktiver. Er hat es geschafft – als Kapitalist.

„Ilie hat immer Klasse gehabt – angeborene Klasse", sagt sein Ex-Manager Bill Riordan, der früher auch Jimmy Connors gemanagt hat. „Ilie wurde in Osteuropa geboren und erzogen, aber er besitzt dieses südländische Temperament, das andere auf dem Tennisplatz krank macht. Aber Klasse hat er."

Riordan holte Nastase 1967 in die Vereinigten Staaten, um ihn in der von ihm organisierten Hallenturnier-Saison spielen zu lassen. 1972 galt Nastase bereits als bester Spieler der Welt. Als er 30 wurde,

hatte er als Tennisprofi bereits eine Million Dollar verdient. Wenn man die lukrativen Werbeverträge und andere Extras rechnet, beläuft sich sein Jahreseinkommen auf über 400 000 Dollar. Er besitzt ein dreistöckiges Wohnhaus in Bukarest, in dem seine Eltern leben, eine Wohnung in Brüssel, der Heimatstadt seiner Frau, einen Bauernhof im französischen Bazoche, 150 Kilometer von Paris entfernt. Und er besitzt einen Bentley.

Seine Anzüge kauft Nastase in Paris; seine übrige Garderobe läßt er größtenteils in Italien und Spanien nach Maß anfertigen. Letztes Jahr wurde er vom *Sport-*Magazin zum „bestangezogenen Tennisspieler“ ernannt.

„Aber ich habe hart gearbeitet“, sagt er. „Ich habe für all dies hart gearbeitet. Ist schon komisch. Jedesmal wenn ich bestraft werde, sogar bei den 6000 Dollar 1975 in Kanada, lachen die Leute und sagen: ‚Ist okay, wenn Nastase zahlen muß, macht er mit links.‘ Aber es ist mein Geld, das ich zahle – nicht das eines anderen. Kein anderer hat in all den Jahren die Tennisbälle für mich geschlagen.“

„Heute trainiert Nastase nicht mehr so hart“, sagt Tiriac, sein früherer Trainer. „Aber als er jung war, trainierte er wie ein Verrückter. Wenn ich ihn um zwei Uhr auf dem Platz zurückließ und ihm sagte, er solle Aufschläge üben – dann stand dieser Dummkopf um vier Uhr, wenn ich zurückkam, noch immer auf dem Platz.“

Trotz seiner Temperamentsausbrüche auf dem Platz kann er so friedfertig sein wie ein Kind, sagt Dominique. Nastase hat – trotz der vielen Sperren und Strafen – nie vergessen, was er dem Tennis verdankt. Tennis hat ihn aus Rumänien herausgebracht und zu einem reichen Mann gemacht. Er spielt immer noch ein Turnier nach dem anderen, und jedesmal, wenn er glaubt, schwächer oder älter zu werden, oder wenn er der Meinung ist, daß sein Genie vom Publikum nicht gebührend gewürdigt wird, reißt er sich zusammen und gewinnt ein Turnier wie etwa das „Commercial Union Masters“. „Masters“ ist ein Acht-Mann-Turnier, das normalerweise im Dezember ausgetragen wird und durch das der weltbeste Spieler der vergangenen zwölf Monate ermittelt wird. Ab 1977 steht das Turnier unter der Patenschaft der Firma Colgate und ändert seinen Namen dementsprechend. Nastase hat am „Masters“ fünfmal teilgenommen und viermal gewonnen.

Er hat es nie leicht dabei, da jedes Masters-Turnier den guten Ilie und den bösen Ilie gleichermaßen herauszufordern scheint. Im Dezember 1975 wurde er in seinem Spiel gegen Ashe disqualifiziert, ehe er das Gesamtturnier dann doch noch gewann. Vor drei Jahren in Boston leistete er in einem Vorrundenspiel gegen

Tom Gorman überhaupt keinen Widerstand mehr, nachdem Zuschauer „Landstreicher“ gerufen hatten. Gorman gewann das Match. Wegen des besonderen Wertungssystems bei diesem Turnier mußte Nastase seine übrigen Spiele möglichst klar gewinnen, um noch im Wettbewerb zu bleiben. Und um ins Halbfinale zu kommen, mußte er darauf hoffen, daß der Tscheche Jan Kodes im letzten Vorrundenspiel Gorman schlagen würde.

Während des Kodes-Gorman-Spiels saß Nastase, einen teuren Mantel lässig über seine Tennisgarderobe geworfen, hoch oben auf der Tribüne des „Hynes Auditorium“ in Boston und feuerte Kodes lautstark an. „Los, Russe!“ brüllte er und benutzte damit einen Spitznamen, der für einen Tschechen eine glatte Beleidigung ist. „Schlag ihn für mich, Russe!“

Gorman und Kodes sahen immer wieder zu ihm hinauf. Nastase feuerte unaufhörlich den „Russen“ an. Als Kodes schließlich gewonnen hatte, sprang Nastase auf und jubelte dem Sieger zu.

Kodes war gerade in einer Pressekonferenz, als Nastase zur Tür hereinstürmte. „Heute abend ißt und trinkst du, was du willst, Russe“, sagte Nastase und grinste Kodes spitzbübisch an.

„Nastase, ich rede gerade mit Reportern“, sagte Kodes.

„Macht nix“, sagte Nastase. „Willst du Champagner, Russe? Heute abend trinkst du Champagner. Willst du vielleicht Hummer? Ich besorge dir Hummer.“

Am nächsten Tag schlug Nastase Kodes 6:3, 7:5, 4:6, 6:3 und gewann damit das Turnier.

•

In Wimbledon versuchte Nastase letztes Jahr jedes Gespräch mit Journalisten zu vermeiden. Er versuchte auch zum erstenmal, bei jedem Spiel schnurstracks und ohne Mätzchen auf den Platz zu gehen. Keine Flüche. Kein Meckern über Linienrichterentscheidungen. Das war nicht der böse Ilie. Meetch, Constantin und Dominique bildeten einen Schutzwall um ihn. Nastase konzentrierte sich ausschließlich darauf, sein erstes Wimbledon zu gewinnen.

Ich fragte ihn, warum er sich so verändert habe.

„Ich muß beweisen, daß es auch anders geht“, sagte er mit einem ungewöhnlich ernsten Ausdruck in seinem dunklen Gesicht. „In all den Jahren haben die Leute gesagt, daß ich es doch mal im guten versuchen sollte. Vielleicht ist dies meine letzte Chance, Wimbledon zu gewinnen.“

„Und wie gefällt es dir, alles hinunterzuschlucken?“

„Ist das Schlimmste, was ich je erlebt habe“, sagte er, grinste und ging davon.

Zwei Tage danach, in denen er sich unverändert brav verhalten hatte, verlor Nastase das Wimbledon-Finale gegen Björn Borg 4:6, 2:6, 7:9. Eingedenk seines Versprechens, er würde erst dann mit Journalisten reden, „wenn ich verliere“, ging Nastase unter die Dusche und danach sofort in den Presseraum. Ich traf ihn an der Tür. „Okay, ist vorbei“, meinte er lächelnd. „Ich habe es mal anders versucht. Von jetzt an werde ich wieder der böse Ilie Nastase sein.“

Er setzte sich vor ein Mikrofon.

„Sind Sie enttäuscht?“ fragte jemand.

„Also gut“, erwiderte Nastase. „Fangen wir gleich mit dieser blöden Frage an . . .“

DIE BESTEN SPIELER UND VERDIENER

Die hauptsächlichsten Konkurrenten des Ilie Nastase stehen in jenen Listen, die Ende jedes Jahres erscheinen. Da ist zunächst die Aufstellung mit den finanziellen Einnahmen der Spieler-Gewerkschaft ATP (Association of Tennis Players) und das Gegenstück, das die Firma WCT (World Championship Tennis Inc.) herausgibt. Beide Institutionen führen ihre eigenen Turniere durch und küren ihre eigenen Weltmeister. Man unterscheidet nicht zwischen Amateuren und Profis, sondern spricht nur von Spielern.

Wenn man die Summen zusammenzählt, die die Spieler in den zwölf Monaten des Jahres 1976 bei den beiden Unternehmungen allein an Preisgeldern einnahmen (Gelder aus der Werbung lassen sich nur schätzen), kommt folgende Aufstellung zusammen (Summen in Dollar):

1.	Jimmy Connors (USA)	997 381
2.	Ilie Nastase (Rumänien)	673 796
3.	Björn Borg (Schweden)	605 043
4.	Raul Ramirez (Mexiko)	484 343
5.	Manuel Orantes (Spanien)	471 230
6.	Eddie Dibbs (USA)	436 678
7.	Harold Solomon (USA)	434 910
8.	Wojtek Fibak (Polen)	394 286
9.	Adriano Panatta (Italien)	267 348
10.	Guillermo Vilas (Arg.)	238 738

Karl Meiler rangiert als bester Deutscher mit 67 347 Dollar an 31. Stelle.

Der Computer, den ATP von seinen Büros in Dallas und Paris aus füttert, stellt Ende jeden Jahres noch eine weitere Weltrangliste zusammen. Diese setzt Ergebnisse in eine Relation, errechnet Punkte aus der Zahl der Siege im Verhältnis der gespielten Turniere – das Ergebnis '76 sah so aus:

		Quotient
1.	Jimmy Connors (USA)	80.27
2.	Björn Borg (Schweden)	52.60
3.	Ilie Nastase (Rumänien)	43.29
4.	Manuel Orantes (Spanien)	41.00
5.	Raul Ramirez (Mexiko)	39.50
6.	Guillermo Vilas (Argentinien)	38.71
7.	Adriano Panatta (Italien)	31.93
8.	Harold Solomon (USA)	30.79
9.	Eddie Dibbs (USA)	30.67
10.	Brian Gottfried (USA)	28.36

Hier stehen Hans-Jürgen Pohmann an 40. und Karl Meiler an 54. Stelle.

Auf die naheliegende Idee, die Steuererklärungen zusammen mit den Ergebnissen vom Sportplatz in den Computer zu speisen, ist man noch nicht gekommen. Auffallend ist, daß zum ersten Male seit Jahrzehnten unter den allerbesten der Welt keine australischen Spieler zu finden sind. Unter den Großverdienern liegt der Linkshänder Rony Roche hier erst auf Platz 20, unter den sportlich Erfolgreichsten folgt der 40jährige Ken Rosewall als Dreizehnter. Der überragende Rod Laver und der kaum schlechtere John Newcombe haben von der Herumtingelei wohl die Nase voll – und Nachwuchs gibt's auf dem fünften Kontinent (noch) nicht. Übrigens: So jung waren die Champions noch nie. Sie bringen ein Durchschnittsalter von gerade 25,1 Jahren zusammen. Nicht weniger als vier (Connors, Borg, Vilas, Dibbs) schlagen die Rückhand beidhändig, was unter den Ästheten lange verpönt war. Orantes und Vilas gehören zur Garde der gefürchteten Linkshänder. Als Stilisten der „alten Schule“ gelten höchstens noch Nastase, Ramirez, Panatta und Gottfried – wenn man davon absieht, daß sie allesamt „krumme Schläge“ in ihrem Repertoire haben. Vom kleinen Solomon ist zu sagen, daß er Tennis eher mit den Beinen zelebriert. Erfolgreich, wie man sieht. Überraschend das Vordringen des Polen Fibak in die Liste der Finanzstarken. Der junge Arztsohn aus Posen hat sein Jura-Studium deshalb erst mal in den Hintergrund geschoben. Der Stern des Wojtek Fibak ging vor fünf Jahren in Augsburg bei einem Qualifikationsturnier für ein Münchner WCT-Treffen auf.

Nicht ganz nebenbei gibt's natürlich auch Tennis-Damen, die ihrem Gewerbe kaum weniger professionell nachgehen. Den großen Emanzen-Krach gab es 1970 in Los Angeles, wo sie genauso viel Geld wie die Herren verlangten und – als sie's nicht bekamen – über Nacht ihren eigenen Zirkus gründeten. Als Sponsor zapften sie die Zigarettenmarke Virgina Slims an, die dadurch so viel Publicity erhielt, daß sie innerhalb von vier Jahren unter den meistverkauften Marken einen Sprung vom 38. auf den 14. Rang schaffte.

Seitdem sich 1973 die Tennis-Queen Billie Jean King vom Leistungstennis zurückgezogen hat, steht die kühle Blonde Chris Evert aus Florida an der Spitze. Die Präsidentin der WTA (Woman Tennis Association) kassierte 1976 rund 300 000 Dollar, nachdem sie ihre Verlobung mit Jimmy Connors löste. Übrigens: Das gleiche Salär wie die Männer kriegen die Spielerinnen immer noch nicht.

Pentax ME+MX: die Idealen.

Die kleinsten und leichtesten Spiegelreflex-Cameras der Welt.

Die miniaturisierte Perfektion.

GPD-Photozellen versorgen über den LSI-Schaltkreis den Pentax Mikrocomputer mit exakten Informationen. Gedankenschnell. Angezeigt durch Leuchtdioden im Sucher. Quick-Sure-Klemmspule. Kompakt-Bauweise: Ganz-Metall-Gehäuse (darauf sollten Sie achten!), Objektive, Winder und Motor-Drive.

Pentax ME: vollelektronische automatische Camera mit 16 Leuchtdioden im Sucher, die stufenlos Verschlußzeiten 8 bis 1/1000 sec. sowie Über- oder Unterbelichtung signalisieren.

Pentax MX: Das dynamische System. Von austauschbaren Einstellscheiben bis zum Motor-Drive. Mit kreuzgekuppeltem Meß-Prinzip und Leuchtdioden-Kontrolle im Sucher.

Pentax ME + MX. Zwei neue Cameras und jetzt 60 verschiedene Objektive mit außergewöhnlichen Brennweiten und Lichtstärken. Dazu das komplette Zubehör-Programm. Ihr Fotohändler zeigt sie Ihnen. Die – auch ökonomisch – Idealen.

Asahi Pentax, Grandweg 64, 2000 Hamburg 54

Zwei weitere Spitzenleistungen vom Pionier der ersten elektronischen SLR-Camera der Welt.



Die Pentax MX mit Auto-Winder. Der kleinste automatische Filmtransport der Welt. Auch als Ausführung für die ME erhältlich.

. . . die meistgekaufte hochwertige Spiegelreflex-Camera der Welt.

BOTE DES TODES *(Fortsetzung von Seite 114)*

beschied sich damit. Der andere Mann blickte ihm nach. Es sah aus, als wolle er ihm etwas zurufen, doch dann trieb er seine Tiere mit den üblichen Schreien vorwärts, diesmal jedoch unnötig laut und häufig.

Des öfteren kam eine Militärpatrouille in einem Landrover ins Dorf. Niemand wußte voraus, wann das sein würde. Aber man hörte den Wagen schon Minuten vorher. Er brach durchs Mopanieholz wie ein aufgescheuchtes Tier. Die Kinder liefen herbei und meldeten es.

Der Häuptling stand gewöhnlich vor seinem Haus, wenn der Landrover hielt und ein schwarzer Soldat heraussprang, in der Landessprache die einem Häuptling gebührende respektvolle Begrüßung murmelte und für den weißen Soldaten den Schlag aufriß. Der weiße Soldat hatte die Namen aller Häuptlinge dieses Gebiets gelernt. Er grüßte mit der bei den Weißen üblichen Schroffheit: „Alles in Ordnung?", und der Häuptling sprach ihm nach: „Alles in Ordnung." – „Hat jemand euch in eurem Dorf belästigt?"

„Niemand belästigt uns."

Trotzdem winkte der weiße Soldat seinen Schwarzen, und sie gingen durch alle Hütten, eifrig wie die Frauen beim Putzen, durchwühlten Bettzeug, stießen ihre Gewehrkolben in den Haufen aus Asche und Abfällen. Der weiße Soldat stand neben dem Landrover und wartete. Dabei erzählte er dem Häuptling von den Dingen, die nicht weit von seinem Dorf geschahen – gar nicht weit. Die Straße, die in fünf Kilometer Entfernung an ihnen vorbeiführte, war gesprengt worden. „Irgend jemand legt Minen auf dieser Straße, und wenn wir sie repariert haben, werden neue gelegt. Diese Leute kommen von jenseits des Flusses hier bei euch durch. Sie zerstören

unsere Fahrzeuge und töten Menschen."

Alle wiegten die Köpfe, als erblickten sie voller Entsetzen die vor ihnen liegenden Leichen.

„Auch euch werden sie umbringen und eure Hütten niederbrennen – euch alle – wenn Ihr sie aufnehmt."

Eine Frau wandte das Gesicht ab und jammerte. „Ai-ai-ai-ai-ai."

•

Die jüngste Frau des Häuptlings – er hatte sie erst voriges Jahr genommen, und sie gehörte zur Altersgruppe seiner ältesten Enkelkinder – war nicht aus dem Haus gekommen, um den weißen Mann reden zu hören. Sie erfuhr jedoch von den anderen, was er gesagt hatte. Während sie sich energisch die Beine mit Fett glättete, fragte sie den Häuptling: „Warum will der weiße Mann, daß wir sterben?"

Ihr Ehemann, der eben noch ein vor Leidenschaft zitternder Liebhaber gewesen war, wurde sofort zum wichtigen Alten, für den sie nicht zählte und mit dem zu streiten ihr nicht zustand. „Du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst. Sprich nicht, nur um ein Geräusch zu machen." Um ihn zu strafen, nahm sie das Söhnchen auf den Arm, das kräftige Kind einer mädchenhaften Mutter, und verließ den Raum.

Er stand vor der Hütte seiner Mutter. Der erwachsene Mann, auf den sich die Dorfbewohner verließen, an den die Regierung sich wandte, wenn sie Steuern haben wollte oder Vieh aussondern ließ, wurde hier wieder zum Sohn ohne Alter. Die alte Frau war bei der Toilette. Wie sie da vor der Türe saß, lagerten die Massen ihres schweren Leibes um sie her auf der Schilfmatte. Er schob sich einen Schemel unter. Vor ihr aufgebaut war ein Spiegel mit rosa Plastikrahmen (in dem er sein Gesicht zur Hälfte erblickte), ein schwarzer Kamm und ein geschnitztes, mit roten Glücksbohnen eingelegtes Kästchen, das sie schon immer besessen hatte; vor 50 Jahren hatte er gebettelt, damit



„ . . . und uns erzählen sie das Märchen mit den neun Monaten“

spielen zu dürfen. Er wartete. Schließlich sagte sie: „Weißt du, wo deine Söhne sind?"

„Ja, ich weiß, wo meine Söhne sind. Drei von ihnen hast du heute hier gesehen. Zwei sind in der Missionsschule. Der Kleine ist bei seiner Mutter."

„Gut, du darfst dich darüber freuen. Aber frage niemand anderen nach seinen Söhnen."

Wie so oft, wenn Menschen gleichen Blutes dasselbe denken, glichen sich Mutter und Sohn einen Augenblick lang: Er sah aus wie ein altes Weib und sie wie ein Mann.

„Wenn diejenigen fehlen, die wir kennen, hinterlassen sie nicht immer leere Stellen", sagte er.

Ihre Massen gerieten in Bewegung, sie lehnte sich zurück, um ihn anzusehen: „Früher war es Brauch, daß alle Kinder unsere eigenen Kinder waren. Und alle Söhne unsere Söhne. Altmodisch, die Menschen hier . . ." Das harte, ungewohnte Wort sprang aus ihrem Sprachfluß wie ein Kiesel und blieb dort liegen, wohin sie gezielt hatte: zu seinen Füßen.

•

Es war Frühling; die Mopanieblätter färbten sich, welkten und starben, sprenkelten den Sand wie mit Blut und Rost. Für die Aufklärungsflugzeuge mußte es aussehen wie ein Schlachtfeld. Erst in zwei Monaten, im August, würde es wieder regnen. Täglich stieg die Hitze, und die Nächte – ohne den geringsten Lufthauch – bewahrten sie bis zum Morgen. In solchen Nächten trug die Stimme aus dem Radio so weit, daß sie vom Haus des Häuptlings aus im ganzen Dorf zu hören war. Viele wurden im Busch gefangengenommen und von den Soldaten hingerichtet, und viele Soldaten wurden im Busch überfallen oder samt ihren Lastwagen in die Luft gesprengt und mit allen militärischen Ehren beigesetzt. Man rechnete damit, daß es so bis Oktober weiterginge, denn die Männer im Busch wußten: Dies war ihre letzte Chance, ehe die Regenzeit einsetzte und sie ihre Spuren nicht länger verbergen konnten.

In solchen heißen Nächten, in denen die Menschen ohnehin nicht schlafen können, dauert das Biertrinken sehr lange. Es wird mehr getrunken, die Frauen wissen es und brauen mehr. Es wird ein Feuer angezündet, doch niemand sitzt in seiner Nähe. Der Häuptling saß auf seinem Stuhl und trug trotz der Hitze Schuhe und Socken. Wer beim Trinken neben ihm saß, konnte riechen, wie sehr seine Füße litten. Er erkannte Lippen und Kinnladen, die das schmelzende Mondlicht erhellte, das durch die weißen Mopaniestämme rieselte. Er hatte diese Gesichter kürzlich auch mitten am hellen Tage gesehen. Ein Ochse war geschlachtet

worden, im ganzen Dorf hatte man das brutzelnde Fleisch gerochen, obwohl keine Hochzeit oder sonst ein Fest stattfand, für das jemand eines seiner Tiere hätte schlachten sollen. Als der Häuptling sich schließlich erlaubte, einen der Fremden unmittelbar anzusehen, spürte er mehr, als er sah, seinen vollen Blick: die Pupillen voll Trotz, voll Anspruch und Überzeugung hielten ihn gepackt. Er ließ es nur einmal zu. Dann sah er nur mehr ihre arroganten, hochgereckten Kinnspitzen und ihr Kriegerlächeln hinüber zu den Mädchen, wenn sie tranken. Die Kinder fühlten sich zu ihnen hingezogen, sie balgten sich schweigend um Plätze in ihrer Nähe. Gegen Mitternacht erhob er sich von seinem Stuhl und kehrte nicht zurück aus den Schattenwinkeln, in denen die Männer urinierten. Beim Biertrunk pflegte der Häuptling öfters heimzugehen, während die anderen weitertranken.

Er ging zu seinem Ziegelhaus und nahm aus der Küche – wo es aufbewahrt wurde, wenn gerade niemand es brauchte – ein Fahrrad, das einem Verwandten, Freund oder Diener gehörte. Er schob es fort von den Hütten auf der Lichtung, fort von seinem Dorf, dem Dorf seines Vaters und Großvaters, das rasch hinter ihm im Mopaniegehölz verschwand und radelte durch den Sand. Er hatte keine Angst, einer Patrouille zu begegnen und erschossen zu werden. Er glaubte nicht, daß eine herumziehende Rotte von Regierungsleuten die Macht hätte, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er kam schwer vorwärts, doch er hatte in jungen Jahren gelernt, in diesem Gelände zu radeln. Nach einer Stunde gelangte er zum Militärposten, rief dem Wachhabenden hinter dem Maschinengewehr seinen Namen zu und mußte warten, nicht wie ein Häuptling, fast wie ein Bettler, ehe man ihm erlaubte, näherzukommen und durchsucht zu werden. Schwarze Soldaten hatten Dienst, doch sie weckten den Weißen. Es war der, der seinen Namen, seinen Stamm und sein Dorf kannte, so gut wie man es den modernen Weißen beigebracht hatte. Er schien sofort zu wissen, warum der Häuptling gekommen war, runzelte konzentriert die Stirn, um jede Einzelheit zu erfassen. „Wie viele?"

„Sechs oder zehn, manchmal auch nur drei oder einer. Ich weiß es nicht. Einer kommt, einer geht. Sie kommen wieder."

„Sie holen sich zu essen, sie schlafen und sind fort. Ja. Sie bringen die Leute dazu, ihnen zu geben, was sie brauchen. So ist es, ay. Aber du weißt, wer sie versteckt hält, wer ihnen zeigt, wo sie schlafen können. Natürlich weißt du das."

Der Häuptling setzte sich auf einen der Stühle im Wachlokal, während der weiße Soldat stehenblieb. „Wer es ist . . ." Dem Häuptling fiel es schwer, auf Englisch auszudrücken, was er sagen wollte, und er hatte das Gefühl, als käme es nicht so heraus, wie er es meinte und würde auch nicht aufgenommen, wie er es erwartete. „Ich kann nicht wissen, wer es ist . . ." Seine Hand flatterte unruhig. „Im Dorf leben viele Menschen. Ob es dieser ist oder ein anderer . . ." Er hielt inne und schüttelte den Kopf, um den weißen Soldaten an seine Autorität, seinen Rang zu mahnen, und der weiße Soldat beschwichtigte rasch: „Natürlich. Ist auch egal. Sie schüchtern die Leute ein, und die Leute trauen sich nicht, nein zu sagen. Leute, die nein sagen, töten sie. Schneiden ihnen die Ohren ab. Weißt du das? Reißen ihnen die Lippen aus. Siehst du nie Bilder in der Zeitung?"

„Wir haben nie welche gesehen. Ich habe nur gehört, daß die Regierung es im Radio gesagt hat."

„Sie trinken noch. Wie lange ist es her – eine Stunde?"

Der weiße Soldat kontrollierte mit einem Blick die anderen Männer, deren Haltung sich verändert hatte: Gleich würden sie sich in Bewegung setzen, zu den Waffen greifen, rennen, auf die Landrover springen, die bewacht draußen im Dunkeln standen. Er nahm den Telefonhörer ab. „Häuptling, wir reden gleich weiter. Bringt ihn ins Dienstzimmer und kocht Kaffee. Moment . . ." Er lehnte sich zu einem Schränkchen links von seinem Schreibtisch hinüber, öffnete es und holte eine halbvolle Flasche Brandy heraus. Hinter dem Rücken des Häuptlings deutete er damit auf ihn, ein schwarzer Soldat sprang herzu, sie ihm abzunehmen.

•

Noch in der gleichen Nacht ging der Häuptling dann zur Hütte einer Cousine auf der anderen Seite der Militärstation Er sagte, er sei beim Biertrinken gewesen und könne wegen der Sperrstunde der Weißen nicht heimfahren.

Der weiße Soldat hatte ihn belehrt, er dürfe nicht in seinem Dorf sein, wenn die Verhaftungen vorgenommen würden. Dann brächte ihn niemand damit in Verbindung und er liefe nicht Gefahr, daß man ihm die Ohren abschnitt, weil er auf das gehört hatte, was die Regierung von ihm verlangte, oder die Lippen verstümmelte, weil sie etwas ausgesagt hatten.

Seine Cousine gab ihm Decken. Er schlief in der Hütte beim Vater der Cousine. Der alte, taube Mann merkte weder, daß er kam, noch daß er schon wieder aufbrach, als noch der gestrige Mond so groß wie eine Fahrradlampe am Himmel glänzte. Über seinem Dorf stieg schon Rauch auf, die ersten Kochstellen waren bereits angezündet. Dann sah er, daß der Rauch, dessen schwarze Rußteilchen ihm ins Gesicht flogen, nicht von den Kochstellen aufstieg. Anstatt schneller vorwärts zu kommen, schien das Fahrrad durch sein angestrengtes Treten im Sande langsamer zu werden, wie sein Hirn, das bei jeder Radumdrehung eine Gegenströmung spürte: stehenbleiben, nicht weiterfahren. Doch es gab keine Möglichkeit, dem zu entgehen, was er vorfand. Die Flugzeuge, zu denen nur mehr die Kinder aufgeblickt hatten, waren nachts gekommen und hatten etwas Entsetzliches, Lebendiges abgeworfen, über das niemand genügend gehört hatte, um es entsprechend zu fürchten.

Als erstes sah er einen blutigen Fellmantel: Es waren die Reste eines Hundes, die sich in den gen Himmel ragenden Wurzeln eines gestürzten Baumes verfangen hatten. Die Erde unter dem Dorf schien geborsten zu sein und alles weggeschleudert zu haben, was sie trug. Die Hütten waren zusammengebrochen wie gesprengte Termitenhügel. Zwischen den vom Brand streifigen Lehmwänden waren Tragbalken und Strohdach zu Asche zerfallen. Er stolperte laut schreiend von Hütte zu Hütte, nichts antwortete seiner Raserei, nicht einmal ein Huhn scheuchten seine Füße auf. Die Mauern seines Hauses standen noch. Es war gänzlich ausgebrannt, das Dach hatte sich verworfen. Im Hof lag ein schwarzes, steifes Tier verkohlt an einer Kette.

•

Die Mutter des Häuptlings und seine jüngste Frau waren nicht unter den Überlebenden – aber der Kleine. Er wird in der Obhut der älteren Frauen heranwachsen. Niemand weiß, was der weiße Soldat am Telefon seinem Kommandeur meldete, und ob der Kommandeur ihm sagte, was geschehen würde, oder ob der weiße Soldat infolge seiner Ausbildung für diesen Krieg zwangsläufig Kenntnis davon hatte, was geschehen würde. Der Häuptling erhängte sich an einem Mopaniebaum. Die Polizei oder das Militär fand das Fahrrad unter den baumelnden Schuhen. Infolgedessen fährt der entfernte Verwandte es noch immer.

Die Leute kehren allmählich zurück. Die Toten sind ordnungsgemäß bei ihren Ahnen im Mopaniewald bestattet. Die Frauen sieht man in Eimern und Getreidekörben Lehm vom Fluß heraufholen. In kleinen Gruppen hocken sie schwatzend nebeneinander und bauen ihre Hütten wieder auf, deren Wände sie mit den Händen verschmieren. Die Stimmen der Männer schallen durch das Mopaniegehölz, wenn sie die Bäume auswählen und fällen, die das Dach tragen werden. Eine weiße Fahne hängt am Mopaniemast vor jenem Haus, das gebaut ist wie das eines Weißen und schon von alters her dort steht.

Anzeige zum Heraustrennen.

Sie gehören zu denen, die das bißchen Freiheit heute voll für sich ausschöpfen. Sie wollen deshalb ein Auto fahren, mit dem Sie sich identifizieren können.

Aber wenn schon, denn schon: Sie suchen ein Sport-Coupé, das Ihren Ambitionen nicht nur dem Namen nach gerecht wird.

Für Sie haben wir das Lancia Beta Coupé gebaut.

Bitte wenden.





Es gibt noch Freiheit.

Anzeige zum Heraustrennen.

Wie vernünftig es sein kann, sich für das Lancia Beta Coupé zu entscheiden, möchten wir Ihnen auf dieser Seite mitteilen.

Machen Sie sich mit der Technik und Ausstattung des Lancia Beta Coupé vertraut. Lernen Sie ein Sport-Coupé kennen, in dem Sie das wiederfinden, was schon vor Ihnen Grand Tourismo-Fahrer alter Schule an einem Lancia zu schätzen wußten: Technische Reife, vollendeter Komfort, problemloses Fahrverhalten und echte Zuverlässigkeit.

Lancia ist dreifacher Rallye-Marken-Weltmeister. Sportlichkeit kommt nicht von ungefähr.

100 bzw. 119 Pferdestärken der 1600-ccm- bzw. 2000-ccm-Motoren lassen Sie Spaß am Fahren erleben.

In Beschleunigungssituationen zeigen sich die sportlich ausgelegten Motoren von ihrer besten Seite: 0 auf 100 in 10,9 Sekunden bzw. 9,5 Sekunden. Hohes Drehmoment, Elastizität und Standfestigkeit sind die qualitativen Merkmale der Lancia Motoren, zwei obenliegende Nockenwellen und die fünffach gelagerte Kurbelwelle die konstruktiven.

Aber setzen Sie sich einmal in



das Cockpit des Beta Coupé. Fahren Sie dann das sorgfältig abgestufte 5-Gang-Getriebe voll aus. Erleben Sie, wie Temperament kontrolliert auf die Straße gebracht wird. Mit dem Maß an Sicherheitsreserven, auf die Sie bei einem Fahrzeug dieser Kategorie Anspruch haben.

Finden Sie auch, daß »sportlich« mit »spartanisch« nichts zu tun hat?

Wenn Sie dem Autofahren mehr abgewinnen als den Nutzen der Beförderung und den Gewinn an Prestige, werden Sie sich im Lancia Beta Coupé auf Anhieb wohlfühlen.

Das für ein Coupé großzügige Raumangebot, die nach anatomischen Gesichtspunkten geformten Sitze, die geschmackssichere Gestaltung des Interieurs – in sorgfältig ausgewählten Materialien und angenehmen Farben –, vermitteln Ihnen im Beta Coupé den Komfort, der eine Auto-Persönlichkeit auszeichnet.

Dieser Eindruck beschränkt sich nicht allein auf die vorne Sitzenden. Gäste, die im Fond Platz nehmen, werden von bequemen Einzelsitzen empfangen.

Ein fein abzustimmendes Heizungs- und Belüftungssystem und viele Annehmlichkeiten wie die praktischen Seitenboxen, die breite Mittelkonsole, das großdimensionierte, abschließbare Handschuhfach runden das Bild vom komfortablen Innenraum ab.

Sportliches Fahren bedeutet für Sie auch sicheres Fahren.

Die Lancia Sicherheitsausstattung schließt Selbstverständlichkeiten wie Knautschzone, Sicherheitszelle, Sicherheitslenksäule, Zweikreis-Bremssystem, geschütztes Lenkgehäuse oder geschützten Benzintank ebenso ein wie den entschärften Innen-



raum, seitlich verstärkte Türen und in drei Richtungen wirksame Sicherheitsschlösser.

Sie unterscheidet sich jedoch vom üblichen Standard durch zusätzliche Details, die Sie selbst bei Sportwagen der »Superlative« nicht unbedingt in der Serienausstattung finden: Türsicherungsleuchten an beiden Türen, Kontrolleuchte für Bremsflüssigkeit und Bremsbeläge, Verbundglas-Frontscheibe, heiz-



bare Heckscheibe, verstellbare Kopfstützen, Automatik-Sicherheitsgurte, 4 Halogen-Scheinwerfer, automatische Scheinwerfer-Höhenverstellung, Gürtelreifen, Hochgeschwindigkeitsreifen auf Leichtmetallfelgen (beim Beta Coupé 2000).

Ihr Lancia Händler kann Ihnen all das vorführen. Das Maß an aktiver Sicherheit, über das Sie in einem Lancia verfügen, macht Ihnen jedoch nur eine Test-Fahrt deutlich: Kurze Überholwege durch ausgezeichnetes Beschleunigungsvermögen und optimales Fahrverhalten durch das Prinzip des Vorderradantriebs in Verbindung mit der modernsten Fahrwerkskonstruktion, die es heute gibt.

Ambitionierte Autofahrer haben ihre »Wünsche«.

Das ist durchaus im Sinne ambitionierter Lancia Konstrukteure. Die »Zubehör-Preisliste« Ihres Lancia Händlers umfaßt deshalb nur zwei Positionen: 1. Metallic-Lackierung, 2. Leichtmetallfelgen beim Beta Coupé 1600.

Klären wir einmal das Verhältnis Wert/Preis des Lancia Beta Coupé:

Wir wissen, daß man einen Lancia für schwer erschwinglich hält. Das schmeichelt zwar dem faszinierenden Styling, der Exklusivität und der glorreichen Geschichte der Marke Lancia. Trotzdem kostet das 1600 ccm Lancia Beta Coupé DM 17 690,– und in der 2000-ccm-Ausführung einschließlich Leichtmetall-Felgen DM 18 950,– (unverbindliche Preisempfehlungen incl. MwSt.). Vergleichen Sie diese Preise und deren Gegenwert einmal mit anderen Autos dieser Klasse.

Alles, was Ihnen das Beta Coupé anzubieten hat, steckt auch in der luftigen Alternative: dem Beta Spider (unverbindliche Preisempfehlung incl. MwSt. DM 20 950,–), der Ihnen Sonne und blauen Himmel zusätzlich offeriert.

Es ist nicht weit zum nächsten Lancia Händler.

Über 380 Vertragshändler in Deutschland stehen zu Ihrer Verfügung. Vereinbaren Sie mit dem nächsten einmal einen Termin für eine Probefahrt mit dem Beta Coupé. Denn Sie werden sich doch den Spaß, einen Lancia zu steuern, nicht entgehen lassen.

Ausführliches Informationsmaterial über die Lancia Beta Reihe: Beta HPE, Beta Coupé, Beta Spider, Beta Limousine, Beta Montecarlo erhalten Sie auch direkt von der Deutsche Lancia Vertrieb GmbH, Salzstraße 140, 7100 Heilbronn.

LANCIA

Es gibt noch Freiheit

BONN: TRAU KEINEM ÜBER 28

(Fortsetzung von Seite 76)

Staatssekretären Peter Glotz und Andreas von Bülow stehen zwei Enddreißiger ante portas. In der Union umweht den Bundestag-Novizen Matthias Wissmann, 28, der Weihrauch höherer Segnungen. Der Anfang ist gemacht: Die politische Vatergesellschaft – beim Bitter-Lemon-Charme Onkel Herberts – küßt ihre Kinder. Und das kann in Bonn manchmal schon wieder ganz komisch sein.

Andreas von Schoeler hat sich inzwischen längst daran gewöhnt, verwechselt und gestreichelt zu werden. „Wenn ich mit meinem 38jährigen Referenten essen gehe, lassen die Kellner selbstverständlich den Älteren den Wein kosten."

Als er einmal mit dem niedersächsischen Finanzminister und Schatzmeister der CDU Walther Leisler Kiep nach Hannover reiste, wurde er auf dem Flugplatz freundlich von einem jungen Mann begrüßt, der ihn für den persönlichen Referenten des älteren Kollegen hielt. Und als er vor ein paar Jahren in T-shirt und Badehose am nordamerikanischen Eriesee an der Seite einer Freundin eine Flasche Wein kaufen wollte, gab's sogar Ärger. „Der Verkäufer wollte mir nicht abnehmen, daß ich älter als 21 Jahre und zum Kauf alkoholischer Getränke berechtigt bin."

Wohin er auch kommt, auf Parteiveranstaltungen oder in offizieller Mission des Ministeriums, von allen Seiten bekommt der Wunderknabe seine Streicheleinheiten, daß es ihm manchmal schon selbst peinlich wird.

Deshalb nahm er auch seine Freunde ins Wort, als er zum Parlamentarischen Staatssekretär berufen wurde. Statt herrlicher Verheißungen forderte er Kritik: Wenn jemand merken sollte, daß er sich im Amt zu verändern, die intime Mystik der Macht zu zelebrieren begänne, intolerant, nachlässig oder gar überheblich werden sollte, Platitüden plappernd in das große Polit-Blaba einstimmen würde – dann dürfen ihn alle, die ihn schon als Partei-Pimpf kannten, kräftig in den Hintern treten.

„Bisher", sagt er, „tat's noch keiner." Ein Schelm, der nicht die Pose hinter dieser freimütigen Aufforderung erkennen würde.

Worüber er weniger spricht, ist die Staffage. Zwei Sekretärinnen, ein Referent, Chauffeur, Dienstwagen und monatlich 10621,06 Mark. (Das ist ein Amtsgehalt von 9081,19 Mark, Ortszuschlag Klasse eins 789,87 Mark, Dienstaufwandsentschädigung 450 Mark, sowie die Entschädigung bei „Unmöglichkeit der Verlegung des Hausstandes an den Sitz der Bundesregierung" von 300 Mark.) Zusätzlich kassierte er bis zum neuen Diätengesetz monatlich unversteuerte 3850 Mark als Abgeordneter.

„Einfluß, Einblick, Macht zu haben, macht Spaß. Mitzubekommen, was in einer Gesellschaft vorgeht, unkonventionelle Wege zu suchen." Die Idee, Politik in der *Talkshow* zu verkaufen, kam ihm, als er Hansjürgen Rosenbauer im Zug von Bonn nach Frankfurt traf. Andreas von Schoeler empfahl ihm, das Thema Transsexualität aufzugreifen und gab ihm die Adresse einer Ärztin, die dann durch die Fernsehsendung bundesweit bekannt wurde.

Während vorher niemand über dieses Thema gesprochen hatte, wurde es plötzlich zum Diskussionsstoff mit einer Flut positiver Nachberichte in den Zeitungen. „Im Grunde ist damit entschieden, daß jetzt auch das Gesetz durchlaufen wird. Das sind Sachen, die Spaß machen."

Nun ist Politik nicht gerade das lustigste Geschäft. Und Politiker sind nicht immer so atemberaubend, wie es die Medien glaubhaft machen. Der junge Edelmann aus dem Hessischen hat sich mit einem freundlichen Kavalierslächeln dazwischen eingerichtet. Er ist der saubere, eloquente junge Mann, dem man seine Tochter unbesorgt anvertrauen kann. Der Geliebte der Bourgeoisie. Der Hierarchien mit dem Alles-halb-so-wild-Ausdruck betrachtet und in der Sache schon mal 'ne Lippe riskiert. Blaß, schmächtig, mittelgroß. Mit gepflegtem Messerhaarschnitt. Ein adretter, konservativer Anzugträger, der dienstlich in einem Mercedes 230 gefahren wird, privat einen Citroën steuert. Der die Bundeswehr als ausgebildeter Funker verließ und noch heute, wenn er nervös wird, Morsezeichen auf den Tisch trommelt.

Er ist zu jung und zu begabt zum Schinderhannes. Mit der alten Schwäche vieler Anfänger, die auf jede Geste ganze Berge von Vorsicht wälzen. Aber noch ohne die methodische Rücksichtslosigkeit von Protagonisten. Der Kopf, der etwas zu groß wirkt, ist eine gesuchte Einmann-Fundgrube an prägnanten, mehrzeiligen Informationen mit Zusatzmaterial für Leitartikel, Kurzmeldungen und Fernsehsendungen.

Was muß also ein junger Mann tun, um Erfolg und Freude an der Arbeit in Bonn zu haben? Das wichtigste ist die richtige Partei. Für Andreas von Schoeler war es die FDP. Ein Glücksfall. Während in anderen Fraktionen die jungen Löwen selten zum Brüllen kommen, vielleicht drei Reden vorbereiten dürfen und nach vier Jahren nach Hause fahren, ohne auch nur eine gehalten zu haben, geht es in der FDP schneller.

Unter den 40 Abgeordneten wird nicht gefragt, wer zu einem Thema etwas sagen darf, sondern es werden Leute gesucht, die etwas sagen möchten. Eine große Chance für alle, besonders für die Jungen. Helga Schuchardt, 38, nutzt sie. Sie hat schon zum Sprung nach oben angesetzt. Günter Verheugen nahm bereits mit 32 als zweiter Mann hinter Hans-Dietrich Genscher die Organisation der Partei in die Hand.

Unübertroffen blieb der Einstieg des Abgeordneten von Schoeler, der als 24-jähriger zu seiner Jungfernrede kam. Mit weichen Knien und dem ersten, bisher einzigem Manuskript, trat er am 1. Februar 1973 vor den Bundestag, las seine Rede über Sexualstrafrecht herunter, sah niemand, hörte nichts um sich herum und war froh, die vorgegebene Zeit eingehalten zu haben.

Seitdem spricht Andreas von Schoeler frei, fixiert seine Gegner im Parlament und träumt nur manchmal davon, daß er zu einer Rede zu spät kommt, auf der Tribüne steht und nicht weiß, über welches Thema er sprechen soll.

Passiert ist ihm das noch nie. In der Schule nicht und nicht bei den Judos. Auch nicht, als er mit 21 Jahren als Kandidat für den Landtag in Hessen aufgestellt wurde – und durchfiel. Er gehörte nie zu den Schreiern, die eine krause und phantastische Auffassung von den treibenden und bewegenden Kräften in dieser Welt haben. Er machte sich immer stark für das Machbare, für die Politik der kleinen Schritte. In der Zeit der Studentenunruhen war er mehr eine Art zorniger junger Mann, der in den hinteren Reihen die Bremse betätigt.

„Revoluzzer war ich nie", sagt er. „Das hat auch etwas damit zu tun, wie man andere Positionen in der politischen Diskussion einschätzt. Wie weit respektiert man sie, wie weit hält man sie für Ausgeburten einer bösartigen Phantasie, die man aufs Energischste bekämpfen muß. Und wie weit man bereit ist, andere Positionen in die eigenen Überlegungen einzubeziehen."

Er verstehe es, Spitzen abzubrechen, sagt Ulrike. Man müsse ihn einmal in Diskussionen erleben. Das Talent zu vermitteln, zum Ausgleich – das sei seine Stärke.

Am Nachmittag des Tages, an dem Innenminister Maihofer mit den Fakten der Abhöraffäre konfrontiert wurde, traf sich in der Frankfurter Kennedy-Allee eine Gruppe junger Leute. Bei Äppelwoi und rustikalem Imbiß ging es ums Eingemachte. Kleine FDP-Politik am Rande der großen Politik: Organisation des Kreisverbandes, Sorgen des Kassenwartes, Entlastung der Geschäftsstelle, Taktik bei Kommunalwahlen. Andreas von Schoeler (in diesem Kreis einmal nicht der Jüngste) meldete sich immer dann zu

Wort, wenn sich die Fronten verhärteten. Oder wenn die Diskussion in das große Ganze abzugleiten drohte, statt auf den Punkt zu kommen.

Man sah es ihm an, hier fühlte er sich wohl. In diesem Kreis, in dieser Stadt. In Frankfurt leben seine Freunde. Hier ging er zur Schule, hier studierte er, der Adlige, dessen Familie aus der Gegend von Danzig stammt, dessen Vorfahr Generalleutnant Friedrich von Schoeler immerhin Bevollmächtigter Minister am kaiserlich russischen Hofe war. Er läuft zwar nicht von Familienfeier zu Familienfeier, doch Kontakte zu seinen altersgleichen Vettern und Cousinen sind ihm wichtig.

Der Ausgleich, die Ruhe, das Abwägen sind wohl als Erbmasse dem Elternhaus zuzurechnen. Obwohl der Vater nach dem Krieg der FDP angehörte, sieht der Sohn seinen Parteieintritt eher als Protest gegen den Alten. Wie auch immer: Hier an der Parteibasis machte er sich nützlich, wurde noch als Jurastudent auf den letzten Platz der Landesliste für den Bundestag nominiert und kam durch.

„Am Anfang wollte ich nur ein wenig mitmischen, dort, wo die Macht gemacht wird. Denn Macht reizt mich zum Widerspruch.“ Darunter verstand er, sich für die Minderheiten einzusetzen, für alle, die von dem übermächtigen Apparat vergessen oder niedergewalzt werden.

„Es gibt ein paar Punkte in der letzten Legislaturperiode, von denen ich sagen kann: Wenn ein paar andere und ich nicht dagewesen wären, dann wären die Dinge anders gelaufen.“ Erfolgserlebnisse, die sich bei der Kriegsdienstverweigerungsnovelle und im Streit um den Paragraphen 218 bis in die Formulierung der Gesetzestexte niederschlugen. „Das braucht man, das Gefühl, daß es einen Sinn hat.“

Doch die Macht, die er bekämpfen wollte, nahm ihn zur Brust. Professor Maihofer, der den Youngster ohne parlamentarische Erfahrung schon in den Strafrechtssonderausschuß gehievt hatte, berief ihn zu Höherem. Als die FDP nach der letzten Bundestagswahl bei den Koalitionsverhandlungen mit der SPD das Prinzip „reinrassige Ressorts“ durchgesetzt hatte und zwei Staatssekretäre für das Innenministerium stellen durfte, fiel auch der Name von Schoeler.

„In den Zeitungen las ich, daß ich im Gespräch war. Dann sprachen Genscher und Maihofer mit mir. Und an einem Sonntag im November erfuhr ich durch Maihofers Gratulation, daß ich ernannt worden war.“

Er spricht schnell, druckreif, wohlgesetzt. Manchmal hat man das Gefühl, der Satz hätte gerade eine Prüfstelle zur Erhaltung nichtssagender Gemeinplätze durchlaufen. Manchmal rutschen ihm auch ein paar moderne Floskeln raus: echt, ungeheuer – „pressure“. Dann ist er wieder frech wie Oskar. Bei seiner ersten Kabinettssitzung erkundigte er sich kurz beim Schriftführer, wo der Platz des Ministers sei, nahm diesen Platz ein und schmetterte dem Bundeskanzler die Änderungswünsche seines Ministeriums über den Tisch, daß Helmut Schmidt mißbilligend über den Brillenrand zu ihm hinüberlinste.

Ansonsten sitzt er als Parlamentarischer in Bonn zwischen vielen Stühlen. Zwischen Minister und Kabinett, zwischen Ministerium und Parlament. Wenn in den Ausschüssen des Bundestages über Innenpolitisches gesprochen wird, muß er hin. Bei Fragestunden steht er dem Parlament Rede und Antwort.

Er steht nicht an der Spitze des Apparates, bestenfalls an der Seite des Ministers, wenn Kongresse eröffnet, Bänder für neue Autobahnen zerschnitten, Neubauten eingeweiht und Grundsteine gelegt werden. „Wenn man hier mit der Absicht an die Dinge herangeht Hoppla-jetzt-komm-ich!, dann kann man jede politische Absicht begraben. Wer denkt, er könne das Amt verändern, ist ein Phantast. Man kann beharrlich versuchen, jene Punkte, die einem wichtig erscheinen, durchzusetzen und dabei etwas zu bewegen.“ Anpassung? Opportunismus gar? Frühe Bescheidung der Karriere zuliebe?

„Das ist zunächst einmal Realismus, ohne den man nichts bewegen kann. Und in dem Maße Anpassung, wie es in jedem anderen Bereich auch ist.“

Es stört ihn nicht, daß er seinen schnellen Aufstieg mit Substanzverlust erkaufen könnte. Er würde weniger von Wirtschaftspolitik verstehen, wenn er sich als Anwalt niedergelassen hätte, sagt er. „Der Politiker kann nicht der Philosoph der Nation sein. Er muß bereit sein, aufzunehmen, was da ist. Man kann ihm aber nicht das Fehlen einer solchen Diskussion und solcher Gedankengänge ankreiden.“

In Bonn wohnt er in einem kleinen Pavillon mit Bett und Tisch und einer unpersönlichen Einrichtung. Kein Gartenhaus, keine Dichterklause („Romantik werden Sie da vermissen“). Er sitzt jeden Morgen um Viertel nach acht in seinem Büro und trinkt erst mal Kaffee, ohne den er nicht ansprechbar ist. Dann liest er Zeitungen, kurz vor neun ist er für den Tag gerüstet – bis zum Abend. Ein großer Gesellschaftslöwe ist er nicht. Der Humphrey-Bogart-Fan liest Krimis, wenn er am Wochenende im Zug nach Frankfurt sitzt und sieht gern alte Filmschnulzen. Ein halbes Jahr lang hatte er sich auch schon mal das Rauchen abgewöhnt. Jetzt raucht er wieder, leichte Marken.

Wenn er mal richtig auf die Pauke hauen sollte, er würde sich den Arm auskugeln. Wenn er mal etwas ganz Verrücktes machen wollte, was käme dabei heraus? Eine Weltreise. Wenn der Adelssproß das Wort „Saufen!“ benutzt, klingt das aus seinem Munde so kostbar, gefällig und edel wie das Adagio in einem Streichquartett. Zu Frauen hat er ein ausgesuchtes Verhältnis. „Ich habe mehr durch Zufall als bewußt eine gute Beziehung zu emanzipierten Frauen. Zu gleichberechtigten Beziehungen. Worauf ich überhaupt nicht anspringe, das sind die Püppchen, frisch aus der Kosmetikreklame rausgesprungen. Eine Frau muß ihren eigenen Weg gehen wollen. Der Mann sollte das allerdings auch akzeptieren.“

Andreas von Schoeler hat seine Form gefunden. Er ist noch nicht 30 und kann es sich schon leisten, in seinem persönlichen Bereich „ein Gefühl der Harmonie und Sicherheit zu haben. Ich fühle mich zu Hause wohl.“

Sicher kommen ein paar Dinge, die ihm Spaß machen würden, zu kurz. Er würde gerne mehr lesen, ins Konzert gehen. „Aber alle diese Dinge sind nicht unentrinnbar weg. Ich brauche für den Rest meines Lebens noch nicht die Vorstellung zu haben, heute mache ich das, und alles andere ist für immer gestorben.“

An diesem Abend in seiner Eschersheimer Wohnung konnte er sich vorstellen, daß er auch noch mal etwas ganz anderes machen würde. Vielleicht eine Anwaltspraxis eröffnen. In Frankfurt. „Bonn ist für mich ein Arbeitsaufenthalt. Ich bin in Frankfurt daheim.“

Ulrike hatte etwas zu essen gezaubert. Auf dem Plattenteller lag Robert Schumann, immer wieder läutete das Telefon. Der Krisenstab in Bonn tagte in dieser Nacht doch länger. Draußen ratterte mal wieder ein Zug vorbei. Die Kerzen auf dem Tisch waren heruntergebrannt. Der Leiter des Ministerbüros gab einen abschließenden Lagebericht. Andreas von Schoeler überlegte laut, ob er einen Vertreter für die Veranstaltung am nächsten Tag finden könne.

„Wir haben diese Wohnung gekauft, bevor Andreas ernannt wurde“, sagt Ulrike. „Ich bin nicht sicher, wie er sich entschieden hätte, wenn wir jetzt eine Wohnung suchen müßten . . .“

„Genauso“, betont er mit Nachdruck.

Es ist Mitternacht. Die Nachrichten bringen die Abhörmeldung an erster Stelle. Die Lunte für den Zündstoff der nächsten Wochen brennt. Beim Hausherrn, schon etwas weinmüde und weniger selbstsicher, schleichen sich nun doch erste Zweifel ein.

„Wenn ich gewußt hätte, daß die in Bonn so lange tagen“, sagt das Wunderkind, „dann wäre ich doch hingefahren.“


Canon
ERHÄLTLICH IM FACHGESCHÄFT
Canon
AE-1
CANON
LENS MADE IN JAPAN

HURENNEST *(Fortsetzung von Seite 84)*

paar Tage mehr kommt es da auch nicht mehr an."

Sie wartete ab, worauf ich hinauswollte.

„Ich habe noch nie eine Nutte kennengelernt."

Sie zog eine Augenbraue hoch.

„Meinen Sie, daß man eine aufstöbern könnte? Sie hierher bringen könnte? Sie überzeugen könnte, daß ich nichts Böses vorhabe? Ließe sich das machen?"

„Vielleicht", erwiderte sie.

„Was ist laut Terminkalender für heute nachmittag vorgesehen?"

„Sie haben einen Termin mit den Leuten von der Stiftung. Man will Ihnen irgendeinen Preis verleihen."

„Ach so. Sagen Sie ab! Ich brauche keinen Preis." Ich schlug mit der Faust auf die Schreibtischplatte und brach in schallendes Gelächter aus. „Was schert mich ein Preis, wenn wir Nutten im Büro haben!"

•

„Na, wie geht's?" fragte ich meine erste Nutte. Völlig ungeniert hatte sich die dürre Nutte auf die lederbezogene Couch gelümmelt, die meinem Schreibtisch gegenüberstand.

„Mir geht's nicht schlecht", sagte die Nutte, und ihr Blick glitt über mich hinweg wie der Strahl eines Leuchtturms. „Und Ihnen?"

„Danke, ganz gut", erwiderte ich.

„Ein großer Laden", meinte die Nutte.

„Sprechen Sie von meinem Büro?" fragte ich.

Sie zwinkerte mit den Augen. Ihr schwarzes Haar war an den Schläfen straff zurückgekämmt und im Nacken zu einem Zopf geflochten. Über ihre niedrige, dunkle Stirn lief ein zollbreites Band aus bunten Perlen. „Warum haben Sie den Laden nicht etwas aufgemöbelt?"

„Mir gefällt es so", sagte ich. „Unsere grafische Abteilung hat das Ganze für mich entworfen."

„Aha", sagte die Nutte. „Sie sollten mal meine Bude sehen! Die habe ich aufgemöbelt."

„Wo wohnen Sie denn?" fragte ich.

Sie beendete die Besichtigung meines Büros und streifte mich abermals mit einem Blick. „Mal hier, mal da", antwortete sie ausweichend.

„Sie halten sich doch hier in diesem Gebäude auf, nicht wahr?" fragte ich. „Irgendwo in diesem Stockwerk."

Die Nutte gähnte und streckte sich träge wie eine Katze. Sie spreizte die Finger und krümmte sie wie Krallen. Der Jeansrock rutschte nach oben und enthüllte dünne Schenkel, die von verblassenden blauen Flecken noch leicht verfärbt waren. Sie streckte die Arme, und als sie ausatmete, wippten die Fransen ihrer Lederweste. Sie war zwar mager, aber trotzdem attraktiv. „Was geht in Ihrem Kopf vor, Süßer?" fragte sie mich.

„Nichts Besonderes. Ich wollte Sie nur kennenlernen."

„Neugierig?"

„So kann man es nennen", meinte ich.

„Aber ich werde Ihnen natürlich diese Zeit bezahlen."

Sie stieß einen Seufzer aus. „Schon wieder so ein ‚Ernstchen'", sagte sie laut.

„Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Aber, Süßer! Glauben Sie denn wirklich, daß mich niemand für ein Gespräch bezahlt? Ich verbringe viel mehr Zeit mit Reden als mit Bumsen. Ich treffe Männer, die mich für ihre Mama halten. Ich treffe Schüler, die irgendwelche Forschungsarbeiten machen. Ich treffe Lehrer, die irgendwelche Forschungsarbeiten machen. Ich treffe Typen, die Studien für die Regierung machen. Ich treffe Reporter. Wissen Sie, daß ich schon zweimal im Fernsehen gewesen bin? Kerle wie Sie, die nur quasseln wollen, nennen wir ‚Ernstchen'. Heutzutage gibt es so viele ‚Ernstchens'. Manchmal geht ein ganzer Monat rum, bis ich wieder an einen richtigen Kerl gerate."

Mein Gesichtsausdruck mußte ihr verraten haben, wie betreten ich war.

„Machen Sie sich nichts draus", meinte sie. „Sie zahlen, und ich sage, was Sie hören wollen. ‚Oh, es tut so wohl, wenn ein Mann wie Sie um mich besorgt ist!' – ‚Früher wohnte ich in einem großen Haus. Aber dann kamen mitten in der Nacht Männer und schleppten mich davon.' – ‚Ja, mein Vater hat mich verhauen, dann hat er mich nach draußen hinter den Holzschuppen geschleppt und mich auf dem nassen Gras vergewaltigt.'"

Sie lachte und ich lachte mit.

„Wie heißen Sie denn?" fragte ich.

„Jasmine" sagte sie. „Und das Mädchen hinter dem Schrank ist Orchid."

Als ich mich rasch umblickte, sah ich, wie eine zweite Nutte hinter der Reihe von Aktenschränken auftauchte. Sie lachte ebenfalls. Es war ein tiefes, kehliges Gelächter. Sie war fett, sehr fett. Und sie kaute auf einem Kaugummi herum.

„Wie lang haben Sie sich dort schon versteckt?" wollte ich wissen.

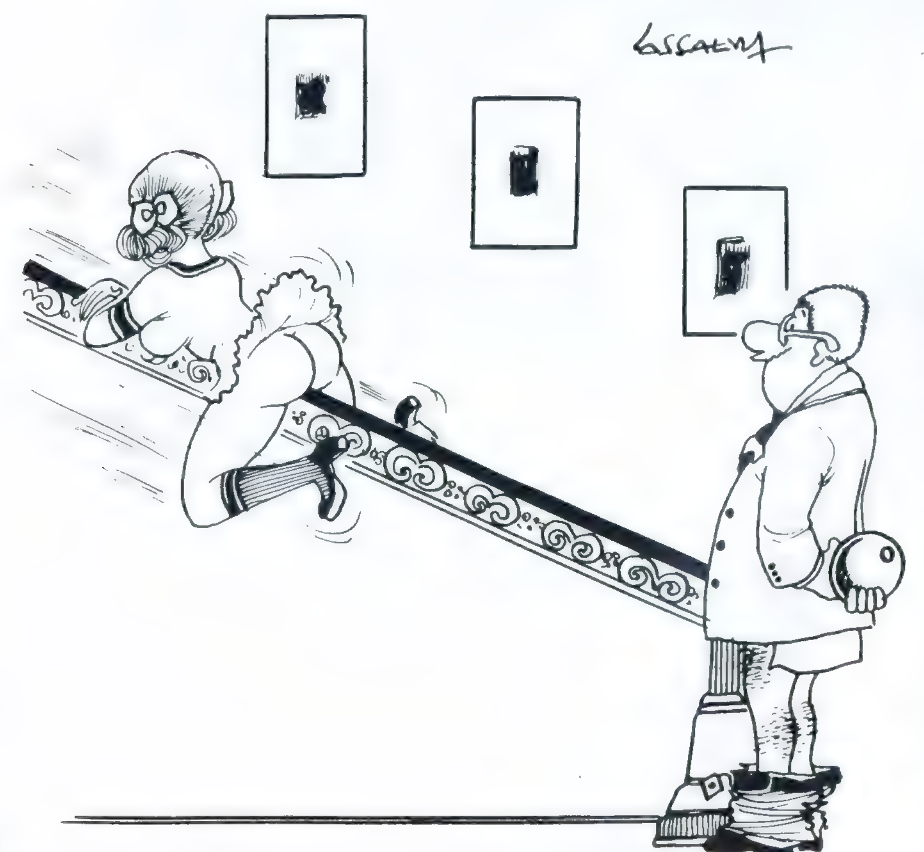
„Och, es reicht", erwiderte sie und schmatzte mit dem Kaugummi. „Seit dem Lunch."

„Und das Mädchen hinter Ihnen ist Lily", sagte Jasmine.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter, und ich fuhr in meinem Sessel hoch. Ich drehte mich um und schaute zu einer hochgewachsenen, bildhübschen Nutte empor. Sie war zart und hatte betörende, spöttische blaue Augen. Ihr Haar war lang und blond.

„Wo kommen *Sie* denn her?"

„Ich war hinter den Vorhängen", sagte



sie. „Ich kann Jasmine nicht zustimmen. Ihr Büro ist sehr hübsch eingerichtet."

„Aber es tut sich nichts, Schätzchen", meinte Jasmine. „Es fehlt der Pfiff."

Orchid nahm den Kaugummi aus dem Mund. Sie zielte auf den Papierkorb und warf daneben. Aus einem Schlitz in ihrem prallsitzenden Kleid holte sie einen neuen Kaugummi hervor. „Hier fehlt was", behauptete sie. „Hier fehlt eine Bar. – Und ich habe geglaubt, daß ihr Bonzen alle eine Bar in eurem Büro habt."

Ich hörte es an der Tür klopfen. Meine Sekretärin trat ein und führte mir eine Gruppe von vier anderen Mädchen vor. „Das sind die letzten, denke ich", sagte sie.

Jasmine stellte sie mir nacheinander vor. Ich lernte Violet kennen, ein blasses und nervöses Mädchen, das eine Tragetasche umklammerte. Sie hing an einem Leinengurt an ihrer Schulter, und der Verschluß war zu. Ihre Kleidung war zerfetzt und stammte aus einem Trödlerladen.

Ich lernte Ivy kennen. Sie war eine untersetzte Nutte, die ein tiefdekolletiertes Kleid trug. Es glänzte speckig. Sie hatte ein nettes Gesicht, nur das, was sie über die anderen Nutten sagte, klang nicht nett. Sie hatte keine Zähne mehr.

Ich lernte Rose kennen. Sie war eine aufsehenerregende Nutte. Ihre Kleidung bestand aus einem Ensemble von Tüchern und Seidenschals in allen Farben des Regenbogens. Ihr prachtvoller Körper zeichnete sich aufreizend unter der flatternden Fülle der Tücher ab.

Ich lernte Holly kennen, die eine feindselige Hure war. Sie trug ein Flanellhemd und Kordhosen. Der Ansatz ihres grellroten Haares schimmerte schwarz. Ihr winziges Kinn zitterte, und ihre eng beieinanderstehenden bösen Augen musterten das überfüllte Zimmer.

Die versammelten Nutten schienen darauf zu warten, daß ich eine Rede halte. Ich zögerte. „Tja", sagte ich. „Womit soll ich anfangen?"

•

Die Nachricht von den Nutten in meinem Büro verbreitete sich rasch. Chuck Oates, Jack Flamm und die übrigen aus der Verkaufsabteilung kamen herbei. Sie führten sich täppisch und wie Schüler auf. Sie schubsten einander, grinsten und wurden rot. Ecks und Otto schauten rein. Ihre wissenschaftliche Reserviertheit war so übertrieben, daß sie lachhaft wirkte. Houseman erschien. Er war sichtbar skeptisch, aber ungemein wißbegierig. Malik von der Versandabteilung kam. Er fletschte die weißen Zähne. Angelo tauchte auf, schüttelte den Kopf und machte keinen Hehl aus seiner Mißbilligung. Henry eilte mit einer Kamera herbei und fotografierte die Nutten. Walter Finder rückte an. Er schob einen dreirädrigen

Servierwagen mit Cocktails und Hors-d'œuvres vor sich her. Und plötzlich feierten wir eine Party.

Von den Mädchen im Büro schlossen sich uns nur meine Sekretärin und Gloria an. Gloria begann eine lebhafte Unterhaltung mit Jasmine. Meine Sekretärin bedachte Rose mit ihrer Aufmerksamkeit. Houseman legte den Arm um Ivy. Sie achtete darauf, daß sie nicht zu breit lächelte oder beim Lachen den Mund auftat. Holly machte Angelo gegenüber hämische Bemerkungen, was zu gegenseitigen, heftigen Beschimpfungen führte. Ecks las Lily seine notierten Fragen vor. Sie berichtete bereitwillig und ausführlich von ihren vergangenen vergnüglichen und weniger vergnüglichen Betätigungen. Im Gegensatz zu ihr hielt Violet ihr Vorleben so unter Verschluß wie den Inhalt ihres umgehängten Beutels. Selbst der alte freundliche Schwartz konnte ihr nur den Namen entlocken. Orchid stand nur neben Walter Finders Servierwagen und stopfte mit beiden Händen Hors-d'œuvres in sich hinein, während Walter die Getränke einschenkte.

Chuck Oates und Jack Flamm brachten nicht den Mut auf, eine Nutte anzusprechen. Sie blieben in ihrer Ecke, nippten an den Drinks und knufften einander.

Als die Party nach sieben Uhr zu Ende ging, war beschlossen worden – niemand wußte, wie es dazu gekommen war –, daß die Nutten eine Zeitlang bei uns bleiben würden. Wir machten uns alle an die Arbeit und stellten im Konferenzraum an einer Wand Liegen auf. Meine Sekretärin rief einen Textilverleih in der Innenstadt an und ließ Bettzeug und Decken bringen. Dann begaben wir uns nach unten, um in einer fidelen Kneipe zu essen.

•

„Sie haben nachmittags wieder angerufen", sagte Chambers. „Sie wollen noch immer wissen, was wir mit den Nutten vorhaben", jammerte er.

„Kümmern Sie sich einfach nicht um sie", meinte ich.

„Das können Sie leicht sagen", entgegnete Chambers. „Aber ich bin es, der angerufen wird. Was geschieht, wenn sie eine Inspektion durchsetzen?"

„Keine Inspektion", sagte ich.

„Und wenn sie mit einem Durchsuchungsbefehl daherkommen?"

Chambers gab sich redlich Mühe, keine Notiz von Jasmine zu nehmen, die sich auf seiner Stuhllehne niedergelassen hatte und mit den Fingerspitzen sanft über seinen kahlen Schädel strich. Schweißtropfen standen auf Chambers Stirn. Er tat mir ein wenig leid.

„Chambers", sagte ich zu ihm, „Sie machen sich zuviel Sorgen. Das Ganze ist ja kein Dauerzustand. Gehen Sie wieder in Ihr Büro, und denken Sie nicht mehr darüber nach. Überlassen Sie alles mir. Gehen Sie auch nicht mehr ans Telefon. Verschließen sie die Tür zum äußeren Korridor. Ich glaube, von gestern abend sind noch ein paar Flaschen übrig. Finder soll Ihnen einen Drink mixen! Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sie nehmen Jasmine mit in die Personalabteilung."

„Na klar, Schätzchen!" sagte Jasmine und schnurrte wie eine Katze.

Chambers war entsetzt. „Ich habe zu tun!" krächzte er und rannte davon.

Jasmine ließ sich auf den Stuhl plumpsen, den Chambers geräumt hatte.

„Wer war das gleich wieder?"

„Chambers", antwortete ich. „Der Personalchef. Wenn man ein Problem hat, wendet man sich an ihn."

„Und an wen wendet er sich mit seinen Problemen?" fragte sie träge.

„An mich!"

„Und an wen wenden Sie sich mit Ihren Problemen?" fragte sie weiter, streckte die Arme über den Kopf und packte mit beiden Händen die Stuhllehne hinter ihr. Ihre kleinen Brüste hoben sich, und die Warzen zeichneten sich unter dem gelben Trikot ab.

•

Lily ließ sich bei Ecks in der Forschungsabteilung häuslich nieder. Ecks' Sekretärin Linda wurde eifersüchtig. Sein Assistent Otto blieb ungerührt. Ecks selbst fühlte sich geschmeichelt.

„Sie inspiriert mich", vertraute Ecks mir an. „Von dem, was wir tun, versteht sie nicht die Bohne. Aber sie ist so davon überzeugt, daß wir Erfolg haben werden. Ich will Ihnen mal was von Mann zu Mann sagen, sie macht mich um 20 Jahre jünger. Als ich frisch von der Penne kam, glaubte ich, daß alles möglich sei. Für sie *ist* alles möglich! Sie ist genau das, was unsere Abteilung braucht. Sie *glaubt* an uns!"

Seine Experimente wuchsen beunruhigend ins Grandiose, aber ich mischte mich nicht ein.

Violet blieb zwar noch immer verschlossen, aber sie nistete sich in dem Zimmerchen von Schwartz ein. Er gab sich alle Mühe, ihr Vertrauen zu gewinnen. Meine Sekretärin berichtete mir dann, daß sie nun wenigstens miteinander redeten. Gewöhnlich thronte Violet auf einem Hocker hinter Schwartz, während dieser seine exakten, säuberlichen Eintragungen in die dicken, verstaubten Kassenbücher machte, die alle einen blauen Rücken hatten.

Rose machte es sich in der grafischen Abteilung gemütlich. Sie behauptete, daß man ihre Talente dort am besten zu schätzen wisse. Damit hatte sie recht. Für die Künstler begann eine Periode intensiver Schaffensfreude. John und Joanie, Waxworks, Lyons, Henry und sogar Eleanor Naso kamen früh, arbeiteten während der Essenszeit durch und blieben lange im Büro. Unsere Zauberfee Rose tänzelte von einem zum anderen, und ihre Schals wippten und flatterten. Die Versuchung, sie zu berühren, wurde unwiderstehlich. Hände griffen nach ihren festen Brüsten, ihren nackten Beinen und nach dem Mittelpunkt ihres Körpers, der sich hinter einer Wirrnis bunter Tücher verbarg. Rose blieb dabei kühl, munter und energisch. Es war ihr einerlei, wie ungestüm ihr Körper erforscht wurde. Aber die sechs Künstler wurden immer hagerer. Waxworks hatte am meisten gelitten. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, und seine einst so geschickten Hände begannen zu zittern. Die Modelle, die er auf der Werkbank aus Ton, Holz und Kunststoff herstellte, wichen mehr und mehr von dem ursprünglichen Entwurf ab. Sie bekamen wunderliche und groteske Formen.

Walter Finder schwoll an wie ein Ballon. Etwas anderes fällt mir nicht ein, wenn ich seinen Zustand beschreiben soll, nachdem Orchid die Marketing-Abteilung zu ihrem Herrschaftsgebiet erklärt hatte. Oscar Whelan machte mich auf diese Veränderung aufmerksam. „Das werde ich mit Rathbone besprechen", versicherte ich ihm. „Für sein Herz ist es nicht gut, wenn er so viel Gewicht mit sich herumschleppt. – Nebenbei gesagt, Sie sind auch ein bißchen molliger geworden. Was ist denn los? Ich dachte, Sie würden kein Gramm zunehmen."

„Das macht die dämliche Nutte", meinte Oscar. „Sie arbeitet an der falschen Front. Sie sollte ein Freßlokal aufmachen."

•

„Ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat", sagte Angelos Frau aufgebracht.

Ich hörte ihr voll Mitgefühl zu. Sie erzählte, daß Angelo jeden Abend wutschnaubend heimkomme. Er ärgere sich über die Auseinandersetzungen, die er tagsüber mit einer neuen Mitarbeiterin gehabt hätte. Diese Mitarbeiterin scheine im Büro keine andere Aufgabe zu haben, als Angelo zu quälen. „Und jetzt habe ich herausgefunden", sagte sie hochmütig, „daß diese neue Mitarbeiterin, diese Holly oder wie immer sie heißt, nur eine . . . in Wirklichkeit bloß eine . . . nichts anderes ist als eine . . ."

Das Wort wollte ihr offensichtlich nicht über die zusammengepreßten Lippen kommen.

Jasmine gähnte und streckte sich graziös wie eine Katze. „Sie ist eine Nutte, Madame. Und dazu noch eine gute. Nicht so gut wie ich, aber ihr reicht es."

Angelos vierschrötige Frau erhob sich von dem Stuhl. Anklagend zeigte sie mit ihren dicklichen Fingern auf mich. „Ich werde Sie anzeigen", sagte sie. „Ihr Büro

ist ja ein ... ist nichts anderes als ... ist nur ein ..."

„Ein Puff", ergänzte Jasmine. „Nicht der beste, aber es gibt schlimmere."

•

Houseman präsentierte einen kleinen Gegenstand, der wie ein sorgfältig angefertigter Rohrstutzen mit einem Ventilverschluß aussah. Ich nahm ihn und wog ihn in meiner Hand. „Hübsch", sagte ich. „Ziemlich leicht." Ich fuhr mit dem Finger über die gepreßte und gekrümmte Oberfläche. „Sehr sauber."

Houseman nahm mir das Ding wieder weg. „Die Burschen haben einfach Glück gehabt", sagte er erbost. „Aber wir werden es ihnen schon noch zeigen!"

Ich besah den Gegenstand abermals. „Bedeutet das, daß es nicht von uns ist?"

„Hätte es sein können. Die Schweinehunde haben uns die Idee geklaut."

„Wie konnten sie uns denn die Idee klauen, Houseman?" fragte ich.

„Ich weiß nicht. Aber diese Mistkerle haben es fertiggebracht."

Ivy mischte sich ein. Sie saß an einem Schreibtisch in einer Ecke der Konstruktionsabteilung. „Wir werden es ihnen schon noch zeigen", drohte sie.

„So ist es", bestätigte Houseman. „Wir werden es diesen Schuften heimzahlen. Wir können zweimal soviel von dem Zeug herstellen wie sie. Dreimal soviel! Wir werden den ganzen Markt damit überschwemmen."

„Aber Houseman!" mahnte ich. „Es ist doch nicht unser Entwurf! Wir können das Zeug doch nicht einfach herstellen!"

„Ist es denn ihr Entwurf?" schrie Houseman. „Es war unsere Idee! Wer kümmert sich schon um den Entwurf!"

„Wir werden es den Schuften schon noch zeigen", drohte Ivy abermals. Auf dem Schreibtisch vor ihr lag das gleiche Ding. Es war zerlegt worden.

•

Ich stellte fest, daß es eine Konferenz auf höchster Ebene war. Von meiner Abteilung waren Chambers, Rathbone, meine Sekretärin und ich anwesend. Uns gegenüber befanden sich ein Rechtsanwalt, ein Fürsorgebeamter, ein Sicherheitsbeamter und der Beauftragte der Hausverwaltung. Er redete gerade. Diese hochmögenden Herren hätten eigentlich auf den bequemen Stühlen im Konferenzraum sitzen sollen und nicht auf den Klappstühlen, die man in mein Büro gezwängt hatte. Aber der Konferenzraum war mit den Liegen der Nutten vollgestellt.

„... steht fest, daß wir die Angelegenheit bei Ihrer Mitarbeit in kürzester Zeit erledigen können", beendete der Beauftragte seine Rede. „Ich nehme an, daß wir auf Ihre Mitarbeit rechnen dürfen."

Chambers fiel fast vom Stuhl, weil er so heftig mit dem Kopf nickte.

„Vielleicht könnten Sie mir die Art der Beschwerden noch einmal kurz erläutern", sagte ich, lehnte mich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. „Ist die Hausordnung übertreten worden?"

Auf einmal begannen alle zu reden. Meine Sekretärin schrieb alles mit, und ich konnte deshalb meinen Gedanken nachhängen. Auf meinem Schreibtisch wob die Spinne ein neues Netz. Ich sah zu, wie sie ihre Spirale zog.

„... das Gesundheitsrisiko allein verschafft uns eine Handhabe, meine ich", sagte der Sprecher der Hausverwaltung.

„Bei der ärztlichen Untersuchung hat sich aber nichts herausgestellt", wandte Rathbone ein.

„Er meint, daß man diesbezüglich den Nutten nichts vorwerfen kann", fügte ich hinzu.

„Über die *eigentlichen* Opfer scheint sich keiner von uns Gedanken zu machen", brachte der ernste Fürsorgebeamte vor.

Chambers, der sich als ein *eigentliches* Opfer vorkam, nickte noch heftiger mit dem Kopf.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, aber ich denke, daß die Nutten ganz gut selbst zurechtkommen", meinte meine Sekretärin.

„Hat jemand von Ihnen schon bemerkt, daß ein paar Spinnen ein Büro frei von Fliegen und Mücken halten?" fragte ich.

Der Rechtsanwalt winkte ab. „Verschonen Sie uns mit Beispielen aus der Insektenwelt", sagte er. „Können wir nun bei dem Unternehmen auf Ihre Mitarbeit rechnen oder nicht?"

„Mit einem Wort – nein!" entgegnete ich entschieden.

„Wenn wenigstens Beweise für irgendwelche Vergehen vorgebracht worden wären", sagte Rathbone.

Chambers rang die Hände: „Wenn man wenigstens einen Kompromiß erreichen könnte."

Der Sprecher der Hausverwaltung stand auf. „Sie spielen ein gefährliches Spiel", sagte er zu mir. „Wenn Sie uns dann um Hilfe bitten, könnte es schon zu spät sein."

Alle erhoben sich. „Es gibt Schlimmeres in der Innenstadt als Nutten", sagte ich und blieb am Schreibtisch sitzen. Ich geleitete sie nicht zur Tür. Gravitätisch schritten sie hinaus. „Lügner zum Beispiel!" rief ich ihnen nach. „Heuchler!"

•

Rathbones Anruf zwang mich, ans Telefon zu gehen und das gerade erst vollendete Netz der unverdrossenen Spinne zu zerreißen. „Er will Sie persönlich sprechen", hatte mir meine Sekretärin mitgeteilt. „Er sagt, es sei dringend." Ich ging also ans Telefon und sah, wie die Spinne eilig in ihren Schlupfwinkel krabbelte.

„In meinem Büro liegt Finder", ertönte Rathbones Stimme. „Man hat schon nach einem Krankenwagen telefoniert. – Möchten Sie mit ihm sprechen? Er ist wieder bei Bewußtsein."

„Ein Krankenwagen? Wieder bei Bewußtsein? Ich komme sofort!"

Auf dem Untersuchungstisch in Rathbones Behandlungsraum lag der dickwanstige Walter Finder. Neben dem Tisch befanden sich eine Sauerstoffflasche und das Beatmungsgerät. Rathbone saß bei ihm, hielt sein Handgelenk und schaute auf den Sekundenzeiger seiner Uhr.

„Walter", sagte ich leise. „Ist alles wieder in Ordnung?"

Walter verdrehte die Augen. Seine wulstigen Lippen stachen bläulich aus dem unnatürlich blassen Gesicht hervor. Die Speckschicht auf seinen Pausbacken war neu. Sie sah wie aufgespachtelt aus und hob sich von den sonstigen Fettpolstern ab.

Oscar Whelan zog mich beiseite und berichtete mir, daß Walter über Schmerzen in der Brust und im Arm geklagt habe. Auf dem Weg zur Toilette sei er zusammengebrochen. Vier Männer, nämlich Oscar, Rathbone und zwei Angestellte aus der Verkaufsabteilung, wären nötig gewesen, um Walter Finder in Rathbones Behandlungsraum zu befördern. Unter der Sauerstoffmaske habe er sich wieder erholt.

„War es ein Herzinfarkt?" flüsterte ich.

Oscar hob die Schultern. „Rathbone meint, daß man das noch nicht sagen könne. Vielleicht war es nur ein kleiner. Auf jeden Fall wird er für einige Zeit ins Krankenhaus müssen. Ich habe mit seiner Familie schon telefoniert."

Ich kehrte zu Walter zurück. Orchid, die Nutte aus der Marketing-Abteilung, stand teilnahmslos am Untersuchungstisch. Sie schaute auf Walters kolossalen Leib. Versonnen griff sie mit einer Hand in die Tasche und holte ein großes Karamelbonbon hervor, das sie dem halbbewußtlosen Walter zwischen die Lippen stopfte.

Rathbone und ich sprangen herbei, um es wieder zu entfernen. „Was fällt Ihnen denn ein!" fuhr ich die Nutte an. Walter ließ sich widerwillig das Karamelbonbon aus dem Mund nehmen.

„Aber die mag er doch so gern", meinte Orchid.

„Jetzt aber raus mit Ihnen!" befahl ich. „Er ist ein schwerkranker Mann."

Sie watschelte hinaus. Aber vorher steckte sie noch Oscar Whelan ein Karamelbonbon zu. Er schob es in den Mund und kaute gedankenlos darauf herum.

•

Jasmine befand sich an meiner Seite, als ich das Chaos in der grafischen Abteilung besichtigte. „Und ihr habt *alles* vernichtet?" fragte ich abermals. „Alle

Layouts, alle Zeichnungen, alle Modelle, die Fotografien, alles?"

John blickte kaum vom Zeichentisch hoch. Joanie zerknüllte eine Planskizze und griff sogleich nach einer anderen. Henry war unterwegs und machte noch mehr Aufnahmen. Eleanors jugendliches Gesicht war vor lauter Anstrengung faltig geworden. Nur Waxworks raffte sich zu einer Antwort auf. „Wir waren nahe dran, sehr nahe. Aber es reichte nicht."

Rose hockte inmitten der verstreuten Papiere und stopfte Stapel von alten Entwürfen in die Trommel des Reißwolfs. Sie kramte einen Bogen aus dem Wirrwarr hervor, hielt ihn auf Armeslänge von sich weg, begutachtete ihn und schob ihn dann in den Trichter. „Fehlerhaft", meinte sie. Der Reißwolf rasselte und spuckte flache Papierspaghetti aus.

Als wir auf dem Weg in mein Büro waren, nahm Jasmine meine Hand. „Die Leute in dieser Abteilung müssen ganz schön schuften. Ich bin froh, daß Sie nicht so schwer arbeiten müssen, Schätzchen. Die da haben für *nichts* mehr Zeit."

•

Auf meinem Schreibtisch lag die gerichtliche Vorladung.

„Verdammt noch mal!" schimpfte ich. „So was habe ich befürchtet. Warum, zum Donnerwetter, haben wir nicht selbst einen Entwurf angefertigt, Houseman?"

Aber Houseman blieb verstockt und zeterte über den unlauteren Wettbewerb, den die Schurken in der Innenstadt ausgeheckt hatten. Ivy, seine Nutte, begleitete die Rede mit Kopfnicken und anfeuerndem Gemurmel.

„Das bedeutet vermutlich, daß wir uns nun einen Rechtsanwalt nehmen müssen", sagte ich. „Verdammt noch mal, ich hasse Rechtsanwälte!"

„Reg dich nicht auf, Schätzchen!" gurrte Jasmine.

Ich verließ das Zimmer und ging durch das Großraumbüro auf das Zimmerchen von Schwartz zu. Als er mich kommen sah, schlug er das Kassenbuch zu und stützte verteidigend den Ellbogen darauf. Violet erhob sich und legte ihm nervös die Hände auf die Schultern.

„Was ist denn los?" fragte ich verdutzt.

„Nichts", sagte der alte Schwartz.

„Bringen Sie die Bücher in mein Büro!" befahl ich. „Wahrscheinlich kommt ein Prozeß wegen Patentvergehen auf uns zu. Ich will wissen, wie es um uns steht."

Schwartz stützte sich nun mit beiden Armen auf das Kassenbuch. „Das geht nicht", sagte er.

„Haben Sie den Verstand verloren, Schwartz? Los, kommen Sie! Bringen Sie die Bücher! Ich brauche vielleicht den ganzen Nachmittag. Zum Herumtrödeln habe ich keine Zeit."

„*Ich* bin hier der Buchhalter", entgegnete Schwartz. „Das sind *meine* Bücher!"

„Das ist doch lächerlich, Schwartz", sagte ich und packte eine Ecke des Kassenbuches. Schwartz riß es an sich und drückte es fest an seine Brust. Ich zerrte daran und zog ihn beinahe vom Stuhl.

Von hinten umschlangen mich starke Arme. Ich wurde herumgewirbelt und blickte Angelo ins Gesicht. „Wollen Sie hier jemanden schikanieren?" fragte Angelo grollend.

„Angelo, helfen Sie mir, Schwartz das Kassenbuch wegzunehmen!" bat ich.

Angelo holte mit der Faust aus und stieß sie mir in den Magen. „Sie kommen sich wohl mächtig stark vor", meinte er. Dann bohrte er mir die Finger in die Schulter. „Sie glauben wohl, daß Sie hier die Leute schikanieren können, was?" Sein Daumen fuhr mein Kinn entlang. „Wollen Sie hier Ärger machen?"

„Zeig's ihm!" schrie Holly. „Gib's ihm! Schlag ihn zusammen."

„Komm, Schätzchen", sagte Jasmine. „Wir gehen wieder zurück ins Büro."

„Ihr seid alle verrückt!" rief ich. Ich blickte mich um und sah, daß alle Sekretärinnen und Angestellten in dem großen Büroraum mich durch die Türe anstarrten, während Angelo noch immer mit der Faust vor meinem Gesicht herumfuchtelte. „Verrückt seid ihr!" rief ich abermals und ließ zu, daß mich Jasmine aus der Gefahrenzone herauszog.

•

„Aha, das wollen Sie also machen", sagte meine Sekretärin.

Wir beide saßen in der Cafeteria an



„Hätten Sie Lust, sich den Film mit mir noch mal anzusehen?"

einem Tisch, von dem aus man den Eingang gut im Auge behalten konnte. Es hätte ja sein können, daß Jasmine nach mir suchte.

Das Treffen in der Cafeteria war meine Idee gewesen. Sie war der einzige Ort, wo wir miteinander reden konnten, ohne Verdacht zu erregen.

„Glauben Sie denn nicht, daß es klappen wird?" fragte ich.

„Ich weiß nicht so recht", erwiderte sie. „Warum sollte es eigentlich ausgerechnet Ihnen gelingen, die Nutten zu vertreiben, wenn sich die Ordnungshüter, Fürsorgebeamten, die Hausverwaltung und die Rechtsanwälte schon so schwer damit taten?"

„Aber kann man es nicht wenigstens versuchen?" fragte ich. „Die Schwachköpfe von der Hausverwaltung heuern nur Experten an, erstellen Gutachten, schreiben Berichte und rennen mit Fangnetzen die Gänge entlang. Von Höflichkeit halten sie nichts. Ich bat die Nutten dazubleiben. Jetzt werde ich sie bitten, uns zu verlassen. Sie können es natürlich ablehnen. Wenn sie es tun, werde ich die Sicherheitsbeamten rufen. Dann stehen wir wieder am Anfang. Aber warum sollten sie meine Bitte nicht erfüllen? Ich gebe ihnen die Chance, sich von uns in Frieden und mit ein wenig Würde zu trennen."

Meine Sekretärin trank die zweite Tasse Kaffee aus. „Wohin werden sie Ihrer Ansicht nach ziehen?" fragte sie.

„In ein anderes Büro natürlich. Sie sollten mal daran denken, sich zu verteilen. Einzeln würden sie viel weniger auffallen."

„Aber sie wollen zusammenbleiben", sagte meine Sekretärin.

„Ich weiß. Jasmine hat mir schon davon erzählt."

Wir erhoben uns, um die Cafeteria zu verlassen. Auf dem Weg zum Ausgang hielt uns eine Bedienung an, die ich vom Sehen kannte. „Hören Sie mal", sprach sie mich an, „sind nicht Sie der Typ, in dessen Stockwerk es kürzlich einigen Ärger gab?"

„Wir hatten kürzlich ein paar Probleme", gab ich zu. „Aber ich würde das nicht als ‚Ärger' bezeichnen."

„Wenn es damals kein Ärger war, Mister, dann haben Sie jetzt welchen. Bei Ihnen oben soll es eine Explosion gegeben haben."

„Wann denn?"

„Vor einer halben Stunde etwa. Es soll im Labor gewesen sein. – Sie haben doch ein Labor in Ihrem Stockwerk?"

„Das war Ecks", erklärte ich meiner Sekretärin. „Vermutlich eines von seinen dämlichen Umwandlungsexperimenten, die ihm Lily aufgeschwatzt hat."

„Was geht bei euch überhaupt vor?" fragte die Bedienung. „Sie sollen Nutten auf Ihrer Lohnliste haben. – Betreiben Sie Sexualforschung?"

Aber meine Sekretärin und ich eilten aus der Cafeteria. Wir machten uns Sorgen, daß sich jemand verletzt haben könnte.

•

Die Nutten machten es sich auf den Möbeln in meinem Büro bequem. Ihr Aussehen hatte sich seit dem Nachmittag, an dem ich sie alle kennengelernt hatte, kaum verändert. Lily hatte sich bei der Explosion in Ecks' Labor das lange Haar versengt. Holly sah ein wenig mitgenommen aus. Angelo hatte sie bei den von ihr verschuldeten Tumulten mit beiden Händen bändigen müssen. Rose trug neue Schals. Die erschöpften Künstler hatten sie entworfen. Orchid schien dikker geworden zu sein. Und Violet kam mir dünner vor. Ivy sprach nicht mehr mit mir, seitdem ich mich dazu bereit erklärt hatte, die Patentangelegenheit ohne die Justiz zu bereinigen. Jasmine sah ich jeden Tag. Deshalb kann ich nicht sagen, ob sie sich verändert hatte. Vielleicht benahm sie sich noch ein wenig legerer. Beim Gähnen riß sie den Mund jetzt viel weiter auf. Aber sie war eine Augenweide. Es würde mir schwerfallen, ohne sie auszukommen.

Die Mädchen waren mißmutig. Sie wußten, warum ich sie ins Büro hatte kommen lassen. Ich sah nicht ein, warum ich lang darum herumreden sollte.

„Kinder, ich muß euch etwas sagen", sagte ich. „Ich mag euch. Aber ich kann es mir nicht leisten, euch da zu behalten."

Ich musterte ihre Gesichter, um herauszufinden, was sie dachten. Ich sah, daß einige höhnisch den Mund verzogen und andere ergeben mit den Schultern zuckten. Aber ich bemerkte keine offene Auflehnung.

Jasmine sprach als erste. „Sie schmeißen uns also raus?" fragte sie.

„Leider", sagte ich.

Die Nutten wechselten Blicke, runzelten die Stirn und wurden unruhig. Dann begann Jasmine zu lachen. Es war ein tiefes, träges Lachen.

„Worüber lachen Sie denn, Jasmine?" fragte ich.

„Schätzchen, ich lache über Sie. Sie haben Nerven."

Ich lächelte verlegen. „Ich werde Sie vermissen", sagte ich zu ihr.

„Sie Schäker", erwiderte sie nur.

Ich wußte nun, daß uns die Nutten verlassen würden. Sie würden in Frieden dahinziehen. Zu einem Zusammenstoß würde es nicht kommen. Ich verspürte keine Erleichterung, sondern nur Bedauern. „Jasmine", sagte ich, „wollen Sie nicht hierbleiben?" In dieser Tonart hatte ich nicht reden wollen. Aber die Worte kamen wie von selbst. Ich konnte sie nicht mehr zurückhalten. „Ich bin sicher, daß wir Sie unterbingen könnten ... Chambers weiß sicherlich ... irgendeine Beschäftigung ..."

Jasmine verzog das Gesicht, als Chambers erwähnt wurde. „Und mit meinen Problemen kann ich mich dann an ihn wenden, nicht wahr?"

„Wo denken Sie hin! Sie arbeiten direkt unter mir."

Die Nutten kicherten.

„Vielleicht könnten Sie meiner Sekretärin ein wenig behilflich sein", meinte ich.

„Als Küchenfee vielleicht?"

„Aber nein! Sie könnten sie jedoch hin und wieder vertreten. Wie wär's damit? Die Aufgaben einer Sekretärin als Nebenbeschäftigung?"

„Sie haben schon eine Sekretärin", erwiderte Jasmine. „Was würde sie davon halten?"

„Überlassen Sie meine Sekretärin ruhig mir", meinte ich.

„Das werde ich auch", sagte Jasmine. „Und jetzt werde ich mich empfehlen."

„Aber ..."

„Schätzchen, wenn Sie mich behalten wollen, dann müssen Sie uns alle behalten. Möchten Sie das?"

„Nein", antwortete ich widerstrebend. „Nein, das nicht."

Jasmine neigte sich vor und küßte mich auf den Mund. Es war ein zarter und spöttischer Kuß. Er kam vom Grund ihrer trägen Seele. Dort sprudelte eine klare Quelle und floß dann durch den dichten Wald, in dem auf zartgrünem, weichem Moos weiße Pilze im Schatten wuchsen.

Alle Nutten verließen jetzt mein Büro. Sie schwatzten miteinander, alberten herum und winkten den Abteilungsleitern und Angestellten zu. Zurück blieb ein schwacher Hauch von vielen Parfüms.

•

Als ich gerade meiner Sekretärin Seite um Seite diktierte, um die wochenlang vernachlässigte Korrespondenz aufzuholen, brach ich plötzlich ab und schaute ihr in die Augen. „Ich muß Ihnen etwas gestehen", sagte ich.

„Lieber nicht", meinte sie,

„Fast hätte ich Ihre Stellung vergeben", gestand ich ihr. „Jasmine ..."

„Ich möchte nichts davon hören", sagte sie steif.

„Aber ich muß es Ihnen gestehen ..."

Dann schrillte das Telefon. Ich hoffte, daß es das Krankenhaus sei. Vielleicht wollte man mir berichten, daß es Walter Finder langsam besser gehe und daß Ecks völlig genesen würde. Ich griff nach dem Hörer. Ich hörte nicht, wie das Spinngewebe zerriß, aber ich sah, wie seine Schöpferin wegrannte. Ihre Bewegungen hatten etwas Unverschämtes.




opTIMalisiert
Was vor REVOX kaum jemand für möglich hielt, ist nun realisiert. REVOX hat ein neues Konzept für Hochleistungsverstärker entwickelt, das absolute TIM-Freiheit garantiert. TIM sind die bis heute selten erwähnten Transient Inter Modulation Distortions. Darunter versteht man kurzzeitige Verzerrungen, die bei schnellen und starken Dynamikänderungen auftreten und die bei der ‹modernen› Transistor-Schaltungstechnik bisher nicht auszuschließen waren. Kenner haben dies längst bemerkt. Doch REVOX hat das Problem gelöst. Die gesamte Ausstattung des REVOX A 740 ist professionell: Vollkomplementär, zwei Peak Program Meter (wer hat das sonst?) oder die vollelektronisch arbeitende Kontroll-Logik für höchste Sicherheit. Der A 740 von REVOX wird noch zu reden geben!
Beratung und Vorführung im guten Fachgeschäft
Coupon:
Informationsmaterial erhalten Sie auch direkt vom Hersteller
16-740
Name
Straße
PLZ, Ort
Deutschland: WILLI STUDER GmbH, 7827 Löffingen
Schweiz: REVOX ELA AG, 8105 Regensdorf ZH
Österreich: REVOX EMT GmbH, 1170 Wien, Rupertusplatz 1
STUDER REVOX



FLOTTER VIERER *(Fortsetzung von Seite 60)*

zu lassen, wie er sich ausdrückte. Sie verabschiedeten sich und Herr Hirschmann wirkte wieder einigermaßen gefaßt.

Der Kommissar nahm das Kuvert und öffnete es. Er beschloß chronologisch vorzugehen und zunächst das Magazin mit der Anzeige zu studieren. Ein Pornodings halt, wie Herr Hirschmann es ausgedrückt hatte. Die üblichen Farbfotos zunächst. Dann im Mittelteil die Anzeigen. Viele mit Foto. Kleine Schwarzweißaufnahmen, die überwiegend Phalli zeigten derjenigen Herren, die sich, beziehungsweise ihren abgebildeten Körperteil mit Angabe von Längen- und Breitenmaß anboten. Aber es gab auch Fotos, die den Kommissar erregten, die die Automatik von Auge, Hirn, Drüsen, Blut und Schwellkörper ein wenig in Gang setzten. Das waren dann Fotos von biederen Ehefrauen, die sich schwarze Strümpfe mit Strapsen angezogen hatten und im Wohnzimmer auf der Couch neben der Glasvitrine mit den Nippes der Kamera des Gatten ihr Allerheiligstes darboten mit weitgeklafften Beinen. Die Hirschmanns hatten kein Bild einrücken lassen, nur eine Textanzeige, die nun mit Rotstift umrandet war. Schygulla las: Aufgeschlossenes Ehepaar, 38/42, sucht gleichgesinntes Paar zu tabufreier Geselligkeit in gepflegter, gutsituierter Umgebung. Bei Sympathie auch PT. Eigenes Haus mit Sauna vorhanden. Ernstgemeinte Zuschriften möglichst mit Ganzfoto. (Garantiert zurück.) Hundertprozentige Diskretion Bedingung.

Was heißt PT, überlegte der Kommissar. Teufel, was ist das? Dann fiel ihm ein, daß es natürlich die Abkürzung für Partnertausch war. Ansonsten zählte er 14 Anzeigen von Ehepaaren, die gleichgesinnte Paare suchten. Ein großer Markt also für unser Gaunerduo, vor allem, wenn man in Rechnung stellte, daß dieses Magazin, wie der Kommissar auf dem Titel gelesen hatte, vierzehntägig erschien. Außerdem war es in der Anzeige üblich, wie es ja auch Herr Hirschmann getan hatte, ein wenig mit dem eigenen Wohlstand zu protzen, was den beiden die Auswahl erleichterte.

Schygulla nahm sich nun den Brief vor. Die dazugehörigen Fotos waren Aktaufnahmen eines Mannes und einer Frau, beide stehend, wohlproportioniert, hochkünstlerisch ausgeleuchtet, was zur Folge hatte, daß die Gesichter in schummrigem Dunkel verschwammen, während die Mitte ihrer Leiber voll ausgeleuchtet war. Jedenfalls ganz im Gegensatz zu den Fotos im Anzeigenteil des Magazins keine Dilletantenarbeit. Sag' ich doch die ganze Zeit, dachte Schygulla, Profis! Der Brief war überschrieben: Liebe Freunde der Lebensfreude! Der Kommissar kicherte, dann las er weiter: Wenn Ihr Euch wie wir nach Zärtlichkeit und verträumter Gemeinsamkeit bei einem guten Glase Wein sehnt, dann sind wir die richtigen Partner für Euch. Meine geliebte Frau Lu hat einen herrlichen, schwellenden Busen und eine süße, immer feuchte Muschi und freut sich darauf, damit einen liebevollen Freund verwöhnen zu dürfen, während ich mit meinem unermüdlichen und starken Tröster seine Frau ins Paradies führe. Daß wir überaus gepflegt, sauber und vor allem hundertprozentig diskret sind, sollte sich schon daraus ergeben, daß ich Beamter bin. Habt also Zutrauen und schreibt uns postlagernd, Hauptpost Bochum. Herzliche Grüße und unleserliche Unterschrift.

Zunächst einmal dachte Schygulla, Beamter zu sein ist also eine Gewähr dafür, daß man gepflegt, sauber und diskret ist. Donner, das ist gut, das muß ich mir merken. Dann schüttelte er den Kopf. Gruppensex und anschließend Kasse machen! Wirklich, dachte er, auf so eine Idee muß einer kommen. Beschlossene Sache also, den beiden Rudelbumsern würde er mal kurz das Handwerk legen.

Er wußte auch schon wie. Nur hielt er es für unerläßlich, einen Plan vor seiner Ausführung mindestens mit einem seiner Leute auf schwache Stellen hin abklopfen zu lassen. Er rief also Kleinert an und schilderte ihm die Gegebenheiten.

„Na, was sagst du dazu?" fragte der Kommissar.

„Ich habe keine Zweifel!" antwortete Kleinert.

„Siehste! Dann hör mal, wie ich vorgehen will. Ich muß selbstverständlich eine Falle stellen."

Kleinert nickte. „'ne Anzeige in dem Dings da."

„Genau. Mit ein bißchen Köder. Irgendwie Wohlstand signalisieren. Ihre Antwort dürfte nicht schwer zu identifizieren sein. Selbe Schreibmaschine wahrscheinlich, gleiche Formulierungen, gleiche Fotos."

„Klar. Wie aber dann weiter?"

„Tscha, jetzt wird es ein wenig schwieriger. Ich brauche eine geeignete Wohnung. Notfalls muß ich eben meine nehmen, obwohl die – naturgemäß – nicht so nach dicker Beute aussieht, wie ich es gern hätte. Andrerseits, das wissen die ja nicht vorher, wenn sie da sind, werden sie's schon schlucken."

„Das heißt also, du willst sie richtig einladen?"

„Muß ich doch, wie soll ich sonst an sie rankommen? Postlagernd Hauptpost Bochum. Da mach mal was!"

Kleinert überlegte kurz. „Aber dann

brauchst du doch auch eine Frau . . . oder willst du etwa deine . . .?“

„Habe ich mir schon alles überlegt. Meine Frau kommt nicht in Frage. Zu riskant. Schließlich hat der Typ eine Pistole.“

Kleinert klopfte sich mit der Faust gegen das Kinn: „Also eine Beamtin.“

Schygulla nickte. „Du sagst es.“ Und dachte, wenn ich sie nur rumkriege, diese Blonde von der Sitte, Bölinger heißt sie oder so ähnlich, sprach seine Gedanken aber nicht aus.

Kleinert grinste: „Und wie weiter? Du weißt, die beiden wollen doch immer erst ihren Gruppenbums, da kennen die nix.“

Schygulla grinste auch: „Schön wär’s, aber da werden sie Pech haben. Kaum sitzen sie auf der Couch, tritt der bewußte Herr H. herein und identifiziert die beiden. Dann muß ich nur auf Zack sein, daß der Knabe seine Kanone nicht zu fassen kriegt und fertig. Fini. Affe dot, Klappe zu.“

Der Kommissar schritt also zur Tat. Zunächst mußte er sich eine Frau beschaffen, wie konnte er sonst in der Anzeige ihr Alter angeben, was ja wohl üblich war. Er sprach die Kollegin Böblinger (bis aufs eine B hatte er also richtig gelegen) in der Kantine an. Sie blickte von ihrem Teller auf und sah ihn aus ihren etwas schräggestellten Augen prüfend an. Wie eine Siamkatze, dachte Schygulla. Auf sie war er verfallen, weil er sie sich tatsächlich als seine Frau vorstellen konnte, sehr gut sogar. Dies ein Beispiel für seine Art von Perfektion. Er schilderte ihr, was anlag, wobei er die Pistole des Rudelbumsers zwar nicht verschwieg, im übrigen aber betonte, in seinen Augen sei das Ganze eine zügige Amtshandlung und sonst nichts.

Die Kollegin stocherte in ihren Königsberger Klopsen herum, die wieder einmal unter aller Sau waren, fand die Geschichte bemerkenswert, den Kollegen Schygulla nicht unsympathisch und sagte zu. Womit noch nichts erledigt war. Denn nun mußte der Amtsweg beschritten werden, schließlich gehörte sie nicht zu Schygullas Dezernat und überhaupt. Das ging aber relativ problemlos. Also konnte nun auch die Anzeige über die Bühne gehen, jetzt, wo Schygulla schreiben konnte: Modernes, aufgeschlossenes Ehepaar, 28/35 (die Altersangabe hatte er sich tatsächlich von ihr erbeten), fröhlich und immer geil (da hatte ihn der Teufel geritten), möchte mit gleichgesinntem Paar Kontakt aufnehmen, das wie wir Freude an Sexspielen hat, Stadtwohnung und Wochenendhaus mit Swimmingpool und Boot vorhanden (dies als Wohlstandsköder – warum das erste Treffen in der Stadtwohnung abgewickelt werden mußte, dafür würden ihm dann schon

Gründe einfallen). Hundertprozentige Diskretion ist allerdings Bedingung (damit der Bursche wieder seinen Beamtentrick landen konnte).

Das war's. Nein, das war's noch nicht ganz. Herr Hirschmann mußte noch für seinen Part gewonnen werden und entpuppte sich, wie Schygulla beinahe vorausgesehen hatte, als der dickste Brocken. Die Beamtin erschreckte ihn erwartungsgemäß ungeheuer. Der Kommissar mußte seine Ehre als Mensch und Beamter verpfänden für die Verschwiegenheit der Kollegin Böblinger, bis er endlich das Plazet des Tabakhändlers bekam.

Drei Wochen vergingen, bis die Anzeige erschien und eine weitere, bis Schygulla drei Antworten von der Redaktion des Magazins zugeschickt bekam, denn natürlich war alles über Chiffre gelaufen. Der dritte Brief war eindeutig ein Pendant zu dem Brief, den Herr Hirschmann erhalten hatte. Auch die Fotos waren die gleichen. Ein durchrationalisiertes Kleinunternehmen, das dieser Herr Günter Abrow da betrieb (wie er sich auf der Absenderangabe nannte). Schygulla schrieb sofort den postlagernden Brief. Drei Tage später war die Zusage da. Der Countdown konnte beginnen.

Freitag, der 15. April, war der Tag X. Seine Frau hatte der Kommissar eingeweiht, erstens war das für ihn selbstverständlich und zweitens war es unvermeidlich, denn sie mußte ja die Wohnung räumen. Allerdings hatte er bei seinem Bericht die Pistole unerwähnt gelassen. Sie hatte es bemerkenswert cool aufgenommen und beschlossen, den Abend zu einem längst fälligen Besuch bei ihren Eltern zu nutzen.

„Ruf mich an, wenn du fertig bist", hatte sie gesagt, „du mußt die dann doch sicher noch abliefern und so, weiß der Teufel, wie lange das dauern wird."

Als sie gegangen war, strich er durch die Wohnung und prüfte, ob irgend etwas seine Identität verraten könnte, fand nichts außer einigen Briefen und Akten auf seinem Schreibtisch, die er sorgsam verschloß. Dann schaute er sich um. Sieht wirklich nicht aus, als ob hier viel zu holen wäre, dachte er, aber was soll's, die würden ja nicht gleich aufspringen und verschwinden, wenn sie die Wohnung abtaxiert hatten. Und mehr Zeit brauchen wir ja nicht. Noch etwas fiel ihm ein. Was machte er mit der Waffe? Schulterhalfter? Das kam ihm blöd vor, außerdem für einen geübten Blick war es immer erkennbar. Er holte die Dienstpistole aus seiner Aktentasche, wog sie einen Moment auf der flachen Hand, ließ sie dann in das oberste Fach seines Schreibtisches gleiten. Wenn Hirschmann reinkommt, muß ich hier an der Schreibtischkante gelehnt stehen, dann habe ich sie mit einem Griff draußen, beschloß er.

Um sieben kam Fräulein Böblinger. Sie sah entzückend aus, dem Kommissar gab es einen Stich, so hatte er sie noch nie gesehen: in einem locker schwingenden violettgeblümten Kleid, mit einem ausgebufften, das Katzenhafte unterstreichende, aber trotzdem dezenten Make-up, das sie im Dienst natürlich nicht auflegte.

„Toll sehen Sie aus", sagte der Kommissar ehrlich.

„Muß ich ja wohl", antwortete sie.

Verständnissinnig lächelten sie sich an. Ein bißchen knisterte es. Dann zeigte er ihr den Ort der Handlung, damit sie als Dame des Hauses nachher nicht fragen mußte, wo denn hier das Klo oder die Hausbar sei. Sie sprachen ihren Plan noch einmal kurz durch, dann sagte der Kommissar: „Und da wir uns natürlich duzen müssen, würde ich vorschlagen, wir fangen jetzt schon damit an, damit wir uns nachher nicht verhaspeln. Ich heiße Herbert und wie heißt du?"

Ihr Lächeln war wahnsinnig gut, fand Schygulla, als sie antwortete: „Sybille, wer mich gut kennt, darf Billy sagen."

Der Kommissar grinste: „Als dein Gatte muß ich dich ja wohl gut kennen. Also, Billy, alles klar?"

Da klingelte das Telefon. Es war Hirschmann: „Herr Kommissar, ich kann nicht kommen." Er hatte das große Muffensausen gekriegt. Seine Frau sei sowieso von Anfang an dagegen gewesen.

„Sie sind wohl wahnsinnig geworden?" schrie Schygulla ins Telefon, „wir können das doch jetzt nicht mehr abblasen! Die kommen in einer halben Stunde, wie denken Sie sich das eigentlich?" Es half alles nichts, Herr Hirschmann war nicht zu bewegen, auch nur länger zuzuhören. Der Kommissar legte den Hörer auf und drehte sich zu Billy um, die auf der Couch saß und natürlich mitgekriegt hatte, was nun am Kochen war.

„Also, der Tabakfritze kneift", sagte sie. „Was machen wir jetzt?"

„Mann, wenn ich das wüßte! Irgendwie durchwursteln. Wir können die beiden doch nicht durch die Lappen gehen lassen, oder?"

„Finde ich auch", sagte die schöne Billy, die ja schließlich eine verantwortungsbewußte Beamtin war, „das fehlte uns noch!"

„Eben! Lassen Sie mich mal überlegen." Aber der Kommissar überlegte nicht, oder nicht in dem Sinne. Gedankenfetzen sausten durch sein Hirn. Zunächst mal mitspielen! Mit Billy mitspielen! Zum Beispiel. O Himmel! Während eines staatlichen Verfolgungsaktes, im Auftrag des Rechts, der Staatsgewalt und aller höheren Prinzipien mit der katzenhaften Billy spielen, was er sich sonst nie würde leisten können. Himmel, Himmel! In seinem Schoß wurde es heiß. Gruppensex, Rudelbums, übereinandergetürmte Leiber, und alles im Auftrag von Walter Scheel, sozusagen unter seiner Schirmherrschaft! Abrow und Lu, wie immer sie wirklich heißen mochten, schritten doch bekanntlich nie zur Tat, ohne vorher zur Tat geschritten zu sein.

„Tscha", sagte er schließlich, „ich weiß wirklich nicht, wir müssen halt mal sehen, wie es läuft, was anderes fällt mir auch nicht ein, oder Ihnen?"

„Wir müssen vor allen Dingen langsam zum Du übergehen", sagte Billy.

„Klar, und ansonsten erst mal mitspielen."

Bei diesem Stand der Dinge war es



„Mir nach, Jungens! Ich kenne hier eine Abkürzung"

wohl Billy aufgegangen, auf was sie sich da so locker einzulassen im Begriff war. „Aber um Himmels willen", sagte sie. „Wie weit können wir da gehen? Du denkst doch nicht etwa, ich werde mit denen und so . . ." Zwischen Schygullas Beinen wurde es schon wieder warm, seine Pausbacken glänzten wie Weihnachtsäpfel. Mit denen nicht unbedingt, aber vielleicht mit mir, dachte er, als er mit großer Emphase antwortete: „Na hör mal, das wäre ja vielleicht ein Ding! Mach dir mal keine Sorge, unsere Parole lautet: hinhalten, verzögern. Möchtest du einen Schnaps? Mir ist mächtig danach."

Sie nickte: „Könnte auch einen vertragen. Aber nachher müssen wir aufpassen mit der Sauferei."

„Versteht sich." Er schaute auf die Uhr, als er zur Hausbar ging, fünf Minuten vor acht. Als er die Whiskyflasche und Gläser auf den Tisch stellte, als er eingoß, sagte er: „Apropos Sauferei, vielleicht machen wir es so: Erst zieren wir uns lange, dann müssen wir uns Mut antrinken, schließlich machen wir so was zum erstenmal, und dann war es halt zu viel, liegen wir unter dem Tisch, total voll. Könntest du das bringen?"

„Wenn es sein muß", sagte sie.

„Einen Besoffenen zu spielen ist doch leicht. Prost!"

Es klingelte.

„Es geht los", sagte sie mit tonloser Stimme. Der Kommissar blickte ihr fest in die Augen. „Ruhig Blut, Billy, das kriegen wir schon hin. Alles klar?"

Sie nickte, er ging zur Tür und öffnete.

Abrow hatte eine schlanke, athletische Figur, dunkles, gewelltes Haar und ein klassisches Römergesicht, in dem allerdings ein etwas zu plumpes Kinn störte, Lu war etwas kleiner als er, hatte kastanienbraune, lange Haare und ein ausgesprochenes Jane-Mansfield-Gesicht, mit jenem leichten Stich ins Ordinäre, der so viel vermuten läßt. Und – das kam dem Kommissar auf Anhieb fast selbstverständlich vor – sie hatte eine irre Figur und einen Wahnsinnsbusen.

„Hello", sagten beide wie aus einem Mund. „Dürfen wir reinkommen?" fügte Abrow hinzu und strahlte dabei viel Lebensfreude und Lustversprechen aus. Gekonnt, fuhr es Schygulla durch den Kopf, als er bitteschön sagte und mit der Hand in Richtung Flur wedelte. Jetzt erst sah er, daß Abrow einen Blumenstrauß in der Hand hielt.

„Hübsche Wohngegend", sagte Lu, gleichfalls durch die Tür kommend, und schaute sich dabei den Kommissar genau an, nicht nur sein Gesicht, sondern auch seinen Körper, diesen allerdings nur bis zum Schritt. Da trat Billy aus der Wohnzimmertür, ganz die strahlende Dame des Hauses und sah dabei so schnucklig aus,

daß der Kommissar dachte: Hier geht doch jetzt der große Irrwitz ab, oder was ist los?

„Treten Sie doch näher“, flötete Billy und wurde von einem Laserstrahl aus Abrows Augen getroffen. „Gnädige Frau“, flötete er zurück und überreichte fünf rote Rosen. Schygulla dachte, die buchen die als Geschäftsunkosten ab.

„Was darf ich Ihnen zu trinken anbieten?“ fragte er dann.

Gutbürgerliche Geselligkeit im Anfangsstadium und Abrow ließ seine Augen wandern. Schygulla erschrak, die wenig Beute versprechende Wohnung hatte nun natürlich viel mehr Gewicht bekommen in diesem Spiel. Er beeilte sich daher zu sagen: „Tut mir leid, daß wir uns hier mit unserer Stadtwohnung begnügen müssen. Wäre schön gewesen, wenn wir hätten rausfahren können in unser Landhaus. Das ist wirklich ein Traum. Doch wie das halt immer so ist, ausgerechnet jetzt ein Wasserrohrbruch. Dumme Geschichte.“

Der Wohlstandsköder! Vielleicht verleitete er Abrow dazu, hinter Schrankfächern verborgene Schätze zu vermuten.

„Macht doch nichts“, sagte der munter, „das nächste Mal eben.“

„Genau, können wir doch nachholen“, pflichtete ihm Lu bei.

Die Blicke der Paare kreuzten sich, dann mußten alle lachen, wobei Lus Busen auf das Entzückendste hüpfte.

„Musik gefällig?“ fragte Schygulla – und Lu antwortete: „Haben Sie vielleicht Sinatra?“

Schygulla hatte, seine Frau stand auf Frankieboy. Als die *Strangers in the Night* unterwegs waren und er wieder saß, hob Abrow sein Glas und sagte: „Wissen Sie, das ist am Anfang ja immer ein wenig steif, ich weiß nicht, wieviel Erfahrung Sie haben“ – Billy und Schygulla schüttelten synchron heftig den Kopf – „ich würde vorschlagen, wir trinken erst mal ein bißchen was und tun so, als wäre gar nichts. Okay?“

Also Prost und wieder Prost. Dabei liefen Sätze ab von diesem Kaliber: „Wir sind natürlich genau in den Freitagsstau gekommen am Frankfurter Kreuz. Ein neuralgischer Punkt, sollte man nach Möglichkeit meiden.“ Der Kommissar wurde sich eines ganz anderen neuralgischen Punktes bewußt, nämlich, wie wollten sie die Sturzbesoffenen glaubhaft bringen können, ohne vorher wenigstens einigermaßen viel geschluckt zu haben. Seiner Trinkfestigkeit war er sich halbwegs sicher. Aber Billy, was vertrug sie?

Als er noch darüber grübelte, hörte er Lu sagen: „Ich hab Lust zu tanzen.“ Und schon war sie aufgestanden. „Warum nicht“, sagte Abrow und erhob sich gleichfalls. Was blieb ihm und Billy übrig, als mitzutun? Arschverflucht noch mal, jetzt wird das hier aber langsam akut, dachte er, als er Lu im Arm hatte und ihren zu neun zehntel entblößten Busen an seiner Brust spürte. Dies kann der Staat nicht von mir verlangen, für die paar Piepen schon gar nicht, selbst der liebe Gott nicht, daß ich hier eine Säule bleibe, auf der alles mögliche ruht. Da wird mir selbst der himmlische Richter mildernde Umstände zugestehen müssen.

Der Kommissar schielte durch Lus kastanienbraunes Haargewusel – natürlich tanzten sie cheek to cheek – zu den beiden anderen hinüber. Die klebten auch wie die Kletten aneinander oder vielmehr, Abrow klebte wie eine Klette an Billy. Du mieser Gigolo, dachte er, quetsch dich nur ran, wirst dich noch wundern, Freundchen! Und er beschloß, sogleich einen Vorwand zu finden, um mit Billy in der Küche ganz kurz eine Zwischenbilanz ziehen zu können.

Dann aber konnte der Kommissar seine Aufmerksamkeit nicht länger den tänzerischen Aktivitäten Lus entziehen, die sie fast ausschließlich mit dem Mittelteil ihres Körpers ausführte.

Schygullas Schwellkörper ließen nun mal nicht mit sich reden, die letzten vorgetäuschten Hemmungen drohten ihm zu schwinden, als Gott sei Dank die Musik zu Ende war. Er hatte einen schnellen Blick mit Billy wechseln können. Ihre Katzenaugen schienen ängstliche Ratlosigkeit auszudrücken.

Da hörte er Lu sagen: „Das war sehr dufte. Wißt ihr was, Kinder, wir sind grade so gut in Stimmung, laßt uns Brüderschaft trinken.“ Und Abrow einfallend: „Gute Idee. Das lockert die Situation doch mächtig auf.“

Tatsache war, die gingen ran wie Blücher. Schygulla antwortete nach einer Schrecksekunde: „Na ja, sicher, oder was meinst du, Schatz?“ Und Billy sagte auch: „Na gut, meinetwegen.“ Aber Schygulla fing dabei einen Blick von ihr ein, den er in der Eile nicht recht zu deuten wußte.

Arme eingehäkelt, zugeprostet, alles wie es der Brauch verlangt, und dann ein Küßchen in Ehren. Es wurde natürlich alles andere als das. Wie nicht anders zu erwarten, legte Lu los wie der Deubel in der Brunftzeit und Schygulla versuchte gar nicht erst, den Gehemmten zu mimen. Er hielt mit, so gut seine Zunge konnte. Ließ sich schließlich alles noch unter Mitspielen oder Verzögern rubrizieren.

Als sie dann wieder saßen, fand der Kommissar erst mal einen Vorwand, in die Küche zu gelangen. Wissend, daß bei Schygullas immer eine Flasche Sekt im Kühlschrank liegt (denn er und seine Frau lieben spontane Feste), sagte er: „Ich würde vorschlagen, wir trinken jetzt mal

ein Gläschen Sekt.“ Er ging hinaus, und Billy folgte ihm. Na bitte, ein Herz und ein Gedanke.

In der Küche, mit Gläsern, der Sektflasche, Salzstangen und Erdnüssen hantierend, versuchten sie hastig flüsternd klarzukommen.

Sie: „Verdammt, die legen vielleicht ein Tempo vor, wie soll ich da besoffen werden?“

Er: „Das ist überhaupt ein Punkt! Wieviel verträgst du?“

Sie: „Wenn ich langsam trinke, vertrage ich einen ganzen Stiefel. Deshalb müssen wir verzögern. Wir lassen uns doch von denen überrollen. Jetzt müssen wir mal die Initiative übernehmen.“

Er: „Klar, machen wir jetzt.“

Sie standen notgedrungen nah beieinander und in einer plötzlichen Anwandlung umarmte Schygulla Billy. „Halt die Ohren steif, Mädchen!“

Sie gab sofort nach und sank an seine Brust: „Der Kerl ist ja so raffiniert! So raffiniert!“

Das klang fast wie eine Entschuldigung, wollte es dem Kommissar scheinen. Er drückte sie fest an sich. Was roch sie so gut! „Komm, wir müssen wieder rein.“

Als dann im Wohnzimmer der Sekt in den Gläsern perlte, sagte Schygulla: „Wissen Sie – Tschuldigung – wißt ihr, wir haben so was eben noch nie gemacht, vor allem meine Frau – versteht ihr – wir müssen ihr einfach ein wenig Zeit lassen.“ Und er ging schnell eine neue Platte auflegen, in der Hoffnung, einer Antwort zuvorzukommen. Er stand über den Plattenteller gebeugt, als er Abrow sagen hörte: „Ich mach euch einen Vorschlag. Wir fangen an und ihr guckt nur zu. Das heizt viel besser auf als Alkohol, ehrlich, und wenn ihr dann so weit seid, steigt ihr ein. Verlaßt euch da auf unsere Erfahrungen.“

Schygulla legte die Platte auf, in seiner Verwirrung noch mal denselben Sinatra und stellte dabei fest, daß seine Hände zitterten. Alles zu spät – Brrrsch machte hinter ihm ein Reißverschluß und Lus Kleid kam ins Gleiten. Der Kommissar hatte lange keinen Striptease mehr gesehen, aber mit denen, an die er sich aus früheren Jahren erinnerte, konnte sich Lus Darbietung durchaus messen. Wie gut sie es verstand, ihr Becken rotieren zu lassen, das hatte er ja schon beim Tanzen gemerkt. Von dem Wahnsinnsbusen gar nicht zu reden, der nun endlich, endlich halten konnte, was er die ganze Zeit im BH versprochen hatte.

Es ist aus mit mir, dachte Schygulla, kleiner Konstruktionsfehler wie beim Elbe-Seiten-Kanal, der Damm bricht. Er rückte Halt suchend an Billy heran, legte seinen Arm um ihre Schulter, sie kuschelte sich sofort an ihn und wisperte in sein

Ohr „Ogottogott!" Er hatte das Gefühl, als ob sie ein wenig zitterte, oder war es sein Arm, der da vibrierte? Lus letzte Hülle, ein Winzling von Slip, fiel, und der Kommissar flüsterte in Billys Ohr: „Das halte ich nicht aus!"

Er mußte gleich noch mehr aushalten. Von Frankfurts Polizei völlig unbemerkt, hatte sich Abrow inzwischen gleichfalls entkleidet, betrat lässig die Szene und schob seinen bronzebraunen Modellkörper ganz nah an Lus wesentlich helleres Fleisch heran. Sie tanzten ein paar Schritte zusammen, begannen sich zu küssen und lagen bald auf dem Flokati-Teppich.

Billy stürzte ihren Sekt hinunter und füllte ihr Glas sofort wieder nach. „Nein, das halte ich nicht aus!" flüsterte der Kommissar abermals und kippte einen Whisky. Aber beide behielten das Schauspiel im Auge. Sie saßen eng aneinandergekuschelt, wie zwei verängstigte Kinder. Hatten sie nicht die Initiative ergreifen wollen? Was Abrow und Lu da machten, war keine billige Show, das war engagiertes Theater der Spitzenklasse. Billy zitterte jetzt wirklich, das merkte der Kommissar deutlich, und sie wiederum merkte, daß er längst eine Erektion hatte.

„Komm doch!" hörte er sie da an seinem Ohr hauchen.

„Klar, irgendwas müssen wir schließlich tun", flüsterte er schweratmend, um damit vor Gott und der Welt zum letzten Mal klarzustellen, daß es sich bei allem, was nun kam, um ein Dienstgeschäft handelte und sonst nichts. Dann ergriffen sie die Initiative. Der Damm barst und die Flutwelle spülte ihnen die Kleider sekundenschnell vom Leibe. Schygulla konnte grade noch denken, wie gut, daß ich die Pistole nicht im Halfter habe, und da lagen sie beide auch schon auf der Couch. Nun hing der Himmel voller Geigen und alle Katzen Siams schnurrten die neunte Symphonie, oder etwas in der Art.

Als die Welle sich verlaufen hatte, als sie wieder atmen konnten und die Köpfe hoben, sahen sie, daß Lu und Abrow ihnen gegenüber in den Sesseln saßen und sie lächelnd beobachteten. Wie lange haben die schon zugesehen, Teufel noch mal, fuhr es Schygulla durch den Kopf, wenn hier was zu holen wäre in der Wohnung, hätten die eben seelenruhig abräumen können und wir hätten wahrscheinlich nicht das geringste gemerkt. Er und Billy richteten sich wie auf Kommando auf. Und so saßen sie sich dann barfuß bis zum Hals gegenüber, die Polizisten und ihre Opfer, und sahen sich an. Stimmte das überhaupt noch? Ein nackter Polizist ist so gut wie gar keiner, noch dazu mußte der Kommissar registrieren, daß sein Penis nicht die Absicht zu haben schien, sich auch nur zeitweilig zur Ruhe zu begeben. Der beharrte steif und fest darauf, die günstige Gelegenheit Lu auch noch zu nutzen. Schygulla mußte notgedrungen einsehen, daß Drüsen keinen Respekt vor dem Recht und seiner Durchsetzung haben, wenn man ihnen erst einmal nachgegeben hat.

„Habe ich nicht recht gehabt?" fragte Abrow. „Zuschauen heizt unheimlich auf. Für ein langjähriges Ehepaar war das ganz schön, was ihr da geboten habt."

Und was sagte Lu? „Junge, bin ich scharf. Hätte nicht gedacht, daß du so gut bist." Das galt dem Kommissar, der ein wenig errötete, wegen des Blickes, mit dem Lu seinen intimsten Körperteil musterte, der allerdings auch kaum zu übersehen war, weil er nach wie vor nicht daran dachte klein beizugeben.

„Ich denke, ihr seid jetzt reif für einen duften Vierer." Das kam wieder von Abrow. Theoretisch hätte Schygulla beispielsweise kontern können: „Tut mir leid, ich kann immer nur einmal", aber praktisch hätte ihn sein Phallus fürchterlich Lügen gestraft. Warum sagte denn Billy nichts, verdammt noch mal? Und schon kniete sich Lu vor ihm nieder und das Unheil nahm nahtlos seinen weiteren Verlauf. Dieses sehend schritt auch Abrow nebenan bei Billy sogleich zur Tat. Und Schygulla dachte, bevor es ihn abermals fortriß: Sieh an, unsere Billy, sie protestiert nicht, kratzt nicht, kein Ringkampf findet statt. Habe ich mir doch gleich gedacht, daß da Bewunderung für den mitklang, als wir uns in der Küche berieten.

Bald wurde es auf der Couch, die ja für so etwas nicht gebaut ist, zu eng. Da zogen sie um ins Schlafzimmer. Warum denn, bitteschön, nicht? Nur ein ganz kurzer Huschegedanke war es beim Kommissar: Wenn Waltraut das wüßte! Mein Gott, hoffentlich bleibt sie bei ihren Eltern!

Und hier also, in Hauptkommissar Schygullas und seiner Gattin Waltrauts Ehebett, legten sie einen Doppelzweier hin, von solcher Topform, wie wir ihn in Montreal im Ruderaufgebot der deutschen Olympiamannschaft vergeblich gesucht haben.

Das Selmihochhaus wackelte nicht, der Henningerturm versank nicht im Boden, die Paulskirche brach nicht zusammen. Das Leben in Frankfurt ging seinen gewohnten, ruhigen und sündigen Weg. Pause nach dem ersten Akt, der ja eigentlich schon der zweite gewesen war.

Lustige Aufgekratztheit im Ehebett, Gelächter, Gekicher. Schygulla und Billy sahen sich an, mußten schrecklich lachen, schmiegten sich aneinander und hörten nicht auf zu prusten. Abrow verkündete: „Hab ich's nicht gesagt? Das war stark. Wir machen noch weiter, oder?"

„Ich hol uns was zu trinken." sagte der Kommissar. Im Wohnzimmer, als er die Trinkutensilien auf das Tablett stellte, wurde er wieder nüchtern. Wie sollte das nun weitergehen? Die beiden hatten anscheinend noch nicht die Absicht, zur Tat zu schreiten, zu der anderen Tat nämlich. Und wenn sie es dann wirklich tun, dachte er, das muß verdammt komisch sein, jemanden zu verhaften, mit, beziehungsweise neben dem man ganz kurz davor noch gebumst hat. Aber gut, wenn Abrow mit der Pistole ankam, war er es schließlich, der als erster das Vertrauen und die Intimität verletzte.

Apropos Pistole! Schygullas Blick fiel auf Abrows Jackett, das neben der Couch am Boden lag. Ganz kurz lauschte er, hörte Gelächter im Schlafzimmer, und schon kniete er und seine Hände tasteten flink und sachkundig das Jackett ab. Und da war er schon, der Schießprügel. „Gas!" flüsterte der Kommissar verächtlich. Automatisch entlud er die Kanone, wollte die Gaspatrone in die Tasche stecken, grinste (kleb du mal einem nackten Mann einen Bonbon ans Hemd), ließ die Pistole wieder im Jackett verschwinden, erhob sich und versenkte die Patrone in einer leeren Blumenvase. Eine Sekunde überlegte er, kniete dann wieder nieder und suchte weiter. Einen Schlüsselbund förderte er zutage und einen einzelnen Schlüssel mit einem Anhänger. HOTEL SAVOY stand darauf. Der Kommissar pfiff durch die Zähne und ließ die Schlüssel in die Tasche zurückgleiten. Noch ein Griff in die Innentasche. „Wo bleibst du denn?" rief Abrow aus dem Schlafzimmer.

„Komme schon", rief er zurück und klappte einen Führerschein auf. Günter Schneidert, las er.

Als er mit dem Tablett ins Schlafzimmer zurückkam, fühlte er sich prima. Meine Walther kann ich nachher in der Schublade lassen, dachte er, das schaffe ich nun auch so. Schließlich hatte er einmal an den hessischen Judomeisterschaften teilgenommen, wenn er auch keinen Titel gewonnen hatte. Er sah mit Wohlgefallen die geballte Ladung Menschenfleisch auf seinem Bett, goß Whisky ein, spielte Butler und verteilte die Gläser. „Prost!" rief er, „auf daß unsere Kinder lange Hälse kriegen!"

Sie tranken und lachten viel dabei, weil Lu es verstand, überaus ulkig zu erzählen, was sie auf anderen Sexpartys erlebt hatte. Dem Kommissar fiel auf, daß Abrow zwar mitlachte, auch die eine oder andere Story zum besten gab, aber immer öfter herzhaft gähnte. Schließlich, nach einem letzten ergreifenden Gähnanfall, sagte er: „Ihr müßt schon entschuldigen, ich bin mit einem Mal wahnsinnig müde. War eine anstrengende Woche. Ich fürchte, mit mir könnt ihr nicht mehr rechnen."

„Waas?" maulte Lu. Ihre Enttäuschung

schien echt zu sein. Abrow warf ihr einen strengen Blick zu und Schygulla dachte, geht's jetzt los? Ist das ihr Trick? Auch er und Billy verständigten sich mit den Augen: Achtung! Aufpassen!

Abrow wälzte sich vom Bett. „Ich mach' euch einen Vorschlag", sagte er, „wir sind noch bis Montag hier. Morgen habe ich eine geschäftliche Besprechung in Darmstadt, das habe ich extra so eingerichtet, damit ich es verbinden konnte, wo wir einmal hier unten sind. Laßt uns Sonntagabend wieder zusammenkommen. In eurem Landhaus zum Beispiel."

Schygulla schaltete schnell, er zauberte einen Ausdruck der Freude auf sein Gesicht und sagte: „Machen wir. Was meinst du, Schatz?"

Auch Billy brachte ein Lächeln zustande. „Klar", sagte sie, „prima!"

Lu stellte ihren Prachtkörper wieder auf die Beine: „Ist wirklich wahr, Günter hat die letzte Woche geschuftet wie ein Wahnsinniger." Abrow stand schon in der Tür: „Ich verspreche euch, Sonntag bin ich wieder topfit. Muß nur erst mal richtig ausschlafen." Er gähnte wieder und ging hinaus. Lu zuckte mit den Schultern und grinste: „Und ich verspreche euch, daß ich ihn nicht anrühre bis Sonntag. Das heben wir uns auf, okay?"

Dann ging sie hinterher.

„Los, raus aus dem Schlafzimmer!" zischte Schygulla Billy zu, „ich brauche Platz. Und halte dich immer mindestens drei Schritte hinter mir."

Als sie ins Wohnzimmer kamen, zog Abrow gerade seine Hosen an, Lu hakte ihren BH zu. Der Kommissar angelte sich schnell seinen Slip vom Boden und stieg hinein. So, nun fühlte er sich schon sicherer. Er ließ Abrow nicht aus den Augen und überlegte, ich muß beim Überwurf aufpassen, daß ich ihn nicht in die Vitrine donnere, das wäre es nicht wert. Abrow schlüpfte in sein Jackett und setzte sich dann, um Strümpfe und Schuhe anzuziehen. „Ehrlich", sagte er dabei, „das war große Klasse mit euch. Und paßt auf, Sonntag wird es noch besser. Dann sind wir schon eingespielt."

„Und ob!" Lu pellte sich in ihre Strumpfhose, nicht ohne dabei noch einmal mit dem Hintern zu wackeln.

Abrow erhob sich, fragte Lu, die jetzt ihr Kleid überstreifte, ob sie fertig sei, und trat in den Flur hinaus. Schygulla folgte ihm und straffte seine Muskeln, als Abrow eine Hand in der Jackettasche verschwinden ließ. Aber er holte nur den Schlüsselbund heraus und klimperte damit.

„Wir kommen also am Sonntag erst mal wieder hier her. So um sieben, ist das recht?"

„Klar! Dann fahren wir raus. Ist nicht weit. Knappe halbe Stunde." Allen Ernstes, das war's. Tschüs und umarmen und ein Abschiedsküßchen, bei dem Lu Schygulla noch einmal zeigte, wo bei ihr der Hammer hängt.

Die Tür fiel ins Schloß. Der Kommissar stürzte zu seinem Schreibtisch, holte den Feldstecher aus der Lade, dann eilte er ans Küchenfenster, von dem aus er den Hauseingang überblicken konnte. Nach einer Weile startete ein Auto, kurvte vom Parkplatz und geriet in den Lichtkegel einer Laterne. „Hellblauer Rekord", sagte er, „BO–ZT 376." Und notierte es sich gleich darauf im Wohnzimmer. Billy hatte begonnen, sich anzuziehen, hielt aber bald inne und ließ sich auf die Couch sinken. Sie sahen sich an, und mußten wieder lachen, lang und heftig.

„Ich weiß, wo er hier in Frankfurt wohnt, und kenne auch seinen richtigen Namen", sagte der Kommissar endlich, als sie sich wieder gefangen hatten.

„Und was nutzt dir das?" fragte Billy, „sie haben doch gar nichts verbrochen, außer . . ." Sie mußten noch mal grinsen. Schygulla holte aus dem Schlafzimmer den Rest Whisky. Als er die Gläser füllte, sagte er: „Noch nicht. Aber morgen werden sie es tun. In Darmstadt. Geschäftliche Besprechung, daß ich nicht lache! Die wollen hier in der Gegend zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen."

„Vermutest du."

„Bin ich sicher." Er fischte aus der Vase die Patrone und hielt sie auf der flachen Hand Billy hin. „Er hatte eine Gaspistole im Jackett. Habe sie natürlich sofort entladen. Klarer Fall, das sind sie. Ich lasse sie jetzt hübsch beschatten, und wenn sie in Darmstadt mit ihrer Beute von der Geschäftsbesprechung kommen, nehmen wir sie hops."

Billy nippte an ihrem Whisky. „Aber warum haben sie hier nicht bei uns . . .?"

„Ist doch logisch. Das erschien ihnen hier zu dürftig. Sie hoffen, in unserem Landhaus mehr vorzufinden. Dazu mag noch kommen, daß es ihnen mit uns vielleicht wirklich gefallen hat. Unansehnlich sind wir beide nicht gerade . . ." Sie vermieden es, sich anzusehen. „. . . zwei überzeugende Gründe für eine Wiederholung, wie ich finde. Das muß er sich übrigens mittendrin überlegt haben. Denn warum hat er plötzlich den Müden gespielt, wo er doch vorher noch weitermachen wollte? Es wird ihm eingefallen sein, daß er ein wenig haushalten muß mit seinen Kräften. Morgen ein volles Programm und Sonntag schon wieder."

„Gut", sagte Billy und schaute nachdenklich in ihr Glas, „nehmen wir an, es ist so. Du nimmst sie also in Darmstadt fest. Wenn die dich erkennen, dann posaunen die doch beim Verhör, vor Gericht und sonstwo aus, was hier alles los war. Bravo, kann ich da nur sagen."

Der Kommissar nickte. „Ist zu erwarten, habe ich auch schon dran gedacht. Streite ich eben alles ab. Eisern! Steht Aussage gegen Aussage. Und wem wird dann wohl mehr Glauben geschenkt werden, was meinst du?“

Billy schüttelte den Kopf. „Mau, sehr mau. Da bleibt immer was hängen.“

Schygulla überlegte. Billy hatte natürlich recht. Doch dann kam ihm die Erleuchtung.

„Wieso muß ich sie denn verhaften? Das können doch meine Leute machen. Kleinert besorgt das. Den impfe ich schon entsprechend, daß er mich da rausläßt. Erfahren die nie, wer wir sind.“

„Wenn das geht?“

„Das geht bestimmt. Warum soll das nicht gehen?“

Sie sahen sich an, beide noch so gut wie nackt, ein gewisses Einverständnisblitzen in ihren Augen, ein Kumpaneigrinsen bei ihm, ihre Katzenaugen, sein Strubbelhaar, sie sanken sich in die Arme, waren sich wieder nah, rochen wieder ihren Hautgeruch . . . nun ja . . . und da die Dinge nun einmal so lagen . . . und was war nach alledem nun noch dagegen zu sagen . . . alle guten Dinge sind drei . . . und brauchten sie die beiden Gauner dazu? . . . und überhaupt . . .

Mittendrin riß sich Schygulla los, bäumte seinen Oberkörper auf, stemmte ihn mit den Armen ab, warf den Kopf in den Nacken und seufzte: „Ach Billy, manchmal ist es doch schrecklich schön, Bulle zu sein!“

„Ja doch“, antwortete Billy, die Unterbrechungen nicht mochte.

Danach half sie ihm noch beim Aufräumen. Vor allem im Schlafzimmer mußte viel getan werden. Aber schließlich waren sie ja Kriminalisten, darauf geschult, Spuren aufzufinden. Warum sollten sie mit ihrem Sachverstand nicht ebensogut Spuren verwischen können?

■

Günter Schneidert, alias Abrow, und Luise Czernetzky, genannt Lu, wurden in der Nacht zum Sonntag in Darmstadt verhaftet, als sie mit drei Koffern voller Diebesgut aus einem Bungalow kamen.

Kleinert besorgte das. Kleinert, der verschwiegen war und seinen Chef da völlig rausließ, was nicht bedeutete, daß er sich im Geheimen nicht mächtig seinen Teil dachte. Frau Schygulla erfuhr von ihrem Mann eine rundum glaubhafte Geschichte, fand auch keinerlei Spuren in ihrer Wohnung vor.

Und Billy? War sie nun wieder eine ganz gewöhnliche Kollegin für den Kommissar? Oder ein außergewöhnliches Kätzchen. Das wollen wir doch Schygullas Geheimnis sein lassen, nicht wahr.

DER MACHT MÜDE MUNTER *(Fortsetzung von Seite 81)*

werden. Sonst wird das Testprogramm dieser Nacht verfälscht. Was Konsequenzen hätte: Im minuziös ausgearbeiteten Zeitplan für die Erprobung dieses 733i und seiner Modell-Varianten 728 und 730 gingen wertvolle Stunden verloren. Das gesamte Versuchsprogramm müßte wiederholt werden. Deshalb müssen Testfahrer ein Auto in jeder Situation optimal beherrschen können.

BMW hat 40 solcher Fahrer im Einsatz. In drei Schichten teilen sie sich das Vergnügen, Neukonstruktionen erstmals im Fahrbetrieb zu erproben. Sie sind die letzte Instanz, die feststellen kann, ob die neue 7er-Reihe, an deren Entwicklung rund 1600 Techniker gefeilt haben, überhaupt alltagstauglich ist.

Die Ismaninger Nächte sind jedoch nur ein kleiner Abschnitt eines rund 1,3 Millionen Kilometer umfassenden Fahrprogrammes, das zwischen Nordschweden und der Sahara abgespult wird.

Fernreisen, bei denen die Testfahrer nicht Land und Leute kennenlernen, sondern die Schwachstellen ihrer Prototypen. Ob die Bremsanlage auch bei klirrendem Frost ihren Dienst tut und was die neue Heizungsanlage taugt, wird eher am Polarkreis deutlich als am Chiemsee. Inwieweit ein Lüftungssystem Staubwolken gewachsen ist, läßt sich kaum simulieren. Hier gibt die afrikanische Wüste Auskunft.

Die Anforderungen solcher Testfahrten an Mensch und Maschine sind hoch. Im Norden mehr noch als im Süden. Wenn bei 110 Prozent Luftfeuchtigkeit und einer Außentemperatur von minus 40 Grad die Reifen jede Bodenhaftung verlieren, werden die Nordlandfahrer Gefangene ihres Testobjekts: Vom Fleck kommen sie nicht mehr und auch das Aussteigen ist unmöglich geworden, weil sich unter diesen Bedingungen niemand mehr aufrecht auf den Beinen halten kann. Es sei denn, der ganze Trupp entschließt sich, auf allen vieren zum Hotel zurückzukriechen. Momente, in denen die unsichtbaren Schranken zwischen Vorgesetzten und Untergebenen fallen. Das Nordlandeis macht alle gleich und alles, auch Tag und Nacht. Vier Wochen lang im ständigen Licht der Dämmerung zu leben, ohne Sonnenaufgang, ohne finstere Nacht, das verändert auch gestandene Mitteleuropäer. Bayern allemal. Selbst ein Mann wie Franz Jahni, als Testfahrer mit zehnjähriger Nordlandpraxis dort oben beinahe schon so heimisch, daß er einzelne Elche am Geweih wiedererkennt, bleibt vom Koller nicht verschont. „Nach acht Tagen kommt der Augenblick, wo du plötzlich den Hammer in die Ecke feuerst, schreiend ums Hotel läufst, aufs Zimmer rennst und eine halbe Stunde lang ins Kopfkissen beißt.“ Psychische Probleme dieser Art lassen sich im allgemeinen leicht beheben. Mit Bier. Das wiederum ist ein Beschaffungsproblem. Zumindest im hohen Norden. Und ein finanzielles. Weil 24 Büchsen à 0,4 Liter dort oben 50 Mark kosten. „Das ist dann doch mehr oder weniger ein Wasserbier. Da braucht man schon etliche Liter, um überhaupt erst mal lustig zu werden.“

Fernab der Heimat gewinnen solche Versorgungsschwierigkeiten plötzlich riesige Dimensionen. Kein Wunder, daß da manche Rückreise zügiger gerät, als es das skandinavische Tempolimit zuläßt.

So zügig, daß die schwedische Polizei mit ihren Volvos nicht mehr folgen kann. Es ist passiert, daß eine Staffel Polizei-Hubschrauber ins Gefecht geschickt wurde, um den Konvoi zum Stehen zu bringen. Und um abzukassieren. 200 Stundenkilometer kosten in Schweden runde 350 Mark pro Fahrer.

Auslandstests sind ein wesentlicher Bestandteil im Rahmen der Erprobung eines neuen Modells. Hier stoßen Fahrer und Wagen auf Bedingungen, die auf bundesdeutschen Straßen kaum mehr anzutreffen sind. So können gravierende Fehler noch rechtzeitig vor Serienanlauf erkannt und abgestellt werden. Aufgrund solcher Auslandserprobungen wurde beispielsweise deutlich, daß die Handbremse der 3er-Reihe bei starker Beanspruchung vorzeitig ihren Geist aufgab. Was die Zulieferfirma ATE veranlaßte, innerhalb von 14 Tagen eine neue Bremsanlage auf die Beine zu stellen. Bei der 5er-Reihe brach in Portugal auf einer Straße mit Waschbrettmuster bei zwei verschiedenen Fahrzeugtypen das Fahrgestell. Durch eine Verstärkung der Schweißnähte wurde künftigen Fahrtunterbrechungen dieser Art vorgebeugt.

Auslandstests ziehen die Errichtung einer ständigen Luftbrücke zwischen München und dem jeweiligen Operationsgebiet nach sich. Oft jagen die verantwortlichen Ingenieure dem Team hinterher, um neueste Erkenntnisse der Münchner Versuchsabteilung noch an Ort und Stelle zu berücksichtigen. Im Reisegepäck haben sie neben Handtuch, Waschlappen und Zahnbürste mitunter auch Technisches – zum Beispiel ein neuentwickeltes Federbein, das erst kurz vor Abflug in der Versuchsabteilung fertiggestellt wurde.

Auslandstrips haben neben den rein technischen Gründen noch einen sehr wesentlichen, merkantilen: Es gilt, die Erlkönigjäger abzuschütteln. Hinter diesem Gattungsbegriff verbergen sich Pressefotografen, die das Werk fürchtet, mehr

TECHNISCHE DATEN

TYPEN	BMW 728	BMW 730	BMW 733i
MOTOR	wassergekühlter Sechszylinder-Viertakt-Reihenmotor		
HUBRAUM	2788 ccm	2986 ccm	3210 ccm
PS/U/MIN	170/5800	184/5800	197/5500
VERDICHTUNG	9,0:1	9,0:1	9,0:1
GEMISCH-AUFBEREITUNG	Doppel-Registervergaser	Doppel-Registervergaser	elektron. Benzin-einspritzung
BREMSEN	Diagonal-Zweikreis-Bremsanlage, Scheibenbremsen vorne und und hinten, vorne belüftet		
FAHRWERK VORNE	Doppelgelenk-Federbeinachse mit kleinem positivem Lenkrollradius, Vorlaufversatz, progressiver Bremsnickausgleich, Querkraftausgleich am Federbein. Ideelle Drehachse durch Verwendung von zwei Führungsgelenken		
HINTEN	Schräglenkerachse mit vollständigem Bremsnickausgleich		
LÄNGE × BREITE × HÖHE	4860 mm × 1810 mm × 1390 mm		
RADSTAND	2795 mm		
SPURWEITE, VORNE/HINTEN	1508 mm 1524 mm	1502 mm 1518,2 mm	1502 mm 1518,2 mm
WENDEKREIS	11,4 m	11,4 m	11,4 m
LEERGEWICHT	1530 kg	1580 kg	1600 kg
BESCHLEUNIGUNG 0 bis 100 km/h	10,1 sec	9,6 sec	8,9 sec
HÖCHSTGE-SCHWINDIGKEIT	192 km/h	200 km/h	205 km/h

Programmieren Sie Ihr Fitness-Training auf Erfolg.

Dynavit-Trainer – das erste computergesteuerte Trainings-System



Hans Stuck, Formel-1-Rennfahrer: „Ich benutze den Dynavit-Trainer regelmäßig, weil nur er mich exakt über meine körperliche Leistungsfähigkeit informiert."

100 d

dynavit

Zusatzgeräte
Pulsabnahme
Puls zu niedrig
Puls richtig
Puls zu hoch
Pulskontrolle
Kalorien
Trainingseinheit
Zeit
Dynavit
Ein
Pulsfrequenz
Alter
Gewicht
Männlich
Weiblich
Puls-Vorgabe
Leistungs-Vorgabe
F oder L höher

Entwickelt in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kreislaufforschung und Sportmedizin der Deutschen Sporthochschule Köln.

KEIPER Trainingsysteme · Postfach 229
6760 Rockenhausen, Telefon: 0 63 61/8 64 25

Körperliche Bewegung wappnet gegen Streß, Leistungsabfall und Herz-Kreislauf-Schäden!

Der neue Dynavit-Trainer gestaltet Ihr tägliches Fitneß-Training so, wie es die moderne Sportmedizin empfiehlt! Verträglich dosiert und ohne Risiko. Bei nur 10 Minuten Einsatz täglich!

Der Dynavit-Trainer programmiert Ihren Weg zu besserer Kondition und Leistungsfähigkeit. Richtet sich nach Ihrem Alter, Gewicht und Geschlecht. Berücksichtigt Ihre Konstitution und verlangt nur das Training, das Sie vertragen.

Der Dynavit-Trainer warnt vor gefährlicher Überanstrengung! Überwacht ständig Ihren Pulsschlag! Er informiert auf Knopfdruck über Ihre Leistung, wie lange Sie trainieren, wieviel Kalorien Sie verbrauchen.

Und er zeigt Ihnen die augenblickliche Kondition wie auch jede Verbesserung an.

Der Dynavit-Trainer hält Sie 30 Jahre länger „jung" und aktiv!

Dynavit-Trainer, Partner der Gesundheit.



Ich wünsche kostenlose Information über den Dynavit-Trainer.

KEIPER Trainingsysteme · Postfach 229
6760 Rockenhausen, Telefon: 0 63 61/8 64 25

☐ Bitte senden Sie mir die 12-seitige Informations-Broschüre
☐ Bitte vereinbaren Sie mit mir einen kostenlosen Vorführtermin

P 6

Name: ____
Beruf: ____
Straße: ____
Ort: ____

als einen Streik in der Zulieferindustrie. Weil sich jedes Foto eines neuen Modells, das vorzeitig an die Öffentlichkeit gerät, auf die Bilanzen niederschlägt. Schließlich ist das Vorgängermodell noch auf dem Markt. Und ein vorzeitiges Bekanntwerden diesbezüglicher Firmenaktivitäten versetzt den Käufer in eine Erwartungshaltung, die den Absatz beeinflußt.

Natürlich versuchen die Firmen, diese Fotografen hinters Licht zu führen. Die Prototyp-Karosserien werden mit Hilfe von Heckflossen, veränderten Scheinwerfern und getürkten Kühlergrills unkenntlich gemacht. Zudem wird ein Zulassungskennzeichen gewählt, das weitab liegt vom Firmensitz. Neue BMWs werden beispielsweise in Hannover zugelassen, VW-Prototypen laufen mit Freiburger Kennzeichen durch die Lande.

Und den Testfahrern wird eingeschärft, das Augenmerk nicht nur auf die Technik ihres Versuchsfahrzeugs zu richten, sondern auch auf Gebüsche am Straßenrand, auf Bäume mit ständig wechselndem Standort und auf stark wogende Kornfelder. Naturerscheinungen, die keine sind – sondern Erlkönigjäger.

Eine Auslandserprobung in einem Urlaubsgebiet hat allerdings nicht nur ihren Reiz, sondern auch ihr Risiko. Wenn am Großglockner ein freundlicher Urlauber aus dem Rheinland einen Mechaniker, der gerade am Straßenrand an der neuesten BMW-Einspritz-Version fummelt, nach der Uhrzeit fragt und dabei diverse Blicke durch den geöffneten Motorraum schweifen läßt, ist das verdächtig. Wenn sich im nachhinein herausstellt, daß der freundliche Urlauber nebenbei Direktor bei Ford ist, kann die Episode zur Katastrophe werden.

Moderne Autos entstehen nicht von heute auf morgen. Konstruktionsideen für neue Modelle, die beispielsweise für die 7er-Reihe bereits 1972 vorlagen, wandern zunächst in einen Großrechner. Er checkt die Reißbrettskizzen ab: Haben die geplanten Türen die nötige Verwindungssteife, so daß sie sich beim Überfahren einer Bodenwelle nicht von selbst öffnen? Reichen die Deformationswege der Knautschzonen aus, um Aufprallenergien zu absorbieren? Läßt die geplante Nockenwelle die gewünschten Ventilsteuerzeiten zu?

Was der Computer für machbar erklärt, wird zunächst von Hand gebaut: Achsschenkel, Lenkgestänge, Wellen.

Diese Bauelemente werden anschließend in Laborversuchen auf ihre Festigkeit geprüft. Getestet wird zudem die mögliche Gewichtsersparnis durch Verwendung neuer Materialien und andersartiger Legierungen.

Was im Labor besteht, darf auf die Straße. Die neuen Teile werden zunächst in sogenannte Versuchsträger eingebaut, in das Vorgängermodell. Da fahren dann die bewährten 3-Liter-BMWs mit den Fahrwerken oder den Bremsanlagen der neuen 7er-Reihe über Land.

Dieser hochtechnisierte Vorgang der Fahrzeugerprobung verlangt Profis. Die Zeiten, in denen Bäcker und Jünggärtner mit unerschütterlichem Glauben an ihre Fahrkunst zu Testfahrern avancierten, sind vorbei. Heute haben nur noch Spitzenmechaniker und Ingenieure Aussicht auf einen Platz hinter einem Prototypen-Volant. Körperliche Fitneß ist Voraussetzung. Das entsprechende fahrerische Können wird von werkseigenen Instruktoren antrainiert und laufend auf entsprechendem Niveau gehalten. Nicht „schnelles Fahren" ist gefragt, sondern „präzises schnelles Fahren". Zum Beispiel am Nürburgring, wo neben Ismaning und den Auslandstests Hochgeschwindigkeits-Erprobungen gefahren werden. Nirgendwo sind die Belastungen für Auto, Material und Fahrer größer als auf der 22,8 Kilometer langen Grand-Prix-Schleife. Wenn sie entsprechend schnell durchfahren wird. Normalfahrer schaffen das, unfallfrei, in 20 Minuten. Die von den BMW-Ingenieuren geforderte Rundenzeit liegt bei elf Minuten. Unter den 40 Testpiloten gibt es sieben, die speziell für diese Rundenjagd geschult sind. Sie schaffen sie, Runde für Runde. Mit der Präzision eines Uhrwerks. Und einer Toleranz von plus/minus fünf Sekunden. Je nach Testreihe zehn Runden lang – bis zum Fahrerwechsel. Insgesamt 10 000 Kilometer lang. Wenn einer der Fahrer länger als zehn Sekunden überfällig ist, werden die Bergungsfahrzeuge alarmiert.

Testfahrten sind lebensgefährlich. Weil das Fahrzeug bis an den Rand seiner Möglichkeiten bewegt wird, um die Grenzwerte zu finden. Wenn am Stilfser Joch im Hochsommer die Bremsflüssigkeit zum Kochen kommt, wird der 500 000 Mark teure Versuchsschlitten eben notgedrungen an einer Felswand entlanggeschrammt, um so die rasende Talfahrt abzubremsen. Anschließend hat der Tag 24 Stunden. Weil der Wagen wieder flottgemacht werden muß. Was kein Problem ist, denn die Fahrer wissen sich immer zu helfen. Zudem wurden zuvor sämtliche Werkstätten im nahen Umkreis für den Zeitraum der Versuchsfahrten angemietet. Da entstehen über Nacht auf Drehbänken und in Schmiedeöfen von den Fahrern gefertigte neue Wellen, Kotflügel und Gelenke, während der Werkstattbesitzer friedlich schlummert.

Daß einer der Fahrer auf dem Kamel aus der Wüste zur Oase zurückkehrt, um mit dem Pritschenwagen die Reste seines Versuchsträgers aufzusammeln, ist selten. In vier Jahren bleibt mal ein Wagen auf der Strecke. Zahlenmäßig stärker schla-

gen da die Verluste an geklauten Testwagen zu Buche. Hauptabnehmer sind die Italiener. Weshalb für Italien besondere Abwehrmaßnahmen eingeführt wurden: Das Lenkrad kommt mit ins Bett. Was in Hotelhallen mitunter zu Verwirrungen führt, wenn zehn Mann mit Lenkrädern unterm Arm, aber unverletzt, an der Rezeption aufkreuzen und um die Zimmerschlüssel bitten.

Erprobungsfahrten kosten Zeit. Deshalb werden parallel zu den Funktionsprüfungen auf der Straße die jeweiligen Testprogramme auf computergesteuerten Prüfständen simuliert. Was enorme Zeitgewinne ermöglicht. Fahrprogramme, die mit dem Auto drei Wochen dauern, werden hier in sieben bis acht Stunden absolviert.

Ist die Entwicklung der technischen Aggregate so weit fortgeschritten, daß rund 50 Prozent all jener Neuteile zur Verfügung stehen, die später das neue Fahrzeug darstellen, beginnt neben dem Funktionsversuch, bei dem das Zusammenspiel der verschiedenen technischen Lösungen getestet wird, die zweite Versuchsreihe, die Dauererprobung. Hier wird der Wagen nach Kriterien beurteilt, die dem Kunden wichtig sind: Geht auch der Zigarettenanzünder? Läßt sich das Fenster leicht öffnen? Wird der Kühlluftstrom des Gebläses richtig gestreut? Testfahrer, die zuvor während heißer Kilometerjagden auf etwaiges Ventilklingeln oder auf Grenzbereiche geachtet haben, beginnen nun während ihrer Versuchsfahrten nach einem fest vorgeschriebenen Plan zusätzlich Sonnenblenden zu betätigen, Aschenbecher auf- und zu zuklappen, Innenbeleuchtungen an- und auszuknipsen und ihre diesbezüglichen Erfahrungen zu Papier zu bringen.

Nach 1,3 Millionen Prototyp-Kilometern und dem Serienanlauf der neuen Modelle beginnt für die Testfahrer der Alltag, das heißt, das Testen von Anhängerkupplungen, Dachgepäckträgern und anderem Zubehör. In diesem Stadium schlägt dann auch schon mal beim einen oder anderen Fahrer das Kernproblem dieses Berufs durch: Die große Frustration, sich ein Auto aus der 7er-Reihe bei einem Stückpreis von rund 30 000 Mark nicht leisten zu können. Ein Zustand, der spätestens dann beendet ist, wenn die Versuchsabteilung die neuen getarnten Prototypen einer neuen Modellreihe auf die Reise schickt. Meist zu einem Zeitpunkt, da das eben erst fertiggestellte Modell in Serie geht. Es ist demnach nicht allzu schwer, sich auszumalen, daß der Augenblick günstig ist, am Stilfser Joch die Augen offenzuhalten. Nicht nur des Panoramas wegen.









WAS AM HIMMEL FLEUCHT

(Fortsetzung von Seite 64)

eine Beech Bonanza in die Quere kommt? Ein Mitarbeiter der Bundesanstalt für Flugsicherung äußerte sich: „Der größte Teil der Köln-Bonn gemeldeten ‚Gefährlichen Begegnungen' ist auf Verstöße von Sportfliegern gegen das Sichtflug-Beschränkungsgebiet zurückzuführen." Eben, was nützt die exakte Festlegung derartiger Gebiete, wenn die navigatorische Fähigkeit des Piloten nicht ausreicht, die Grenzen derartiger Gebiete zu erkennen?

Wenn hier immer wieder von Köln die Rede war, so nicht wegen besonderer Antipathien gegen diese schöne alte Stadt, nicht einmal gegen das Anhängsel Bonn. In München ist die Luft für die anfliegenden Verkehrspiloten kaum weniger metallhaltig. Aber irgendeiner muß ja nun als Sündenbock für die anderen her.

Und nun eine weitere Frage: Wieviel Privatflugzeuge sind wohl 1976 in der deutschen Bundesrepublik registriert gewesen? 800, 1000, 1500?

An einmotorigen Flugzeugen bis zu zwei Tonnen waren gemeldet: 4442. Über zwei Tonnen ein- und mehrmotorig: 750. Drehflügler: 266. Motorsegler: 760. Luftschiffe: 1.

Diese Aufzählung ergibt 6219 motorgetriebene Luftfahrzeuge. Freilich ist es damit nicht genug. 63 bemannte Ballone und 1055 Personenfallschirme müssen als „Luftfahrtgeräte" noch hinzugerechnet werden. Dann aber kommt eine entscheidende Zahl, die fast so hoch wie die der motorgetriebenen Luftfahrzeuge ist – Segelflugzeuge: 5046.

Bei dem Gedanken an meine zahlreichen kritischen Begegnungen mit Sportflugzeugen läuft es mir kalt über den Rücken. 12 383 Luftfahrzeuge in der Bundesrepublik sind eben einfach zu viel, wenn den Piloten die entsprechende Ausbildung fehlt.

•

1975 sind laut Statistik der Bundesanstalt für Flugsicherung 210 Beinahe-Zusammenstöße gemeldet worden. 1976 waren es 221. Wobei man wissen muß, daß die meisten Fälle von Near Miss gar nicht erst gemeldet werden. Freilich geht es dabei meistens um Zwischenfälle mit Militärjets (1975: 115 Fälle, 1976: 83 Fälle). Sofern die Verkehrspiloten betroffen sind, liegt das auf der Hand: In den Reiseflughöhen um die 10 000 Meter tummelt sich kein Privatpilot mehr mit seiner offenen Nostalgie-Bücker.

Über die eisenhaltige Luft in den Militärbereichen, die von zivilen Luftstraßen gekreuzt werden, ist bereits viel geschrieben worden. Die Zusammenarbeit zwischen militärischer und ziviler Überwachung leidet an mangelnder Koordination. Metallkonzentrationen sind vor allem über der Eifel und dem süddeutschen Raum anzutreffen, also dort, wo NATO-Verbände üben. Und selbst wenn eines fernen märchenhaften Tages hier alles abgesichert wäre: Diese utopische Absicherung kann jederzeit (und wird jederzeit) durch Alarmübungen abgelöst werden. In den *Notams* erscheinen dann harmlos-lapidare Notizen des Inhalts, daß zu bestimmten Zeiten in bestimmten Sektoren (die ja eigentlich der Sicherheit der Zivilluftfahrt vorbehalten sein sollten) alle Sicherheitsbestimmungen außer Kraft gesetzt und von den dort agierenden Militärjets nicht eingehalten werden. Erhöhte Aufmerksamkeit sei deshalb (hört, hört) erforderlich. Gegen derartige offizielle Tatbestände ist freilich alles, was sich die schwarzen Schafe unter den Hobbyfliegern leisten, noch Gold.

Zum Beispiel kommt die Crew einer Alitalia DC-9, Flug AZ 958 von Mailand her über die Alpen und beginnt in der Stuttgarter Gegend mit dem Sinkflug auf Frankfurt. Plötzlich sind auf dem Frankfurter Radar zwei auf sie zurasende Punkte. Einer kreuzt die Flugbahn der Verkehrsmaschine. Der andere verschmilzt mit ihr. Er verschmilzt, weil er 100 Meter unter dem Ziviljet dessen Manöver mitfliegt – Abfangmanöver heißt das im NATO-Jargon. So geschehen am 4. Januar '76 unter Beteiligung von zwei Phantom-Jägern, Führung hatte die US-Radar-Leitstelle Biform bei Neu-Ulm.

Hinzu kommt, daß wir es in diesem herrlichen deutschen Luftraum ja keineswegs nur mit aufgemalten Eisernen Kreuzen zu tun haben, sondern mit Flugzeugen von nicht weniger als sieben NATO-Luftwaffen.

NATO-Manöver finden immer außerhalb der Legalität statt – und im Sichtflug natürlich. Sichtflug bei 300 Knoten, das heißt 555 Stundenkilometer Geschwindigkeit in Bodenhöhe!

Der Luftfahrtmediziner Professor Ruff konstatierte an Hand praktischer Versuche über dem Fliegerhorst Fürstenfeldbruck schon vor zehn Jahren, daß Sichtflug nicht gleichbedeutend mit Sehen oder Gesehenwerden ist. Unter Radar-Führung brachte er in neun Versuchen einen Starfighter F-104 im Tiefflug auf Kollisionskurs mit einem über „Fursty" kreisenden Segelflugzeug. Bei acht Anflügen hat der Starfighterpilot das Hindernis am Himmel trotz guter Sicht nicht so rechtzeitig erkannt, daß ihm eine Ausweichbewegung möglich gewesen wäre. Was hier für den Starfighter und das Segelflugzeug gilt, trifft natürlich auch für alle Strahlflugzeuge zu.

Der Zeitraum vom Erkennen der Gefahr bis zur Einleitung eines Ausweichmanövers reicht bei einer Annäherungsgeschwindigkeit von normalerweise 1700 Kilometern pro Stunde nicht aus, um den Zusammenstoß zu verhindern.

Zum Beispiel rasten am 9. März 1977 nahe der tschechisch-bayerischen Grenze ein britischer und ein holländischer Jumbo auf gleicher Flugfläche im stumpfen Winkel aufeinander zu. Die Kapitäne sahen sich nicht. Erst ein Ruf in letzter Minute über die Notfrequenz aus der Flugleitzentrale in München brachte die Kontrahenten auseinander.

Ursache: Der verantwortliche Lotse hatte zwar rechtzeitig seine Antikollisionshöhenanweisung gegeben, aber niemand konnte ihn hören. Sein Mikrofon war kaputt – und als er endlich dahinterkam und den für Notrufe freigehaltenen Sender benutzte, war es eine Sekunde vor zwölf.

Daher also die immense Bedeutung der Höhenstaffelung der Verkehrsflugzeuge in den Luftstraßen und der Riesenärger, den die Flugschüler der Lufthansa-Verkehrsfliegerschule in Bremen mit ihren Fluglehrern oder Copiloten mit ihren Kapitänen bekommen, wenn sie die vorgeschriebene Höhe auch nur um 20 Meter über- oder unterschreiten.

Aber welches Einfühlungsvermögen in die „Luftraumsituation" wird erst von den Lotsen in ihren abgedunkelten Räumen vor den Radarschirmen verlangt, die steigende und sinkende Jumbos und Pipers aneinander vorbeidirigieren müssen. Dabei könnte die optimale Nutzung moderner Elektronik durchaus verhindern, daß plötzlich unidentifizierbare Objekte auf dem Bildschirm auftauchen. Die Lotsen sind, gemessen an der Verantwortung, die sie tragen, eindeutig unterbezahlt.

Daß man aus den Lotsen „Beamte" gemacht hat, ist ein luftfahrthistorischer Treppenwitz; denn würden sie wie normale Beamte agieren, gäbe es binnen Stunden keinen Luftverkehr mehr. Irren sie – und Irren ist menschlich –, kommt es zu Katastrophen wie am 10. September 1976 über Zagreb, wo der Zusammenstoß einer jugoslawischen und einer britischen Maschine 176 Todesopfer forderte.

Länder, die dies vor Jahren schon erkannten und dementsprechend Prioritäten neu setzten, haben eine bessere Ordnung im Luftraum als wir. Das beginnt schon über England und funktioniert beispielhaft über Nordamerika. Wo man bei uns aufs unsinnigste verwaltet, wird dort gehandelt. Es wird investiert, damit die Flugsicherung funktioniert.

Hier wurden und werden Hunderte von Millionen ausgegeben, um das Chaos zu perfektionieren. EUROCONTROL – vor rund zehn Jahren gedacht als europäische



„In seinem Abschiedsbrief steht:
In meinem ganzen Leben habe ich nie etwas richtig gemacht"

Flugsicherungszentrale mit Hauptsitz in Maastricht (Holland) – sollte die Überwachung des oberen Luftraumes von der Atlantikküste bis zum Eisernen Vorhang und vom Nordmeer bis Nordafrika sichern, die Piloten entlasten und alle Bewegungen über 28 000 Fuß Flughöhe per Computer steuern.

Der Plan scheiterte an nationalstaatlich orientiertem Behördendenken. Die einzelnen Länder wollten auf die Ehre, für ihre Flugsicherheit selbst zu sorgen, am Ende doch nicht verzichten. So steht jetzt ein Computer, in den allein die Bundesrepublik 300 Millionen Mark investiert hat, nutzlos herum.

Natürlich fehlt es nicht an Vorschlägen, die das Flugsicherungs-Chaos über der Bundesrepublik beenden sollen. Man setze zehn Lufthansa-Kapitäne und zehn Lotsen an einen Tisch, lasse sie nachdenken und zu Papier bringen, was sofort getan werden muß, um das Schlimmste zu verhindern. Sie werden notieren:

Wir brauchen ein einheitliches Flugsicherungssystem. Schluß mit dem Nebeneinander einer militärischen und einer zivilen Flugsicherung ohne absolute Koordination.

In Friedenszeiten hat der zivile Verkehr Priorität gegenüber dem militärischen.

Flughafeninvestitionen, die der Sicherheit des Flugbetriebes bei jedem Wetter dienen, sind wichtiger als pompöse Abfertigungshallen und Flughafenrestaurants.

Modernste Radargeräte und modernste Elektronik sind gerade gut genug für die Flugsicherungstechnik am Boden.

Die Ausbildung von Privatpiloten wird jener der Berufspiloten angeglichen, Instrumentenflug obligatorisch.

Die Cockpitausrüstung aller Flugzeuge wird standardisiert. Sämtliche einmotorigen und mehrmotorigen Flugzeuge der allgemeinen Luftfahrt werden nur zugelassen, wenn die Navigations- und Kommunikationssysteme doppelt vorhanden sind.

Jedes Flugzeug – auch jedes Segelflugzeug – wird mit Transponder ausgerüstet (ein elektronisches Gerät, das automatisch Geschwindigkeit, Flughöhe und Kennzeichen an den Bildschirm des Lotsen durchgibt).

Die Flugsicherungsorganisation wird auch auf kleineren Landeplätzen personell ausgebaut, bis alle Bewegungen im Luftraum kontrolliert werden können.

Funksprechverkehr nur noch in englischer Sprache.

Bis diese Forderungen erfüllt sind, werden aus den Cockpits und den Radarleitstellen immer wieder Stoßgebete aufsteigen – Stoßgebete, die manchmal nicht erhört werden.

BRINGT ES AN DEN TAG (Fortsetzung von Seite 103)

trödeln und schieben hinaus, denn sie schämen sich noch.

Alte Hasen hassen das Gewebte und Gewirkte aus tiefstem Herzen. Ihre Befreiung ist ebenso realistisch wie symbolisch. In Jugoslawien, auf Hvar, hatten wir eine Nachbarin. Junge Mutter aus Wien. Langte sie, mit Kind und Mann, am Strand an, flog ihr Höschen als erstes so schnell und energisch beiseite, daß ich es einmal an den Kopf kriegte. Die junge Mutter nahm's mit österreichischem Charme und Witz. „Ich hoffe, es hat Ihnen gefallen", sagte sie lächelnd, als ich ihr das Kleidungsstück höflich zurückreichte.

Möglicherweise verbergen sich im Akt des Ausziehens unbewußte exhibitionistische Triebe. Sich nackt zu zeigen, kann einem sonst unterdrückten, angestauten Bedürfnis entsprechen. Das Entkleiden wird zum Lustvorgang. In seiner traditionellen Lustfeindlichkeit belegte der Gesetzgeber das Nacktausziehen denn auch mit Strafe.

Bei aller fortschreitenden Aufklärung und Liberalität enthält unser Strafgesetzbuch noch immer den kuriosen Paragraphen, der das öffentliche Entblößen verbietet und unter Strafe stellt. Im FKK-Gelände sind umständliche Ausnahmeregelungen notwendig, um die Strafbarkeit abzuwenden. Anfangs flüchteten die FKKler ins Private. Was aber, wenn FKK zur Massenbewegung wird und öffentlich zugängliche Strände von nackten Menschen besetzt werden? Da kommt die Staatsgewalt leicht in Schwierigkeiten. Der Gesetzgeber kann mit der Entwicklung des freiwilligen Ausziehens nicht Schritt halten. Denn ein Mensch, der sich auszieht, ist noch kein Nudist. Wenn er seine Kleider in der freien Natur ablegt, ist er noch kein Naturist. Selbst wenn man ihn bar jeder Hülle im FKK-Gelände antrifft, läßt sich noch nicht unbedingt darauf schließen, daß er FKK-Anhänger ist. Bis auf weiteres ist er ein textillos Badender, badend in Wasser und Sonne. Wenn ihm diese Bequemlichkeit ohne großen Aufwand geboten wird, stimmt mancher in der Praxis zu, der von den verzwickten theoretischen Gründen der Nackten keinen Schimmer hat.

Jugoslawien ist das Dorado der Gelegenheitsnackten. Manche fahren das nächste Jahr wieder in Länder mit orthodoxen Textilstränden, andere wählen den Ferienort mit Rücksicht auf ihre erfreulichen Freikörperbade-Erfahrungen erneut in Istrien, Dalmatien oder noch weiter südlich. So trifft man von Saison zu Saison in Jugoslawien reihum an den verschiedenen Nacktstränden die gleiche Besatzung, ein FKK-Karussell dreht sich und setzt bei den mancherlei textilfreien Gebieten jeweils die gleichen Leute ab. Neue kommen dazu. Selten jedoch löst das balkanesk-exotische Nacktbade-Experiment den Entschluß aus, nun in Deutschland mit Brief und Siegel einem FKK-Verein beizutreten. Denn in der Heimat ist das alles etwas anders.

Die weiter nördlich zu Hause sind, kriegen vielleicht einmal die Kurve zu den FKK-Stränden auf Helgoland oder Sylt, wo Nacktbaden und Nacktsonnen erlaubt sind, und man dennoch keine Vereinsverpflichtungen eingeht.

Auf Sylt breitet das Nacktbaden sich epidemisch aus. Zwischen die offiziellen FKK-Strände schieben sich immer größere Regionen von wilden Hüllenlosen. Dazwischen siedeln Hasenfüße, die die Nackten gern um sich haben, selbst aber partiell verborgen bleiben, bis auch sie eines Tages couragiert sich gänzlich entkleiden: Weg mit dem überflüssigen Zivilisationsplunder. – Stereotyper Ausruf eines jeden erstmalig nackt Schwimmenden: Mensch, ist das schön!

FKKler sind sich der gesundheitlichen, hygienischen, moralischen und philosophischen Vorzüge des Nacktbadens hundertprozentig sicher. Obwohl sie derlei Gründe inzwischen nicht mehr so bitter nötig haben wie ihre Vorgänger in der Vergangenheit, als man vom Nacktbaden wie von etwas Unzüchtigem und Verbotenem sprach. Als man die Vereine der *Lichtfreunde* schuf und diese Gruppen sich moralinsaure Vorschriften gaben, um nicht als unzüchtig verboten zu werden.

Man blickte einander nur ins Gesicht. Nicht tiefer. Wer's dennoch tat, konnte ausgewiesen werden aus dem Garten FKK. Man zeigte keinerlei sinnliche Andeutungen. Streicheln über Schultern oder Rücken war verboten. Sogar Händchen halten. Männer und Frauen sollten sich gefälligst benehmen als seien sie keine. Die Vorurteile der Außenwelt verunstalteten die Nacktbader zur größten Unnatürlichkeit. Man ging nackt und lebte, als sei man in einen Panzer gesteckt worden. Das hat sich inzwischen alles verändert.

Heute zeigen Liebende auch in aller Nacktheit am FKK-Strand, was mit ihnen los ist. Vorherrschend aber ist die etwas freiere Konvention, der natürliche Umgang miteinander, das offene und oft auch witzige Gespräch, eine Mischung von Alltag und Extrem.

•

Im Frühjahr, wenn die Temperaturen steigen und die erste FKK-Gelegenheit sich bietet, komme ich mir beim Ausziehen in aller Strand-Öffentlichkeit regelmäßig reichlich komisch vor. So hartgesotten bist du gar nicht, denke ich beschämt bei mir wegen dieser kuriosen Schamhaftigkeit. Der eingefuchste Nacktsonner und Nacktbader betrachtet seine Bräune als Lichtkleid. Frank und frei zeigt er beim Einölen, Ruhen, Ballspielen, Spazierengehen vor, was er hat. Der ungebräunte Neuankömmling drückt sich dagegen verlegen beiseite. Hält gern ein Handtuch vors Genital oder vor den Po. Läuft unbeholfen und keineswegs aufrecht. Ein Freikörperkultur-Freund mit weißer Haut ist aufs schamhafteste, wo nicht schandhafteste nackt. Und er weiß es. Erst die Bräune bringt den vollwertigen FKK-Status.

Jetzt strafft sich seine Haut, sofern die Verbrennung listig und mit viel Einreibe-Fleiß vermieden werden konnte, worin ein wirklicher Nacktmensch seine bewährten Erfahrungen hat. Eine gewisse elastische Sportlichkeit stellt sich quasi von selbst ein, zugleich mit dem gelassenen, ruhigen Lebensrhythmus, der den Freikörperkultur-Strand auszeichnet. Hier lebt man besonnener und besonnter, bewußter und selbstbewußter, gemächlicher und gesünder, freundlicher und kommunikativer.

Ein Problem der FKK-Gelände sind die Gucker, die an der Nacktheit der anderen schmarotzen. Manche lieben dazu die Abseitsposition, von wo aus sie, meist mit scharfen Ferngläsern bewaffnet, optisch Anteil nehmen. Manche Gucker mischen sich unters FKK-Volk, leben getarnt als Nackte unter Nackten, doch ihr scharfer, neugieriger Raubvogelblick verrät sie.

Früher wurden diese Schmarotzer nicht toleriert. Bei FKK-Stränden durchziehende Angekleidete liefen Gefahr, gewaltsam ausgezogen und dazu ein wenig verdroschen zu werden. Diese Gefahr sinkt in dem Grade, in dem sich die FKK-Anhänger akzeptiert fühlen dürfen. Andererseits ist der das Nacktbaden nicht gewohnte Zeitgenosse einfach überfordert. Jahrhundertelang galt Nacktheit als Signal von Vertrautheit und Intimität. Die weibliche Nacktheit zeigte dem Männchen die Bereitschaft der Frau zum sexuellen Akt. Plötzlich tauchen da Frauen auf, Mädchen, Nymphen, die sich ungerührt öffentlich entkleiden, ihre schönen, heißen Teile den neugierigen Blicken der Umliegenden feilbietend. Und das soll erotisch überhaupt nichts bedeuten?

Das verstehe, wer will. Die Unverständigen begreifen es gar nicht oder auch ganz zuletzt. Keineswegs prüde, dem Nacktbaden aber abholde Naturen der Männerwelt führen oft ein, wie sie voreilig meinen, durchschlagendes Argument ins Feld, ihre Abneigung zu begründen. Sie seien, sagen sie, derart maskulin, daß ihnen der Anblick weiblicher Nacktheit physiologische Veränderungen einbringe, was sich, den männlichen Gegebenheiten


Playboy's Geheimdiplomatie:
Dieser Aktenkoffer mit 3 edlen Flaschen – kostenlos für Sie.
Edle Tropfen sind's, die PLAYBOY diesmal seinen Lesern vermitteln will: POMMERY DRAPEAU, VAT 69 und DRY SACK SHERRY. Dazu der handliche Koffer für die „wichtigen Gespräche" des Jahres. Honny soit qui mal y pense.
Was ist zu tun, um an den Aktenkoffer mit den 3 edlen Flaschen zu kommen?
Ganz einfach:
Sie wissen selbst, was der PLAYBOY Ihnen alles bietet. Warum soll dieses Vergnügen nicht auch einer Ihrer Freunde oder Bekannten haben?
Wenn Sie einen neuen PLAYBOY-Abonnenten für uns werben – schon kommt PLAYBOY'S Geheimdiplomatie zu Ihnen ins Haus. So wie hier zu sehen.
DRY SACK
SHERRY
WILLIAMS & HUMBERT
VAT 69
CHAMPAGNE
POMMERY
Gutschein
Ich habe einen neuen Abonnenten für PLAYBOY. Er war in den letzten drei Monaten nicht Abonnent der Zeitschrift. Bitte senden Sie mir nach Prüfung den Aktenkoffer mit den 3 edlen Flaschen.
PL 6/77
Name
Straße/Nr
Plz/Wohnort
Datum
Unterschrift
Auftrag
Senden Sie mir bitte ab sofort die Zeitschrift PLAYBOY für ein Jahr. Erfolgt nicht 6 Wochen vor Ablauf des Lieferjahres eine schriftliche Kündigung, verlängert sich das Abonnement jeweils um 1 Jahr mit 6-wöchentlicher Kündigung. Ein Jahresabonnement kostet DM 78,–.
Name
Straße/Nr
Plz/Wohnort
Datum
Unterschrift
Bitte ausfüllen und den Auftrag vom neuen Abonnenten unterschreiben lassen.
Auf Postkarte kleben und senden an: Heinrich Bauer Verlag, Postfach 11 22 02, 2 Hamburg 11.
PLAYBOY'S Geheimdiplomatie: Der Aktenkoffer, 1 Flasche POMMERY DRAPEAU, 1 Flasche VAT 69, 1 Flasche DRY SACK SHERRY.
PLAYBOY DEUTSCHLAND

entsprechend, eben auch optisch äußere.

Kurzum, sie könnten nicht anders, sie müßten am FKK-Strand und angesichts so breitgefächerter femininer Impressionen unverzüglich erigieren. Die armen Herren halten dies für ein Argument, das zieht. In Wirklichkeit sind das lächerliche Sprüche, die ihre Produzenten als hohle Schwätzer entlarven. Allgemein wirkt Nacktheit am FKK-Strand keineswegs erotisch und sexuell stimulierend. Die hier herrschende Normalität umfaßt alle Typen, die woanders auch anzutreffen sind. Der Mensch in seiner Mehrheit ist, Gott sei's geklagt, meistens weder schön noch erotisch besonders stimulierend.

Steigerungen bis hin zur offenen und völligen Erektion verraten keineswegs die Männlichkeit, von der unsere Angeber künden, sondern den Zustand einer Über-Erregung, der auf mangelnde Gelegenheit deutet. Kurzum, nur sexuell ausgehungerte, nicht zum Zuge und Schusse gekommene Herren der Schöpfung erweisen sich als so augenscheinlich anfällig, daß ihnen der Penis phallisch aufwuchtet. Mag sein, einer unter hundert oder tausend wirft sich eilends mit dem Bauch in den Sand, die Erde anbohrend, aber nicht auf der Suche nach Öl.

An FKK-Stränden herrschen ausgeglichene Naturen vor. Sie sind welterfahren, gesättigt und intellektuell genug, ihr Umfeld mit der Gelassenheit zu ertragen und zu empfinden, die den Menschen auszeichnet, der sich zu beherrschen vermag, weil er zugleich genügend Gelegenheit findet und nimmt, seinen Eros wie Sexus leben und nicht darben zu lassen.

Aber die alltägliche Nacktheit stimuliert auch den Reiz des Gegenteils. Die Verhüllung lädt erotisch auf. Die Männer und Frauen in ihren modischen Jeans und Hemden und Kleidchen, abends lässig an der Bar hockend, umfangen einander mit schmeichelnden Blicken. Richtig zum Zuge aber kommt nur, wer auch tagsüber als FKKler voll zum Zuge kommt. Bläßliche und scheue – lichtscheue Typen sind hier nicht gefragt. Sonne mußt du tragen, auch unterm Textil. Nuda veritas, die nackte Wahrheit, man lernt sie am Strand kennen und schätzt auch den zum gemeinschaftlichen Abendessen Angekleideten danach ein. Denn man hat einander ja kennengelernt, was auch heißt: beobachtet, taxiert, sich selbst ebenfalls taxieren lassen. „Die Eitelkeit ist das letzte Kleid, das der Mensch auszieht" (Ernst Bloch). Immerhin auch, so Heinrich Heine in den *Reisebildern:* „Wenn wir es alle recht bedenken, so stecken wir doch alle nackt unter den Kleidern." Das nun braucht der FKKler nur bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu überdenken. Ansonsten bietet sich ihm alles sonnenklar dar. Denn er lebt, frei nach der Bibel (1. Mos. 2, 25): „Und sie waren beide nacket, der Mensch und sein Weib, und schämeten sich nicht."

Wie sehr Hautbräune die Virulenz der Scham mindert und gänzlich verschwinden läßt, kann nur der „gelernte" FKKler ermessen. Anfänger erfassen die verwandelten Gefühle nicht so rasch. Erst mit wiederholter Erfahrung wird bewußt, wie sicher der Nackte, ist er gut gebräunt, sich bewegt. Die genital-erotischen Zonen und Unterschiede fallen nur bei den Blaß- und Bleichhäutigen entschieden auf, vielleicht auch aus alter Gewohnheit, weil die Entkleidung zu sexuellen Spielen eben normalerweise bleiche, weiße Haut hervorkehrt.

Sonnenbräune wirkt dagegen wie eine Hülle, mindestens wie die Wiedererlangung der Unmittelbarkeit im Umgang der Geschlechter. Auch einander völlig fremde Menschen freunden sich braungebrannt einfacher und schneller an. Man kommt ohne Hemd und Hose einander näher, auch wenn man sonst nicht dichter aneinanderrückt als auf die normale Distanz beim Sonnen und Schwimmen. Die Intimität des Blicks, da der eine den anderen umfängt und der andere den einen, wirkt intensivierend und befreundend. Ein uriger Tausch scheint stattzufinden, ich darf dich nackt sehen und du darfst mich nackt sehen, und die sonnige Urgemeinschaft ist schon geformt. Man sympathisiert miteinander, denn man ist verbunden durch Anschauungen, Lebensweisen, Genüsse.

Weh' aber dem armen Tropf, der diese schöne Empfindung zu rasch zu arg mißversteht. Schon mancher nackte, junge Mann nahm die Aufgeschlossenheit eines nackten, jungen Mädchens am Badestrand für ein Zeichen, sich übers Optische und Menschenfreundliche hinaus ganz konkret körperlich zu nähern. Da kann einer gar herb enttäuscht werden, die Aufgeschlossenheit der miteinander Nackten führt mitnichten geradenwegs zum Sex der miteinander Nackten, auch wenn das nicht völlig ausgeschlossen werden kann. Sympathien mögen leichter erblühen, erblicken die miteinander Sympathisierenden sich im paradiesischen Zustand. So was mag geschehen, muß aber nicht. Jedenfalls tut der Möchtegern-Liebhaber gut daran, sich seiner möglichen Liebesobjekte stärker zu versichern als durch freundlichen Blick- und Wortkontakt. Wer am FKK-Strand ausgezogen nebeneinander zu liegen kommt, wird sich noch keinesfalls auch im Bett nebeneinander wo nicht übereinander wiederfinden.

Es bleibt der kleine Unterschied auch im Umgang der Geschlechter. Die Vernatürlichung als Folge verabschiedeter Fremdheit, die die Menschen trennt und,

wo sie also nicht mehr vorhanden ist, nicht mehr trennt, eint die FKKler zu einem Bund einander näherkommender, endlich nähergekommener Bekannter und Freunde. Ob und bei wem die Nähe ins Intime übergeht, entscheidet sich wie woanders auch. Die Nacktheit erleichtert weder Intimität noch Sexualität. Wer das glaubt, lebt noch in den alten eingedrillten, gleichwohl falschen Vorstellungen.

Der FKK-Strand enthüllt nicht nur Physisches. Auch Psychisches erscheint offener und ehrlicher. Obwohl die Behauptung ein wenig übertrieben klingen mag, will ich sie dennoch riskieren: Der durchschnittliche Nacktbader ist dem Textilbader an Intelligenz, Moral, Lebenskraft und, ja, ich scheue das Wort nicht, Weisheit überlegen. Es gehört nicht nur eine gewisse Courage dazu, die Unaussprechlichen öffentlich runterzulassen. Vorausgegangen ist meist auch eine gehörige Portion an Nachdenken, Reflexion, Selbstreflexion also, jene höchste menschliche Tätigkeit, zu der wir fähig sind, weshalb wir sie, wo es nur geht, zu unterlassen suchen: Führt sie uns doch zu Konsequenzen, die den machthabenden Gesetzgebern und Moralwächtern meist wenig angenehm sind. Wer über sich selbst nachdenkt, kann leicht Nachteile erfahren. Zum Glück schwillt die moderne FKK-Bewegung – der physischen, psychischen, politischen, intellektuellen Enge unserer heutigen Massenindustrie-Gesellschaft zufolge – immer massenhafter an.

Der nackte Leib ist nichts Übles und nichts Schlechtes, und wer ihn Monate hindurch verhüllen, verbergen und verleugnen muß, der möchte ihn wenigstens die Urlaubswochen über in jene Freiheit entlassen, von der man uns so oft spricht, obwohl sie in der Tat immer stärker eingeschnürt wird.

So strömen denn, kaum sind Luft und Wasser von der Sonne angewärmt worden, hinaus aus den brodelnden engen aufgetürmten Steinstädten, die entkleidungswütigen Westdeutschen, die Nachkommen der Germanen, die nun auf alle Felle und Verhüllungen verzichten und in ihrem aufgestauten, ungestümen Freiheitsdrang der Haut die alte, verlorengegangene oder nur verlorengeglaubte Funktion zurückgeben – auch Kleidung zu sein, Zeichen und Abzeichen der menschlichen Rasse, glatte Fläche mit Restbüscheln urtümlicher Behaarung. „Nackend bin ich ausgegangen von dem Leib meiner Mutter, nackend kehr' ich wieder dahin", heißt es existentiell beschwert bei Hiob. Der FKKler aber, der's nicht ändern kann, nicht die Nacktheit der Geburt und nicht die des Todes, fügt listig noch die des Lebens dazwischen.

Einflußreiche westliche Politiker wie Helmut Schmidt und der frühere US-Außenminister Henry Kissinger bezweifeln die Aufrichtigkeit der italienischen Kommunisten. Was aber heißt schon Aufrichtigkeit in der Politik? Werden die italienischen Kommunisten nicht mit unrealistischen und unfairen Maßstäben gemessen? Freilich hat der Westen schon bittere Erfahrungen mit kommunistischen Versprechungen und Methoden gemacht. Doch diese Zweifel verraten eine ideologische Unduldsamkeit gegenüber allem, was auch nur äußerlich kommunistische Merkmale aufweist. Anstatt sich an verstaubte Dogmen zu halten, sollte man sich auf das Wesentliche konzentrieren. Weshalb haben westeuropäische Kommunisten sich von einigen Lehren getrennt, die zu den Grundlagen des Kommunismus gehören? Welche Aussichten haben die Eurokommunisten, an die Macht zu kommen? Wie würden sie mit der Macht umgehen? Was würde sich in Europa, was am Kommunismus ändern?

Es gibt keine Antwort, die für die kommunistischen Parteien Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals zugleich gilt. Diese bedeutendsten kommunistischen Parteien Westeuropas haben zwar einen Wandel durchgemacht, der den Ausdruck „Eurokommunismus" überhaupt erst entstehen ließ (die übrigen kommunistischen Bewegungen in Westeuropa sind schwach und werden – soweit ich es absehen kann – auch keine wesentlichen Fortschritte machen). Doch der Eurokommunismus ist von Land zu Land verschieden. Tatsächlich ist er nichts anderes als ein fortschreitender Nationalkommunismus. Darin unterscheidet er sich vom überstaatlichen, „leninistischen" Kommunismus des Sowjetblocks.

Die Wurzeln dieser Veränderungsprozesse reichen tiefer, als das neue Wort „Eurokommunismus" vermuten läßt. Die Jugoslawen haben das Verdienst, sich 1948 in einem heroischen Kampf als erste von Moskau getrennt zu haben. Dies führte in allen kommunistischen Parteien zu einer Krise, die man mit stalinistischem Terror zu unterdrücken versuchte. Die sowjetischen Führer haben nach dem Tode Stalins „Fehler" zugegeben. Dabei verschwiegen sie freilich einige wichtige Sünden – die Unterwerfung der osteuropäischen Nationen und den Anspruch der Sowjetrussen, als einzige im Besitz der kommunistischen Wahrheit zu sein. Als erster hat vor 21 Jahren der Führer der italienischen Kommunisten, Palmiro Togliatti, in einem Memorandum an die sowjetischen Führer auf die Notwendigkeit eines eigenen Weges hingewiesen und auf die Ablehnung aufmerksam gemacht, mit der man den sowjetischen Unterdrückungsmaßnahmen in der ganzen Welt begegnete. Andere Parteien folgten. Die französische KP war dabei unter den letzten. Das lag an der starren ideologischen Ausrichtung der mittleren Kader ihres Parteiapparates. Dogmatische Überzeugung und revolutionäre Disziplin werden in einer anti-ideologischen Konsumgesellschaft zu Unbeholfenheit und Unbeweglichkeit.

Diese summarischen Darlegungen verbergen, wie qualvoll und kompliziert der Prozeß der Abspaltung von Moskau war und ist. Denen, die ihn vorantreiben, lädt er außer moralischen und intellektuellen Problemen auch eine schwere Verantwortung auf. Das Bewußtsein von Hunderttausenden von Parteigenossen, Millionen von Wählern und Gewerkschaftsmitgliedern läßt sich nur schrittweise ändern. Hinzu kommen die finanzielle Abhängigkeit von den kommunistischen Staaten, die Rücksichtslosigkeit der Geheimdienstler, das Aufstacheln von Parteifraktionen, die Bannflüche und Drohungen der allgegenwärtigen Sowjetunion. Frankreichs KP-Chef Georges Marchais kann nicht an den hauptberuflichen mittleren Parteifunktionären vorbeiagieren. Und Enrico Berlinguer, KP-Führer Italiens, ist gezwungen, auf die Gewerkschaften Rücksicht zu nehmen, damit diese nicht zu einem Stützpunkt der noch lebendigen pro-sowjetischen oder der ganz linksstehenden In-



KP-Chef Santiago Carrillo: Seine Partei war seit 1939 verboten. Bei den Wahlen am 15. Juni kann er mit zwei Millionen Stimmen rechnen – von 22 Millionen wahlberechtigten Spaniern.

KP-Chef Alvaro Cunhal: 500 000 Portugiesen haben ihn gewählt. Drei Millionen haben ihn nicht gewählt.

WOHIN STEUERT DER

teressen werden. Schließlich ist da noch der große Gegner, wachsam und übelwollend und mit enormen Mitteln ausgestattet.

Dies macht alle Überprüfungen der Aufrichtigkeit der Eurokommunisten sinnlos. Fruchtlos sind auch alle Versuche, bei ihnen „Taktik" oder „prinzipielle Veränderung" zu sehen, ebenso wie der Disput darüber, ob sie sich von ihrer Ideologie, dem Marxismus-Leninismus, und von ihrem Endziel, also dem Aufbau einer klassenlosen Gesellschaft vermittels ihres eigenen Machtmonopols lossagen oder nicht. Denn sie können sich – öffentlich und auf einen Schlag – weder von dem einen noch von dem anderen Ziel trennen. Sie würden dadurch die eigene Partei zerstören und die Hoffnungen von Millionen verraten (wenn auch die Praxis in der UdSSR und in den anderen kommunistischen Staaten gezeigt hat, daß diese Hoffnungen nicht zu realisieren sind). Die Originalität der eurokommunistischen Führer besteht gerade darin, die verknöcherten Lehren allmählich und kaum spürbar zurückzudrängen.

Die Absage an formelhafte Lehrsätze ist nur ein äußerliches

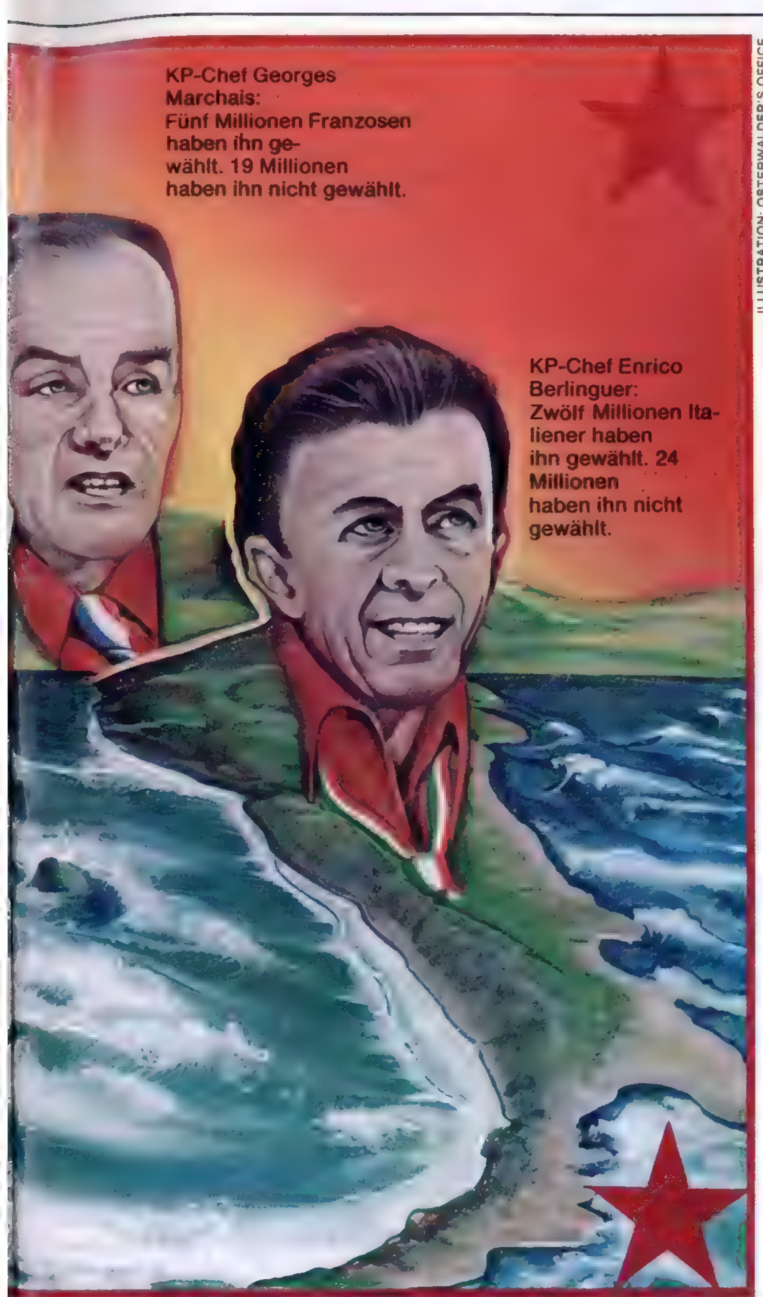


ILLUSTRATION: OSTERWALDER'S OFFICE

EUROKOMMUNISMUS?

Anzeichen dafür, daß der Eurokommunismus sich wandelt. Die Situation, welche diese Absage herbeigeführt hat, und die Praxis, die daraus resultiert, lassen sich nur dann rational analysieren, wenn man die Ideologie beiseite läßt.

Die westeuropäischen Kommunisten hatten als erste eine gewaltsame Revolution für vermeidbar erklärt. Sie waren dabei von Chruschtschow unterstützt worden, der zwar in theoretischen Fragen noch mehr geholzt hat als in seiner Landwirtschaftspolitik; andererseits jedoch – zumindest zeitweise – ein Gefühl für organische Veränderungen hatte. Dadurch wurde es den Kommunisten möglich, ohne ideologische Gewissensbisse in die bestehende Ordnung hineinzuwachsen. Dieser Prozeß hatte sich schon nach dem Krieg abgezeichnet, als sie in Italien und Frankreich bis 1947 an der Regierung beteiligt waren.

Doch damit trennte man sich von der Lehre Lenins – wenn auch nicht von Marx. Denn der Marxismus ist zwar im Grunde revolutionär, aber Marx hielt die Revolution dort für vermeidbar, wo der militärisch-polizeiliche Apparat schwach und demokratische Formen stark entwickelt sind (er nannte die USA und die Niederlande). Vor seinem Tode ist Engels ausdrücklich für einen demokratischen Weg zur Macht in den parlamentarischen Ländern eingetreten. Als ich jung war, wurde über seine Stellungnahme in den Parteischulen mehr gemunkelt als diskutiert, man schrieb sie seiner „Überalterung" zu. Lenin „ergänzte" Marx, indem er die damals kriegsbedingte Militarisierung der demokratischen Länder als einen Dauerzustand darstellte. Somit war für ihn nicht nur die Revolution in allen kapitalistischen Ländern unvermeidlich, er erklärte auch die sowjetische Herrschaftsform als für alle Mitgliedsländer der Komintern verbindlich. Wenn man bedenkt, wie sehr er auf der „Diktatur des Proletariats" beharrte, dann kann man das Ausmaß der Veränderungen in den westeuropäischen Parteien zumindest erahnen.

Das Abrücken der französischen Kommunisten von der „Diktatur des Proletariats" ist zwar nur oberflächlich und demagogisch begründet. Doch es bestätigt den Wandel zu einer nichtleninistischen demokratischen Arbeiterpartei. Auch die portugiesischen Kommunisten unter Alvaro Cunhal haben sich nach den gnadenlosen Lektionen, die ihnen gerade die Revolution erteilt hatte, von diesem Begriff getrennt. Und wenn Italiener und Franzosen sich ihrer „Leninisten" entledigt haben, dann wird die portugiesische KP-Führung auf die Dauer die Meinungsbildung in der Partei nicht unterdrücken können.

Theoretisch ausgedrückt, bewegt sich der Eurokommunismus von Lenin auf Marx zu, von da sozusagen zum demokratischen und humanistischen Marx, und mit einem solchen Marx hin zu den verschiedenen nationalen Marxisten. Endziel ist die Gesamtheit der Sozialisten, der demokratische Sozialismus. Die Eurokommunisten werden diesen Weg nicht ohne innerparteiliche Spaltungen, Unverständnis und Druck von außen gehen.

Die Umrisse dieses demokratischen Sozialismus, der sich von den dogmatischen Fesseln losreißt und aus einer blutigen Finsternis ans Licht drängt, sind nicht abgegrenzt, da er selbst undefiniert, ja undefinierbar ist. Er wird offen sein für verschiedene Gesellschaftsmodelle. Luciano Barca, Mitglied des Zentralkomitees der KPI, sagt: „Der Marxismus war für uns stets mehr eine Methode als eine Doktrin." Der demokratische Sozialismus sollte bedeuten: mehr Sicherheit für den einzelnen, eine besser organisierte Produktion, eine gerechtere Verteilung und – insgesamt gesehen – eine rationalere Gesellschaft.

Während der letzten italienischen Wahlen hat sich die Regierung der USA energisch, wenn auch nur mit Worten, der Regierungsbeteiligung der KPI widersetzt (unter Präsident Carter hat man sich von dieser starren Haltung inzwischen vorsichtig distanziert. *Anmerkung der Redaktion).* Es ist nicht klar, auf welche Weise die USA eine Regierungsbeteiligung der Kommunisten verhindern können, ohne daß dies katastrophale Folgen für die USA und Europa hätte. Denn die italienischen Kommunisten sind zwar nicht an der Regierung, sie sind jedoch bereits mit an der Macht.

Um wenigstens den Schatten eines Einflusses zu behalten, willigt Moskau in Formulierungen ein, die Lenins einbalsamierte Leiche zum Weinen bringen müßten, und legt gleichzeitig den „Bruderparteien" die Fesseln einer „ideologischen Einheit" an. Für diese Einheit wäre es nötig, daß Moskau sich verändert, aber dazu ist die russische Bürokratie weder fähig noch willig. Für den bulgarischen Führer Todor Schiwkoff, der eifrig das mitzuteilen pflegt, was die sowjetischen Führer nicht verschwiegen haben möchten, ist der Eurokommunismus „eine der Grundlinien der ideologischen Sabotage" und „eine neue Form des Antisowjetismus". Aber Westeuropa ist bereits in die Epoche des demokratischen Sozialismus eingetreten. Der Eurokommunismus ist ein wichtiger Faktor in diesem Wandlungsprozeß.

– Milovan Djilas

WOLLTEN SIE SCHON MAL? *(Fortsetzung von Seite 118)*

jemandem abhängig zu sein, der Sie zwingt, ein Kalbskotelett zu streicheln?
A. Ja.
B. Nie. Es müßte schon ein Pfeffersteak sein.

31. Wie viele Gummimäntel besitzen Sie?
A. Keinen.
B. Drei
C. Muß mal nachsehen.

32. Haben Sie jemals darüber nachgedacht, ob Astronauten im Weltall onanieren, um den schwerelosen Flug der Spermien zu beobachten?
A. Manchmal.
B. Immer.
C. Ich weiß, daß sie's tun.

33. Ihr Flugzeug stürzt über einer einsamen Insel ab. Sie, der einzige Überlebende, müssen sich ein halbes Jahr lang von Palmwedeln und Muscheltalg ernähren. Eines Abends lockt Ihr Lagerfeuer einen fetten Strauß an. Sie:
A. Fesseln ihn und messen seine Körpertemperatur.
B. Riechen den Braten und töten ihn – aber auf eine recht ungewöhnliche Weise.
C. Ignorieren ihn, denn: Wozu brauchen Sie einen Strauß? Schließlich haben Sie schon genug Probleme.

34. Ödipus, der seinen Vater tötete und mit seiner Mutter schlief, verdanken wir den Namen einer klassischen Neurose. Wir wollen herausfinden, ob Sie am Ödipuskomplex leiden.
A. Haben Sie den Wunsch, mit Ödipus' Mutter zu schlafen?
B. Na schön. Kennen Sie sie überhaupt?
C. Warum sind Sie dann letzte Woche mit Pappnase und Lyra unterm Arm um Kreons Haus geschlichen?

**Teil 4:
Welt der Phantasie – Träume an sich**

Träume sind, wie Freud gesagt haben soll, „der kürzeste Weg ins Unbewußte – wenn nicht, verschwende ich meine Zeit". Haben wir erst einmal das Unbewußte verstanden, dann sind wir nicht mehr weit entfernt von Schwermut, Verzweiflung, Selbstmord und der Entdeckung, daß unser Auto abgeschleppt wurde. Nachstehende Fragen klären Sie über Ihre Traum-Aktivität auf.

35. Haben Sie jemals geträumt, ein Stein zu sein?
A. Ja.
B. Nein.

36. Wenn ja, welcher?
A. Braunkohle.
B. Antimon.
C. Einstein.
D. Frankenstein.

37. Haben Sie jemals geträumt, Sie wären ein Mann namens Scheitzenhammer?
A. Ja, denn ich heiße Alois Scheitzenhammer.
B. Nie und nimmer.

38. Haben Sie jemals geträumt, daß Sie fliegen können?
A. Immer.
B. Manchmal.
C. Ich kann fliegen.

39. Sind Sie in diesen Träumen mit Radar- und Bodenkontrollgerät ausgerüstet, so, wie es die Flugsicherung vorschreibt?
A. Ja.
B. Nein.

40. Sind Sie jemals in der Luft mit einem Neurotiker zusammengestoßen, der ebenfalls im Traum geflogen ist?
A. Ja.
B. Nein, aber beinahe.

AUSWERTUNG

Da Sie nun den Fragebogen ausgefüllt haben, können Sie den Bleistift beiseite legen und lesen, was die verschiedenen Testabschnitte aussagen und was Sie bedeuten.

Teil 1: Sexueller Reifegrad

Dieser Abschnitt behandelt zwei wichtige Sexualprobleme aus einer frühen Entwicklungsphase: die Neugier des Kindes an der Entstehung kleiner Kinder und die widerliche Angewohnheit, mit gewissen Onkel-Doktor-Spielen den eigenen Körper zu entdecken – obwohl es besser wäre, die Bibel auswendig zu lernen.

Zu den elf Fragen im ersten Abschnitt gibt es keine richtigen oder falschen Antworten, außer der Frage 3: Hatten Sie als Kind irgendwelche Geschwister? Die korrekte Antwort auf diese Frage ist B: Eines. Sollten Sie mit A, also „keine", geantwortet haben, dann versuchen Sie bitte noch einmal genau, sich an Ihr 5. Lebensjahr zu erinnern. Gab es da nicht ein paar kleine oder kurze Leute, die mit Ihnen aufwuchsen? Könnten das nicht Ihre Brüder, Schwestern oder aber auch Liliputaner gewesen sein – je nachdem, wie locker Ihre Mutter den Haushalt führte?

Wenn Sie mit C oder D (zwei, drei oder mehr Geschwister) geantwortet haben, dann ist das natürlich auch nicht unrichtig, weil wir ja schließlich alle Brüder und Schwestern sind.

Die Fragen 8 und 9 sollten bei Ihnen Schweißausbrüche hervorgerufen haben, da sie sich mit den enormen Schuldgefühlen befassen, die das Vermächtnis aller jener Kinder sind, die nach der Reformation (1517) auf die Welt kamen.

Masturbation (Fragen 6, 7, 10, 11) wird verschiedentlich als „das Handwerk des Teufels", „Verschwendung" oder „Ret-

tung des Schäfers“ bezeichnet. Im Gegensatz zu solch finsteren Ansichten ist die des alten Schweden und Sexualpädagogen Dr. Peer Veers, psychologischer Berater beim Do-it-yourself-Zentrum in Göteborg, geradezu eine Erleuchtung. Seiner Meinung nach ist Masturbation „im großen und ganzen vergnüglicher als in den Fleischwolf zu geraten“.

Teil 2: Sexuelles Temperament

Die Ursache für viele Sexualprobleme liegt im Teil zwei unseres Tests begraben. Um die Rolle des männlichen Glieds beim Geschlechtsverkehr gänzlich zu verstehen, wurde von den Doktoren Klugsch und Eißer eine umwälzende Technik entwickelt: das künstliche Koital-Gerät, ein Penis aus Plastik, der es in sich hat: Kaltlichtbeleuchtung mit Aufzeichnungsradiator, Wischwaschvorrichtung und Diodenanzeige, die nach Belieben von einer weiblichen Person gesteuert werden kann. Der ganze Apparat wird elektrisch angetrieben. Bevor das Gerät jedoch ins Programm aufgenommen werden konnte, nahm Dr. Senta Eißer es mit nach Hause und stellte später fest, daß sie es „irgendwo verloren haben müsse“.

Die Fragen 12 und 13 offenbaren Ihre Einstellung zu dem Teil der männlichen Anatomie, der besser unter dem Namen „das Dingsda“ bekannt ist. Die Furcht vor der Größe des männlichen Glieds existiert seit über zwei Jahrtausenden (zuvor gab es weder männliche noch weibliche Organe und die Fortpflanzung fand mittels Postkarten statt).

Viele intelligente und wohlerzogene Männer sind geradezu krankhaft um die Größe ihres Organs besorgt. Sexologen haben zwar wiederholt darauf hingewiesen, daß bei der Befriedigung beider Partner es nicht auf die Größe des Glieds ankommt. Deshalb sei es an dieser Stelle noch mal unmißverständlich gesagt: je größer, desto besser. Da wir es doch alle wissen, soll es auch hier nicht länger geleugnet werden.

„Sexuelles Einfühlungsvermögen“ (SE) – Fragen 14 bis 21 – ist die Maßeinheit, die Dr. Honoris Kausa in seinem klassischen Handbuch *Furcht ohne Liebe* entwickelt hat, um das Ausmaß der Raffinesse eines jeden Sexualpartners zu beschreiben. Sollten Sie diese Fragen nicht sofort beantwortet haben, dann fehlt es Ihnen an SE. Gemessen an Ihrer Feinfühligkeit und Ihrer Finesse rangieren Sie irgendwo zwischen einem verwundeten afrikanischen Wasserbüffel und einem Elvis-Presley-Auftritt.

Frage 17 betrifft einen empfindlichen Bereich. Wenn Sie den Höhepunkt vor Ihrem Partner erreichen (zum Beispiel während des Mittagessens oder im Kino), dann reagieren Sie überempfindlich und



müssen lernen, sich zu beherrschen. Glücklicherweise wurde aber auch dieser Problembereich gründlichst erforscht, und Hilfe ist zur Hand, entweder durch eine gründliche Therapie oder bei Ihrem Drogisten. Einer der führenden deutschen Pharmakonzerne hat einen großen Hartgummihammer – ähnlich dem „Hau den Lukas" – auf den Markt gebracht. Bei direkter Anwendung auf die betreffende Region *vor dem Orgasmus* erzielt er überraschende Resultate. Dennoch scheint die beste Orgasmusverzögerungstechnik die zu sein, mit dem Geschlechtsverkehr so spät wie möglich zu beginnen. Das heißt: Das Vorspiel während der *Sesamstraße* ist wenig sinnvoll, wenn Sie sich Ihren Orgasmus zur Spätausgabe der Tagesschau wünschen.

Die Fragen 22 und 23 bestimmen das Ausmaß der Homo- oder Heterosexualität in Ihrer Persönlichkeit. Wenn Sie bei diesen Fragen gekichert haben, sollten Sie sich endlich bekennen oder öfter duschen.

Frage 24 behandelt die Unterschiede zwischen Alter und sozialer Herkunft bei Stil und Annäherung. Haben Sie die ersten drei Fragen in diesem Komplex mit „richtig" beantwortet, dann haben Sie seit Beginn der goldenen zwanziger Jahre Ihr Zimmer nicht mehr verlassen.

Teil 3: Tagträume

Unsere Tagträume können verschiedene Formen annehmen. Sie führen uns von der vollbusigen Friseuse im Münchner „Hilton" hin bis zu der Vorstellung, daß wir Friedrich V., Herzog von Sachsen sind, der mit dem komischen Hut.

Die Fragen 25 bis 31 offenbaren Tier-, Nahrungs- oder Kleidungsfetischismus.

Die Fragen 32 bis 34 wurden auf Drängen von Dr. Klugsch in den Komplex aufgenommen, der eine Idealreaktion mit seinen eigenen Erfahrungen und Ansichten zu vergleichen wünschte. Wenn Sie seine Fragen positiv beantwortet haben, sind Sie phantasievoll, kreativ, spontan und im Besitz eines beneidenswerten Aktenkoffers, dessen Inhalt – Standardaktien und Kommunalschuldverschreibungen – lukrativen Gewinn verspricht. Sollten Sie negativ geantwortet haben, dann empfinden Sie das wahre Leben als enttäuschend und verwirrend. Sie sind sprunghaft, introvertiert und abergläubisch, wechseln die Rasierklinge nach jeder Rasur und verhalten sich zur Maihofer-Affäre unentschieden. Kurzum: Wir legen keinen besonderen Wert auf Ihr Abonnement unserer Zeitschrift.

Teil 4: Träume

Obwohl Freud eines der größten Genies der westlichen Philosophie ist, dürfen wir bei der Betrachtung seiner Schriften nie vergessen, daß er eine unbegründete Furcht vor einem gewissen Herrn Überich hatte und daß sein Bart angeklebt war. Vielleicht sind Träume bedeutungsvoll, vielleicht auch nicht. Wie Jung sagte: „Träume hin, Träume her, wo bleibt mein Honorar."

Träume, in denen Sie jemand oder etwas sind (Fragen 35 und 36), deuten auf Unzufriedenheit mit der Realität hin. Wenn Sie jemals träumten, daß Sie das Mineral Antimon sind, liegt eine brillante Zukunft vor Ihnen, möglicherweise in der Herstellung von Farbpigmenten, Streichhölzern und Feuerwerkskörpern.

Das Scheitzenhammer-Syndrom (Frage 37) wurde erstmalig von Adler beobachtet, der seine Entdeckung sogleich im *Europäischen Journal für Orthopsychiatrie* (Juni 1932) veröffentlichte, was bei seinen Kollegen lang anhaltende Lachsalven auslöste.

Der Traum vom Fliegen (Fragen 38 bis 40) enthüllt den Wunsch zur Rückkehr in die Geborgenheit des Mutterleibes oder in die Zeit vergnüglicher Sexualität, wie sie die Kind-Mutter-Erfahrung mit sich bringt.

Träume bieten Erholung von dieser Welt. Wenn Sie von Ihren Träumen ebenso enttäuscht sind wie von der Realität, dann haben Sie eben Pech gehabt.

ERRECHNUNG DER ERGEBNISSE

Um Ihr Ergebnis zu errechnen, sollten Sie sich den ganzen Test und Ihre Antworten noch einmal gründlich anschauen und dann die Antworten vergessen. Geben Sie sich jetzt von 100 möglichen Punkten, soviele, *wie Sie glauben, verdient zu haben.* Letztendlich basiert erfolgreicher Geschlechtsverkehr zu 95 Prozent auf *Zuversicht.* Wir hoffen aber, daß Sie sich mindestens 65 geben. Das würde nämlich heißen, daß Sie voller Widersprüche, Schuldgefühle und Neurosen sind. Oder besser gesagt: Sie sind völlig normal.



„Hätten Sie etwas dagegen, wenn wir Sie als ‚Rosenspitz in Dill' auf die Karte setzen?"

Früher sind die Menschen für die Freiheit auf die Barrikaden gestiegen.
Heute tun sie es für die Freizeit.
WERNER FINCK.

Muß eine Motor-Zeitschrift hauptsächlich aus Tests und Fahrberichten bestehen? Wo bleibt da, bitte schön, der Spaß und die Lust am wirklichen, befreienden Fahren?

Seit der Erfindung des Rades haben sich gescheite Menschen mit der Weiterentwicklung und Vervollkommnung der Dinge beschäftigt, die wir heute schlicht als fahrbaren Untersatz bezeichnen.

Die Technik ist heute so perfekt, daß Innovationen auf diesem Gebiet eine Seltenheit sind.

Bei all dem technischen Erfinde und Gespiele kam eines zu kurz: Der Mensch. Und seine besondere Beziehung zum Auto, Motorrad, Mofa... der Spaß, die Lust, die Freiheit – die so ein Mobil bietet und – bieten kann. Einschränkungen durch Fahrverbote und steigende Kosten in vielen Bereichen ließen diese Bedürfnisse verkümmern.

Wat nu?

Redakteure des in Köln erscheinenden Magazins AUTO ZEITUNG nahmen sich dieser Thematik und Problematik an.

Ein neues Objekt wurde konzipiert. Leitthema: Motor, Spaß, Freiheit.

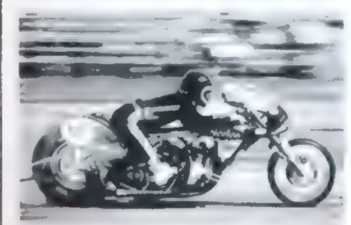
Das Ergebnis liegt vor: ein eigenständiges Objekt – konzipiert nach den genannten Gesichtspunkten:

MOTOR MAGAZIN – für Motor-Spaß, der Freiheit bringt.

Zur Ein- und Hinstimmung bringen wir hier einen Abriß einiger Themen aus dem Heft:

Heißer geht's nicht: Drag-Bikes oder der Ritt auf der Bombe.

Es wäre unvorstellbar, wenn irgendeine Verrücktheit nicht aus Amerika käme. Und die höchste denkbare Steigerung alles Verrückten sind die Drag-Motorräder. Da sitzen Männer auf Maschinen, die



bis zu drei Motoren mit insgesamt zwölf Zylindern und 600 PS haben. Und die ihre Reiter in weniger als acht Sekunden auf mehr als 300 km/h katapultieren! MOTOR MAGAZIN berichtet über diese aufregenden Beschleunigungs-Orgien, die so manchem Speed-Freak den LSD-Trip ersetzen.

Einmal Fahren wie der Weltmeister: Im Formel-1-McLaren von James Hunt

Formel-1-Rennwagen sind das anspruchsvollste Gerät im Automobil-Rennsport. Und welcher Mann hat nicht schon einmal davon geträumt, am Steuer eines solchen Geschosses zu sitzen – oder genauer: zu liegen. MOTOR MAGAZIN begab sich auf die Spuren des Weltmeisters James Hunt und fuhr als einzige Zeitschrift der Welt auf dem englischen Grand-Prix-Kurs von Silverstone den McLaren M 23, mit dem Sir James 1976 den Titel errang.



Schneller als Grand-Prix-Wagen: Die Donner-Boote mit 3500 PS

Das muß man gesehen und erlebt haben: Gigantische Rennboote mit riesigen Flügeln und Flugzeug-Motoren toben über das Wasser. Mehr als 3500 PS treiben diese Power-Boote auf Geschwindigkeiten von mehr als 320 km/h. Dick gepolstert, mit Sturzhelmen und Überlebens-Systemen versehen, kauern die Wahnsinns-Kapitäne an ihren Steuerrudern. Gestandene Männer, die wissen, daß ihre Körper wie auf Beton zerschmettert werden, wenn sie bei dieser Irrsinns-Geschwindigkeit über Bord gehen.

Das Flugzeug der Superlative: Die «Phantom II»

Die Militärs bezeichnen die Phantom II als das beste Kampfflugzeug des Westens. Alle Experten sind beeindruckt von ihrer faszinierenden Technik. Was hat es wirklich auf sich mit diesem 14 Tonnen schweren Koloß aus Edelmetallen, Stahl, Kunststoff und Elektronik? MOTOR MAGAZIN analysiert die 20 Millionen Mark teure Maschine, präsentiert auf einem Klapp-Poster eine präzise Betti-Schnittzeichnung, die alle Geheimnisse der Phantom II detailliert freilegt und stellt die Männer vor, die in den Schleudersitzen des Ungetüms Platz nehmen, um sich mit zweieinhalbfacher Geschwindigkeit in den Himmel zu schießen.

Was ein Mann im Frühling fährt: Vergleichstest 750 ccm-Motorräder

Populär wie nie sind in diesem Frühjahr die Maschinen der 750 ccm-Klasse. Doch welches Motorrad ist für welchen Zweck das richtige? MOTOR MAGAZIN hat die vier aktuellsten und interessantesten 750er der neuen Generation einem harten Vergleichs-Test unterzogen. Das einzige, was die Vier gemeinsam haben: Sie sind allesamt Japanerinnen. Ansonsten unterscheiden sie sich deutlich in Konzeption, Aussehen und Charakter. Es handelt sich um Zwei-, Drei- und Vierzylinder-Maschinen. Ihre Namen: Honda 750 Four in One, Kawasaki Z 750, Suzuki GS 750 und Yamaha XS 750. Außerdem: Test der bulligen neuen BMW R 100/7.

Also los, Männer – worauf wartet Ihr noch? Steigt auf und braust los!



Die unheimliche Geschichte einer großen Auto-Liebe: «Babs»...

Dies ist die unglaubliche Geschichte von einem Automobil, das in den zwanziger Jahren sensationelle Weltrekorde aufstellte, dabei seinen Erbauer und Fahrer Perry Thomas erschlug, an Ort und Stelle am Strand von Wales begraben, vor einiger Zeit von dem Dorfschul-Lehrer Owen Wyn Owen entdeckt, exhumiert und in jahrelanger, liebevoller Arbeit restauriert wurde. MOTOR MAGAZIN spürte das gigantische Fahrzeug mit dem zärtlichen Kosenamen «Babs» in einem Cottage auf und brachte es an einem düsteren Tag zurück an seinen Schicksals-Ort.

Was darf's denn sein: Der große Frühjahrs-Katalog mit allen Motorrädern

So vielfältig war das Motorrad-Angebot auf dem deutschen Markt noch nie. Und noch nie hatten Kauf-Interessenten so unter der Qual der Wahl zu leiden. MOTOR MAGAZIN stellt deshalb in einem Sonderteil das gesamte Angebot auf dem deutschen Markt vor: Mit Bildern, Daten und Preisen. Außerdem: Die Adressen aller Hersteller und Importeure. Durch diesen Service fällt der Vergleich zwischen mehr als 180 Maschinen und die Kaufentscheidung nicht so schwer.

Das Abenteuer, das nie wiederkehrt: Hovercraft-Expedition auf dem Amazonas

Vor ihnen schaffte es noch niemand. Und nach ihnen wird wohl niemand mehr Interesse daran haben, es ihnen nachzumachen: Zwanzig Männer kämpften sich mit einem Luftkissenboot durch das Amazonas-Gebiet und passierten unter Lebensgefahr als erste Menschen die als unbezwingbar geltenden 64 Kilometer langen Stromschnellen von Maipures und Atures. Ein Zufall rettete ihnen dabei das Leben. MOTOR MAGAZIN berichtet exclusiv über dieses dramatische Abenteuer auf dem längsten Fluß der Welt.

Außerdem:

Das Besondere, das es nur einmal in Europa gibt: Harley Davidson Electra Glide als Gespann; der Traum, den man sich mit wenig Geld erfüllen kann: Enduro-Abenteuer auf Gran Canaria; die Entwicklung der Morgan-Sportwagen; Exclusiv-Bericht über den neuen Jeep von Suzuki, der in Deutschland nur rund 8000 Mark kosten wird; Abschied von einem sterbenden Schwan: Adieu, Concorde!; das Chopper-Girl des Monats; Bilder, die noch niemand sah: Viel Spaß mit Jochen Mass und viele andere Themen.

Noch ein paar Eijzes: MOTOR MAGAZIN ist auf dem gleichen hochwertigen Papier gedruckt wie dieser Playboy. Im Kupfertiefdruck. Mit dem Klapp-Poster in Heftmitte (allerdings mit einem technischen Motiv). Dazu: Service-Sonderteil und Farbe, Farbe, Farbe....

Jetzt bei Ihrem Zeitschriften-Händler



Für Motor-Spaß, der Freiheit bringt

WO MAN WIE ISST

(Fortsetzung von Seite 102)

Maßschneiders sehen. Die Kehrseite dieses „Maßanzug"-Effektes: So wie man sich immer wieder einen grauen Flanell bestellt, neigen Stammgäste dazu, immer das gleiche zu essen.

Noch ein Indiz des Restaurant-Imponiergehabes: Man bestellt wie selbstverständlich die Spezialitäten des Hauses und dokumentiert damit, daß man in dem teuren Etablissement ein- und ausgeht. Wenn man dann noch vom Ober mit einer leichten Vertraulichkeit oder mit Namen begrüßt wird, ist die Zugehörigkeit zur Stammkundschaft offensichtlich. Wichtig ist auch, daß man in einem Lokal ein sicheres und souveränes Auftreten zeigt. „Deshalb sollte man Gesten vermeiden, die Unsicherheit ausdrükken", schrieb mir der Geschäftsführer eines bekannten Feinschmeckerlokales. „Es ist erstaunlich, daß sich ein Drittel der Gäste beim Betreten eines Restaurants an die Nase greift. Auch wirkt es meistens nicht gut, wenn man beide Hände in den Hosentaschen hat. Selbst eine Hand in der Hosentasche ist nur dann statthaft, wenn man diese Geste lässig zu handhaben versteht."

Herr von Fodermayer von den *Drei Husaren* in Wien hält für eine gelungene Einladung in ein Restaurant folgende Punkte für entscheidend: Der Tisch sollte günstig liegen (nicht zu nahe am Eingang, nicht mitten im Raum oder bei der Küche). Der beste Platz steht den Leuten zu, die man eingeladen hat. Das Essen sollte man mit ihnen gemeinsam beraten, bei den Weinen darf man sich vom Ober beraten lassen. Zu jeder Speise sollte der passende Wein gewählt werden (und das ohne Rücksicht darauf, ob die vorherige Flasche ausgetrunken worden ist). Das ist besser, als wenn man zu jeder Gelegenheit Champagner bestellt.

Allerdings scheint sich die Lust am Champagner schon ziemlich breitgemacht zu haben, das sieht man schon an den Aperitifs, die am häufigsten angeboten werden. Rudolf Katzenberger, aber auch Fredy Girardet *(Hotel de Ville* in Crissier), der konsequenteste und beste Vertreter der Neuen Küche in der Schweiz, lehnt jede Art von Aperitif kategorisch ab. Beide stehen auf dem Standpunkt, daß man vor dem Essen keinen besonderen Drink braucht: Man soll gleich mit dem Wein beginnen, den man zu den Vorspeisen trinken wird.

Großer Favorit bei den Aperitifs, wenn man schon unbedingt einen trinken will, ist der Kir. Dieser „Le Kir" stammt aus dem Burgund, hat seinen Namen nach dem Abbé Kir aus Dijon, einem Klerikal-Sozialisten, der die Mischung von Crème de Cassis (Likör aus schwarzen Johannisbeeren) und weißem Burgunder besonders liebte oder gar erfunden hat.

Das Getränk des Abbés trat vor drei bis vier Jahren seinen Siegeszug an und ist noch immer nicht unmodern geworden. In der *Auberge de l'Ill* gibt es ihn, wobei als Wein Edelzwicker genommen wird und eine Winzigkeit Eau de framboise (Himbeergeist) dazukommt. In anderen Elsässer Häusern nimmt man Riesling, im *Lion d'Or* in Cologny macht man ihn klassisch mit Burgunder, als Le Kir Imperial wird er von München *(Le Gourmet)* bis London *(Carriers)* mit Champagner serviert, wobei im *La Marée* (Paris) der Hauscocktail nur noch Champagner mit einigen Tropfen Framboise ist. Neben dem Kir wird der Bellini angeboten, *Käfer* in München mischt ihn aus dem Saft von frischen Pfirsichen mit Champagner. Neben dem Bellini (im Winter mit Mandarinensaft) gibt es im *El Toula* den Wodka Imperial, ein Ansatz von verschiedenen frischen Früchten mit Wodka, so kalt, daß das Glas beschlägt, von einem sanften, fruchtigen Geschmack, ohne die Stärke eines Wodkas zu haben. Wodka mit Feigen gibt es im *Stahlbad,* ansonsten wird der klassische Martini mit Gin mehr und mehr durch den Wodka-Martini verdrängt. Von Traditionalisten wird noch immer Sherry getrunken, so trocken wie möglich, während die süßlich-würzbitteren Aperitif-Weine „out" sind.

Trocken ist – zumindest in guten Lokalen – bei Weinen Trumpf. Bevorzugt werden die Weine der Gegend, in der das Lokal zu Hause ist, wenn sie gut ausgebaut, also trocken sind. Hat ein Lokal eine breite Weinkarte, sind Chablis, Sancerre, Meursault und Frankenweine die Renner. Mehr und mehr bemühen sich die deutschen Lokale auch um Elsässer Weine. Bei den Roten führt Bordeaux vor Burgund.

Der Trend beim Essen geht zu den Innereien wie Bries (mit grünen Trauben, mit weißen Rübchen, mit Trüffeln, mit Morcheln, auf Artischockenpüree, mit Champagnersauce oder im Blätterteig), wie Kalbsleber (mit Senfrahmsauce, mit Zwiebelmus, auf Lauch, gedämpft und mit Trüffelsauce) oder – als Übergang zur geliebten Ente – frische Entenleber mit Muskatellertrauben, warme Entenleber.

Es gibt unzählige Arten, eine Ente zuzubereiten: Allein auf der Karte des *Tour d'Argent* in Paris stehen 15, darunter auch Ente mit Pfirsich, mit Zitrone, mit Äpfeln, mit Austern. Ente, in der Blase pochiert mit grünem Pfeffer, ist eines der beliebtesten Gerichte im *Maître* in Berlin, und wenn man sie gegessen hat, weiß man auch, warum. Die Lust an ausgefallenen Würzen zeigt sich bei der Ente mit Pfefferminzblattsauce. Überhaupt hat sich die Minze von der englischen, als recht exotisch empfundenen Sitte, sie zu Lamm zu servieren, zu einem Gewürz der modischen Küche gemausert: Man findet sie in Salaten wie in Fischsuppen und Fischzubereitungen. Der neueste Entendreh in Paris: Pfannkuchen statt mit Speck mit kroß gebratener Entenhaut.

Wenn bei manchen Gästen Geflügelzubereitungen nicht gefragt sind oder gar als „out" bezeichnet werden, dann ist das eine Folge der schrecklichen Massenfabrikation von schwammigen Hähnchen und Hühnchen. Deshalb sind die Köche, die ihren Beruf als Lustbefriediger und nicht als Sattmacher verstehen, darauf aus, Geflügel zu bekommen, das mit Körnerfutter und Grünzeug in „freier Wildbahn" aufgewachsen ist.

Zu den allgemeinen Trends gehört die von der Neuen Küche übernommene Sitte, Gemüse entweder zu pürieren (das hat einen Sinn, wenn es Gemüse sind, die man in kurzer Garzeit nicht genießbar machen kann) oder sehr knackig anzubieten.

Außerdem besinnt man sich seit kurzem auf Gemüse, die man vergessen hatte und die unter dem Stichwort „Wildgemüse" laufen. Der Sauerampfer gehört dazu, wie der Löwenzahn, aus dem man mit Speck den zur Zeit und zur Saison in Paris beliebtesten Salat macht.

Insgesamt geht die Tendenz zum Leichteren und weg von den dicken schweren Saucen, obwohl die dünnen, aus Gemüse gekochten Saucen noch nicht richtig geschätzt und verstanden werden. Wenn man aber etwas übereinstimmend als „out" bezeichnen kann, dann sind es Pommes frites (die in der Normal- und Massen-Gastronomie gleichzeitig ihre Blüte erleben), fettes Schweinefleisch und das Flambieren um jeden Preis.

Süßer Anhang: Das beliebteste Dessert zwischen München und New York ist zur Zeit Mousse au chocolat. Die französische Sitte, als Dessert Kuchen zu essen, kann sich bei uns nur ganz, ganz langsam einbürgern. Kuchen, richtiger gesagt Tartes oder Gâteaux, bei denen der Teig hauchdünn, der Belag – meist Früchte – dick ist, klein im Format und frisch gebacken, möglichst noch warm, sind Abschlüsse eines Essens, denen man eigentlich nicht widerstehen sollte. Die Österreicher sind aus ihrer Tradition heraus anders: Sie empfinden ihre Mehlspeisen wie die Salzburger Nockerln im *Goldenen Hirsch,* den Apfelstrudel im *Sacher* und die Topfenknödel in den *Drei Husaren* als ein Bestandteil ihres Wohlbefindens. Und sie scheren sich in einem solchen Augenblick den Teufel um Kalorien. Glückliches Österreich!


PARKER

IM NÄCHSTEN MONAT:



MEHR SEIN ALS SCHEIN TERROR GMBH

FEUCHTE RÄUME AUGENBLICK DER WAHRHEIT

TERROR GMBH – SIE TÖTEN IN WIEN, IN PARIS, IN TEL AVIV: GIBT ES EIN INTERNATIONALES NETZ DES TERRORISMUS? – ARTIKEL VON **NORBERT THOMAS**

ENDKAMPF – DER STRELZCIK WAR ERST ZWÖLF, ABER ER HIELT SICH FÜR DEN GRÖSSTEN. DANN KAM EIN RUSSISCHER SOLDAT UND ZEIGTE IHM, WIE MAN'S BESSER MACHT: BEI DER STRAMMEN HEIDI – ERZÄHLUNG VON **JANOSCH**

MEHR SEIN ALS SCHEIN – ES SIND DIE INNEREN WERTE, DIE ZÄHLEN. AUCH BEI EINEM AUTO. BESONDERS BEI DIESEM GOLF. WAS HEISST HIER: AUCH BLOSS EIN VW? SCHAUN SIE DOCH ERST MAL GENAU HIN!

FEUCHTE RÄUME – WENN KACHELN REDEN KÖNNTEN – DANN WÜRDE ES IHNEN DIE SPRACHE VERSCHLAGEN. WAS MÄDCHEN SO ALLES IM BADE TREIBEN – HAARSCHARF FOTOGRAFIERT VON **CHRISTIAN VOGT**

HAHNENSCHREI – URLAUB IN MEXIKO: VORMITTAGS TRIEB ER ES MIT DER INDIANERIN UND ABENDS MIT SEINER FRAU. ABER EINER NEIDETE ES IHM: UND DAS WAR EIN HAHN – ERZÄHLUNG VON **GERALD GREEN**

DER AUGENBLICK DER WAHRHEIT – SICH EINER HALBEN TONNE MUSKELN, SEHNEN UND KNOCHEN IN DEN WEG ZU STELLEN, IST WAHNSINN. ODER WISSENSCHAFT. ALLES ÜBER DEN STIERKAMPF – ARTIKEL VON **WOLFGANG FRANK**

DIE TOLLKÜHNEN RASER IN IHREN CHROMBLITZENDEN KISTEN – BELEIDIGENDES ZUR URLAUBSZEIT. FÜR ALLE, DIE SICH FÜR GUTE AUTOFAHRER HALTEN. BELGIER. FRANZOSEN. SCHWEIZER. ITALIENER. UND DEUTSCHE, NATÜRLICH! – ARTIKEL VON **JACK ALTMAN**

ZIGEUNERNUMMER – EINST WAR ZIGEUNERMÄDCHEN MONIKA NUMMERNGIRL – BEI ANDRÉ HELLER IM ZIRKUS RONCALLI. JETZT IST SIE SELBST EINE HEISSE NUMMER – BEIM FLAMENCO IN GRANADA – FOTOGRAFIERT VON **JOCHEN HARDER**

PLAYBOYS HOCHSOMMERDIÄT – NOCH NIE DAVON GEHÖRT? SIE WERDEN STAUNEN, WIE MAN MIT BULETTENBUTTER, DER PUNSCHKUR UND DEM MEHRMALS-TORTENBODEN RANK UND SCHLANK WIRD WIE EINE TANNE, UND WER MÖCHTE NICHT WIE EINE TANNE AUSSEHEN? – HUMOR VON **REINHARD SIEMES**

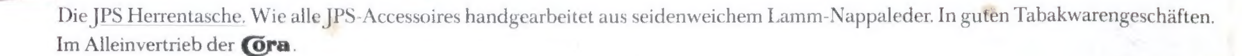
JPS 10/77 Masius

Im Rauch nikotinarm.
Wünschenswert leicht.
Nikotin 0,7 mg,
Kondensat 13 mg.
(Durchschnittswerte)

Lernen Sie jemanden kennen, der John Player Special raucht – vielleicht machen Sie mit ihm bei einer Forelle blau.

Die neue King-Size-Packung: 20 Filter für DM 3,–
Jetzt überall: im Automaten, sowie in Ihrem Tabakwaren- und Lebensmittelgeschäft.





Die JPS Herrentasche. Wie alle JPS-Accessoires handgearbeitet aus seidenweichem Lamm-Nappaleder. In guten Tabakwarengeschäften.
Im Alleinvertrieb der Cora.